
Otto Schulz



Otto Schulz.

Ein Denkmal

für

Seine Nachkommen und Seine Freunde

von

Julius Richter.

Mit dem Bildniß von Otto Schulz und dem Facsimile seiner Handschrift.

Berlin,
Verlag der Nicolai'schen Buchhandlung.
1855.

Den Nachkommen des Verewigten, den die folgende Darstellung als ein Muster aller menschlichen Tugend preiset, wünsche ich von Herzen, daß sie an seinem Leben sich erbauen und daran lernen mögen, das eigne Leben mit Frohsinn und Lebensmuth zu schmücken, es ernst und würdevoll und gottgefällig zu gestalten, in allem Kampf aber um's eigne Leben das eine, ewige Ziel des Christen unverrückt im Auge zu behalten. Für seine Freunde, Amtsgenossen, Schüler, für Alle, die mit ihm jemals in nähere Berührung, in persönliche oder literarische Bekanntschaft getreten sind, habe ich nur den einen Wunsch, ihnen kein fremdes sondern ein leicht erkennbares, liebes und befreundetes Bild vorgeführt zu haben. Allen Fernstehenden endlich, die zufällig und mit dem Blicke und Verlangen der Neugier diese Blätter in die Hand nehmen werden, wünsche ich das Interesse, das der Gefeierte seiner Umgebung nah und fern unausgesetzt gewährte, durch diese Auffassung seines Lebens zu erregen.

Ich habe die Biographie Ende August v. J. begonnen und nach einigen Unterbrechungen Anfangs Februar d. J. vollendet; ich habe mich auf das bis zum Beginn meiner Arbeit gesammelte Material beschränkt und von literarischen Erscheinungen dieser Zeit und dieser Sphäre nur die drei Regulative vom 1. 2. und 3. October 1854 gelesen und benutzt, um für meine Darstellung den ursprünglichen Plan zu bewahren, den Blick vollkommen frei zu erhalten und ganz mein Eigenthum dem Leser zu geben.

Ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ!

Berlin, den 10. Mai 1855.

J. R.

Einleitung.

„Den Schulmeister Sokrates vermochte ich nicht anzuerkennen, desto inniger und aufrichtiger den Menschen. Wem es leid thut, daß in den Schulen und den pädagogischen Lehrkreisen nicht mehr von sokratischer Lehrmethode die Rede sein soll, der richte sich an Sokrates dem Menschen wieder auf und lerne begreifen, daß ein sittliches Leben mehr werth ist, als alle Methode und Schulweisheit." So endet der letzte Aufsatz von O. Schulz im Jahrgang 1849 des Schulblatts für die Provinz Brandenburg. Der Aufsatz selbst, betitelt: „Die sokratische Lehrmethode," steht hinter dem Nekrolog des Verfassers; aber er ist mit frischester Lebenskraft, ungeschwächtem Humor und mit jener Schärfe und Deutlichkeit, jenem wunderbaren Wohllaut und Ebenmaß der Sprache geschrieben, worin O. Schulz unter seinen Zeitgenossen fast einzig dasteht. Und dieses Aufsatzes allerletzte Worte, sie sollen der Denkspruch sein für Alles, was ich über den theuren Mann zu sagen habe, und wie sie seines Erdenwallens innerstes Wesen und köstlichen Kern bezeichneten, so soll sich um sie herum wie um das ächte und ursprüngliche Thema die Darstellung seines Lebens, seines Wirkens, seines Glücks und seiner Leiden reihen. Daß aber jene Worte nicht etwa die Summa seiner Erfahrungen oder gar ein Trost- und Stoßseufzer nach allerlei guten und bösen Begegnissen des Lebens, sondern daß sie die edle Firma sind, unter welcher er

praktisch und theoretisch wirkte, oder auch der immergrüne Baum, in dessen Schattenruhe er sich barg aus der heißen Tagesarbeit, um neu und frisch von Neuem zu beginnen: — das, denke ich, wisset Ihr alle, die Ihr ihn gekannt habt und ihm nahe gewesen seid; das grünt ja aus allen seinen Schriften dürrester Theorie lustig dem aufmerksamen und empfänglichen Leser entgegen; das, hoffe ich, will ich auch für die, so weder ihn gekannt, noch seine Schriften groß angesehen haben, wie klassisch sie sammt und sonders sind, in der folgenden Skizze so nachzumalen mich bemühen, daß man ihn leibhaftig vor sich sehen möge, wie er spielend gelehrt hat und lehrend zu fesseln verstand; wie er selbst ein vollendeter Meister aller Theorie und Methode aller hohlen Methodisterei und dürren Schulweisheit innerlichst abhold war; wie er vor Allem im Gegensatz zu jenen Fach- und Methodenmännern, jenen Advokaten des Wortes und nicht des Wesens, jenen modernen Schulsophisten den Schulmann als solchen, den höheren wie den niederen, mit dem Leben anszusöhnen, ihn seine eigentliche Sphäre erkennen zu lassen, ihn für dieselbe zu bilden, zu erhalten oder wiederzugewinnen suchte.

Die Quellen über sein amtliches Leben sind reichlich und vollständig, über sein Privatleben lückenhaft und nicht leicht zugänglich. An eine Selbstbiographie hat er vielleicht nicht gedacht, wenigstens nie davon gesprochen. Außer den amtlichen Schriftstücken, die von ihm noch zusammengereiht sind, hat er von seiner Hand über sein Leben eigentlich Nichts hinterlassen, keine Correspondenz, außer 2 oder 3 wohl ganz zufällig übrig gebliebenen Briefen von Freunden und mehreren von seiner Hand an seine Kinder, besonders aus dem vorletzten und letzten Carlsbader Aufenthalt; kein Wort über die Vorgänge seines innern Lebens. Und doch, wie prächtig, wie reich und voll, wie lebendig auch und mitunter unruhig floß der Strom seines Gedankenlebens dahin! Und in diesem Strom, wie grün und lachend wiegen sich die Inseln auf den Wellen, diese Inseln, die er uns geschenkt hat und die uns lange noch anlachen und erquicken werden, seine Schriften! sie also müssen uns trösten und hinübertragen über die Oede sonstiger Nachrichten. An Nekrologen hat es

freilich nicht gefehlt; dem von seines Bruders Ferdinand (Superintendenten in Berlin) Hand und Herz geschriebenen (im Schulblatte J. 1849) habe ich noch Einiges aus einem Briefe eines älteren Bruders und eines Jugendfreundes hinzuzufügen. Die „Bausteine" von K. Bormann in demselben Schulblatte J. 1850 sind zierlich und fein und passend geformt, und sind ein willkommener Beitrag zu meinem Neubau, zumal da ihr Künstler viele Jahre länger und eher als ich mit O. Schulz in amtlicher und freundschaftlicher Beziehung und in fast täglicher Berührung stand; sie sind zugleich ein freundliches und wohlthuendes Denkmal der Pietät. Ich habe auch sonst hie und da alte Freunde des Verstorbenen zu Beiträgen aufgefordert und um Unterstützung gebeten; ich habe aber nur höfliche Zusagen erhalten. Und so muß ich, der jüngste seiner Freunde, getrost auf eigne Kraft vertrauen, und ich kann wenigstens das Eine versichern, daß ich mit der ganzen Liebe und Verehrung eines herzlich dankbaren Sohnes ans Werk gehe.

Aber da hätt' ich bald zwei wichtige Schriftstücke zu erwähnen vergessen, und sie sind doch für das bedeutsamste und folgenreichste Lebensereigniß und für alle seine Consequenzen die reinste und ächteste Quelle. Das eine ist die „Abgedrungene Erklärung" aus jenem Jahre 1848, wo so Vielen Vieles abgedrungen ward, was die folgenden Jahre wieder zurücknahmen und einbrachten. Für O. S. aber bezeichnet jenes „abgedrungen" den Widerwillen und die blutsaure Arbeit, und es haben ihm wahrlich alle seine Schriften zusammen nicht solche Mühe und solches Wollen und Beherrschen gekostet, als diese wenigen Zeilen der „abgedrungenen Erklärung." Welch wunderbarer Contrast! Er, der allen Kummer und Mißmuth allein trug, weil er gewohnt war, seiner Umgebung nah und fern nur Freude zu bereiten und Freudiges zu sagen, er, dessen Freunde kaum jemals eine zusammenhängende oder mehr ausführliche Erzählung aller Widerwärtigkeiten seines Lebens aus seinem Munde gehört haben, er mußte den Errungenschaften von 1848 sein Opfer bringen und auf sogenannte volksthümliche Inquisition oder Interpellation, gleichwie Aristides einem τῶν ἀγραμμάτων καὶ παντελῶς

ἀγροίκων (d. h. einem, der weder lesen noch schreiben konnte, auch den Aristides gar nicht kannte,) seinen Namen auf das Verbannungstäfelchen aus Gefälligkeit aufschrieb; — auf solche Interpellation also vor einem Publikum Red' und Antwort stehen, das kaum Einige enthielt, die das Gesagte und nachher Gedruckte sprachlich verstehen mochten, Niemanden aber, der es sachlich verstehen konnte. Natürlich wird er tauben Ohren gepredigt haben, und wie jener attische Bauer zufrieden damit, sein verfassungsmäßiges Recht vollzogen zu haben, desselbigen Tages zu seiner Handthierung zurückkehrte: so gingen auch unsere Nationalen vergnügt darüber, einen Beamten und hochstehenden Mann politisch geschunden und gerissen zu haben, zur Tagesordnung über; und Alles war vergessen und blieb beim Alten. Aber die Feindschaft zwischen Sansculottismus und Bildung ist ja unsterblich! So mildem und versöhnlichem Ton, so rücksichtsvoller und feiner und meisterhaft geschickter Darstellung dieser „abgedrungenen Erklärung" — was für eine Antwort ward ihr? Aber es ist ja eigentlich keine Antwort, es ist ein Angriff fast zwei Jahre nach dem Tode des Verfassers der „abgedrungenen Erklärung," ein Angriff, der bei seinen Lebzeiten so wenig möglich war, als Falstaff's Heldenstück, Brust gegen Brust dem edlen Heinrich Percy gegenüber, denkbar. Im zweiten Abschnitt mehr davon!

Das zweite ist eine Rezension des „Standpunktes" von W. Harnisch und ein Sendschreiben an denselben, die beide viel über sein amtliches Verhalten sagen; ich werde sie ebenfalls im zweiten Abschnitt genauer charakterisiren. Hier aber will ich gleich bemerken, 1) daß ich aus meines Schwiegervaters Munde nie ein Wort des Unmuths, der Rechtfertigung, der Genugthuung, kurz, nie eine Auseinandersetzung seiner amtlichen Leiden gehört habe; er pflegte überhaupt nur seine Freude, nicht seines Herzens Kummer und Leid mit den Seinigen zu theilen; 2) daß ich den Verfasser des Jahrbuchs von 1851 gar nicht von Person kenne, und seinen Namen kaum jemals in der Familie meines Schwiegervaters habe nennen hören, mithin persönlich keinerlei Affektion habe oder fühle.

Das also sind meine Quellen; denn auf Zeitungsartikel, deren ich eine ziemliche Anzahl, besonders aus den Sturmjahren 1845—1847, schon gesammelt vorfand, kann ich, da sie mindestens immer Ungenaues, in der Regel aber nur Falsches oder gar absichtlich Entstelltes bringen, mich füglich nicht einlassen. In Bezug aber auf meine Darstellung will ich nur gleich bekennen, daß ich schreiben will, wie es Geist und Herz gebieten und eingeben, wahrhaftig und getreu, streng und unerbittlich, nicht blos referirend sondern auch räsonnirend. Denn es ist mir so, als schriebe ich für mich selbst, und wer, wenn er sich selbst und seine Sache vertritt, wer da glaubt, daß er ruhig und kalt und objektiv und unparteiisch in jeder Silbe sein könne, der verkennt seine menschliche Natur, oder er muß mit solcher Klarheit und so ruhigem Bewußtsein zurückdenken können, als es O. Schulz konnte, während er jene „abgedrungene Erklärung" sprach und niederschrieb; wer aber eines theuren Freundes Sache zu vertreten hat, dem mag man auch schon ein warmes und beredtes Wort, ja ein Wort zu viel eher nachsehen, als daß man ihn einen kühlen und gezwungenen Vertheidiger nenne.

Ein Lustrum ist seit seinem Tode dahin; ich hatte gleich den Gedanken an seine Biographie, aber schwere Zeiten drängten ihn ganz in den Hintergrund. Erst jetzt ist zu dem stets lebhaften Wunsche auch die nöthige Ruhe und Fassung zurückgekehrt, und ich hoffe mit der Skizze seines Lebens und Wirkens noch lange nicht zu spät zu kommen; so frisch lebt er in seinen Schriften und im Herzen seiner Schüler, Anhänger und Freunde fort!

Meine Darstellung wird in drei Abschnitte zerfallen, die der Zeit nach zum Theil parallel laufen müssen. Der erste soll von seinem Privat- und Schulleben handeln, der zweite seine amtliche Wirksamkeit als Schulrath umfassen und der letzte seine schriftstellerische Thätigkeit schildern. Merkwürdiges und Besonderes, so etwas wider Sternenlauf und Schicksal hat freilich weder das Privat- noch das amtliche Leben des Verewigten zu erzählen; ja ein Unbekannter würde sein häusliches Leben durchweg als glücklich und gesegnet, sein amtliches als ehrenvoll und, einige amtliche Verdrieß-

lichkeiten, wie sie Jedermann begegnen können, abgerechnet, als eine sogenannte „gute Carriere," sein schriftstellerisches sogar als ein vorzügliches und in manchem Betracht einziges bezeichnen. Und wahrlich! so war es auch; denn wenn das höchste Wissen das höchste Glück ist und das geistige Schaffen die höchste Wonne; — wie hoch beglückt ist er zu nennen, und wie unbedeutend, wie gar nicht wiegen dagegen jene kleinen Leiden der sterblichen Menschennatur, jene amtlichen Quängeleien und Zwickereien, unter denen bisweilen auch die Besten unverschuldet zu leiden haben.

Erster Abschnitt.

Das Privatleben.

1. Das Elternhaus.

Johann Otto Leopold Schulz, der vierte Sohn des Otto Wilhelm Schultz, Predigers zu Wurow bei Labes in Pommern, und der Elisabeth Schultz, geborenen Michaelis, ward geboren am 17. October 1782. Seiner Kindheit Jahre müssen in Wahrheit golden gewesen sein, das Streben des Jünglings und der Charakter des Mannes beweisen das zur Genüge. In jenem stillen, nur von der Kinderschaar belebten, jenem überaus einfachen, ja ärmlichen und doch gemüthlichen und behaglichen Pfarrhause, wo Genügsamkeit und Arbeitsamkeit nicht blos ein Gebot der curta supellex, sondern selbsteigne Wahl und Genuß waren: da wuchs O. S. heran als Liebling der Eltern und Geschwister. Tief und unverlöschbar zeichnen die ersten Jahre dem ganzen späteren Leben seine Linien vor, und wie das Kind die Liebe seiner Eltern und Geschwister wie einen ewigen Schatz mit hinüber nimmt in das Jünglings- und Mannesalter, um davon viel Andere glücklich zu machen; so verhüllt unfreundliche Behandlung, Haß und Zurücksetzung des Kindes wie ein unheimliches, schwer zu lüftendes Visir die Offenheit des Jünglings, den Charakter des Mannes. Daß aber unseres O. S. Kindheit eine goldne war, das brauchen wir nicht erst und lediglich aus seinem Charakter zu schließen, dafür giebt es auch authentische Quellen. Sein Vater war bis zum Jahre 1778 Rektor in Arnswalde und verbesserte sich dann, wie man zu sagen pflegt,

durch die Pfarrstelle zu Wurow mit einem Einkommen von noch nicht 400 Thalern. Dazu hatte er ein schmuckes Häuflein Kinder (seine erste Ehefrau starb im zwölften Wochenbett, er war dreimal verheirathet, hinterließ fünfzehn Kinder und von seinen Söhnen haben acht studirt); und so beschloß er denn anfänglich, nur den vierten Sohn studiren zu lassen. Und dies war eben der Otto, dem man schon bei seiner Geburt Glück geweissagt hatte; er war ja mit einem sogenannten Helm, d. i. einer käppelartigen Haut über den Oberkopf geboren und machte bald durch seltene Geistesgaben den Anfang und Grund zu dem verheißenen Glücke. Aber es sollte seinen Geschwistern auch von diesem Glücke zu Theil werden; ich meine zunächst das Glück einer sorgfältigen Erziehung und klassischen Bildung. Der Vater war genöthigt, seine Kinder selbst zu unterrichten und er lösete bei seiner gediegenen klassischen Bildung seine Aufgabe in ausgezeichneter Weise.

Nur der älteste seiner Söhne, der wohl an diesem gemeinschaftlichen Unterricht nicht mehr Theil nahm, blieb bei seiner anfänglichen Bestimmung, der Oekonomie, die übrigen drei, die mit Otto dem Alter nach zusammen gehörten, er war aber der Jüngste, wurden zu den höheren Studien vorbereitet. Wie der Jüngste seine älteren Geschwister auf der Wissensbahn mit sich fortgezogen haben mag, das läßt sich nur aus tausend ähnlichen Beispielen ahnen. Außer dem väterlichen Lehrmeister hatte O. S. noch einen anderen. Mit seinem nächst älteren Bruder Gustav wanderte er von Zeit zu Zeit zwei Meilen über Land zu einem befreundeten Nachbar, dem Prediger Haehne, um von ihm das Hebräische, worin sich der Vater nicht stark genug fühlte, zu lernen. Dieser Nachbar war ein Hagestolz, einsam und gewiß zu ernst und grämlich für ein Kind, das lustig und lärmend herauskommt aus dem Gewirre eines kinderreichen Hauses; aber wacker und gescheut. Um den weiten Weg nicht zu oft zu machen, blieben die beiden Brüder gewöhnlich gleich 14 Tage bei ihrem hebräischen Eremiten, und das waren Schmerzenstage für den 14jährigen, von der innigsten Elternliebe gepflegten und getragenen und seiner Gemüthlichkeit, seiner besonderen Talente

wegen bevorzugten Knaben. Doch lernte er bald sich in seine Launen schicken und lernte dafür auch die zu seinen theologischen Studien unentbehrliche hebräische Sprache gründlichst und so leicht, daß ihn sein Lehrmeister seiner außerordentlichen Fassungskraft wegen immer den „Herrn Professor“ zu nennen pflegte. Noch spät und oft hat O. S. die Bemühungen seines hebräischen Lehrers dankbar anerkannt. Dieser Segen des ersten Unterrichts, wo der Vater wie der väterliche Freund mit sichtbarem Wohlgefallen und mit inniger Genugthuung ihres Zöglings Fortschritte begleiteten, wo einem so dankbaren Empfänger mit herzlicher Freude des Wissens Gabe gespendet wurde, wo das freundliche Auge des Vaters und selbst der verschwindende Ernst des wackeren Freundes mehr lohnten und besser spornten, als die mäkelnde Kritik des generalisirenden Lehrers einer vollen Klasse jemals erreichen wird: — dieser Segen war in seinen Folgen groß und ohne Ende. Denn die Lernfreudigkeit und der Wissenstrieb blieben ihm bis an seinen Tod, und ich habe nie Einen gekannt, der so gern wie O. S. wirklich lernte, nicht etwa, weil so leicht, sondern weil er in die Lernperiode seines Lebens mit Liebe und Sanftmuth eingeführt war und das Lernen von vorn herein für eine Selbstbelehrung, nicht für Dienst- und Befehlserfüllung anzusehen lernte.

Es war auch ein Glück für unsern O. S., daß er zahlreiche Geschwister hatte; mit und unter ihnen lernte er sich schicken, genügsam, gutmüthig, verträglich sein. Und es ist besonders dies Gemüth, was der Knabe als köstlichen Schatz aus dem väterlichen Hause in die Welt mitbringt; und ich meine eben, daß die Erweckung oder Förderung des guten Herzens in kinderreichen Familien sich gewöhnlicher findet. Man braucht da nicht erst auf die pommersche Natur hinzuweisen, die ich wohl versteckt gutmüthig, aber nicht frei und offen und zutrauenerweckend nennen möchte. Aber auch der Ausnahmen giebt es so viele, mißrathene Kinderheerden, wohlgerathene Einsiedler und einzige Erben, daß ich gern den obigen Satz als Paradoxon gelten lasse, so fern dann das gute Herz und das grundgütige Wesen in O. S. als Mitgift der Ge-

burt erscheint, welche im elterlichen Hause unter der glücklichsten Pflege Aller kräftig keimte, lustig grünte und blühte und früh schon ihre Früchte brachte.

Und noch Eins; — es wird mir fast schwer, mich von der glücklichen Jugend und meinen Gedanken darüber trennen zu müssen — unter so geistiger, herzlicher Pflege blieb O. S. bis zu seinem Jünglingsalter, und er trat, 15 Jahre alt, nicht als ein verkommenes Landkind, sondern als Zierde und Ausbund von Gelehrsamkeit in die erste Klasse des Gymnasiums. Das ist auch heute oder vielleicht grade heute etwas Seltenes, und es ist schon etwas Großes, wenn ein leidlicher Tertianer vom Landstapel daher gelaufen kommt. Es war aber mit dem Wissen zugleich die Reinheit und Solidität der Erziehung, das Bewußtsein fester Lebensregeln neben dem Gefühl der Befähigung zum wissenschaftlichen Beruf, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, er sei charakterfest, beinahe charakterfertig in die Welt getreten. Was gilt gegen solche Jugendbildung aller Prunk einer hofmeisterlichen Dressur, alle erkaufte Sorgfalt, die den reichen Sprößling eigennütziger Ehe weder seinen Verstand noch seine Gliedmaßen recht gebrauchen lernen läßt, geschweige denn ihn darauf aufmerksam macht, daß und warum dem Menschen auch ein Herz im Busen schlägt! Was gilt sie aber auch gegen den sogenannten Pennalismus der elementaren und mittleren Klassen, den man preisen mag als für die Charakterbildung zuträglich, ja nothwendig, der auch gewiß als Miniaturbild der großen menschlichen Gesellschaft ein Todfeind des Egoismus und Beförderer der Philanthropie ist, der aber auch ebenso gewiß ein Zerstörer des zarten Gefühlslebens und des züchtigen Denkens ist! So frei und rein blieb die Jugendbildung unseres O. S. von allen schädlichen und zerstörenden Einflüssen durch das Glück der einsamen und einfachen häuslichen Erziehung! Wahrlich, sein späteres Leben zeigt es, mein 9jähriger täglicher Umgang mit ihm hat es mir gesagt: So und nicht anders muß seine Jugend gewesen sein! denn einen reineren jungfräulicheren Mann habe ich niemals gesehen.

Und sollte nun nicht mehr über seine Jugendzeit zu sagen sein?

Da fällt mir ein — und warum soll ich es nicht heraussagen, schreibe ich ja doch nur für seine Freunde und seine Kinder — er muß gern und viel und so recht mit Leib und Seele gespielt haben. Große Kunstwerke mag ihm der heilige Christ eben nicht bescheeret haben; er pflegte uns Kindern wohl von der Einfachheit zu erzählen, von welcher wir jüngere Generation in unserer Verwöhnung gar keinen Begriff hätten: eine Stolle und ein Paar Strümpfe, das sei oft ihre Bescheerung gewesen und sie hätten dabei eben so laut und herzlich gejubelt; — aber dessen bedarf's ja zum Spielen auch nicht; was man selbst zurecht schneidet und zimmert und bindet und putzt, das macht erst die rechte Freude, und kein Künstler hat mehr Freude am neuen Kunstwerk als das Kind an jeder kleinen Veränderung. Ich schließe aber diese Liebe zum Spielen aus seiner Gewohnheit, in Augenblicken des bloßen Nachdenkens aus irgend etwas Daliegendem irgend ein Spielwerk zu machen. Wie er denn im Alter spielte, um zu denken, so dachte er in der Kindheit, um zu spielen. Das Spiel des Kindes war seine Arbeit, in der Emsigkeit und Erfindung des Spielens lag die künftige Arbeitslust und Produktivität, in der Liebe zum Spielen Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit. Ein böser Knabe reißt ein, aber spielt nicht; zerstört, aber erfindet nicht. Hier findet ein Wort aus dem Schulblatt, J. 1849 S. 287. f., die passendste Stelle: „Keine größere Freude gab es für die halberwachsene Jugend meines Geburtsortes, als wenn ein beurlaubter Soldat am Sonntag Nachmittag sie auf dem freien Platz im Dorfe exerzieren ließ, und keine größere Freude für die Schulknaben, als wenn der Lehrer erlaubte, daß in den Zwischenminuten oder auch nach der Schule einer der älteren Jungen den Exerziermeister der übrigen machen durfte." Das sind ächte Heimathklänge und Jugenderinnerungen; nur Eines haben die 60 Jahre verwischt: das selbsteigne Mitexerzieren, die Lust am eignen Spiel und die Freude am Spiel der Genossen ist der historischen Reminiscenz geopfert.

Wie gern möchte ich noch Manches herausholen aus der Vergangenheit. Liegt es nicht so nahe, nach der Kindheit und ersten Jugend zu forschen und in ihr die Keime und deutlichen Spuren

zu allem Guten und Vortrefflichen zu suchen? Ist nicht die ganze Noblesse seines Wesens im Leben, im Amt, in Wort und Schrift nur eine höhere Kulturstufe auf natürlicher und maßgebender Basis? Gewiß, denn er konnte als Knabe nicht anders gewesen sein als frisch und frei und gradeaus! Und woher die tiefe und ächte Frömmigkeit des Mannes? Woher anders als von dem Beispiele des Vaters und des ganzen Hauses? Aber es giebt doch wohl so manche interessante Züge seines Charakters, die nur das reifere Alter kann eingegraben haben. Dahin gehört namentlich ein Sarkasmus, der schwachen und befangenen Gemüthern sogar Furcht einjagen mochte, und ein Ernst, der noch mehr verkannt worden ist, und der doch nie aus des Herzens Härtigkeit stammte, der nur zu oft Gram und Wehmuth vertrat und verhüllte, und eine Zurückhaltung endlich, die ebensowohl nur schwache und befangene Gemüther für Stolz ansehen mochten, die aber dennoch gegen die geschwätzige Zudringlichkeit der Eintagsfliegen oft nicht kräftig genug schützte.

Nun, den Sarkasmus möchte ich doch ausnehmen. Es wäre wahrlich wunderbar, wenn ein geistig so frischer und so liebevoll erzogener Knabe nicht auch seinen Uebermuth, ja seinen Muthwillen sollte gezeigt haben. Und daß er als Jüngling auf dem Gymnasium kein Duckmäuser war, das haben mir seine Zeitgenossen und Geschwister versichert und wir werden davon bald hören.

Aber das Andere will ich denn doch zugeben; denn wie die Haare bleichen von der Arbeit des Lebens, und die Stirne sich furcht unter Gedanken und Sorgen; so legt sich der Ernst und die Zurückhaltung um das Herz, es vor Trug und Täuschung zu bewahren.

2. Das Gymnasium.

Um die Osterzeit 1797 brachte der Vater seine beiden Söhne Otto und den nächstälteren Gustav auf das Gymnasium zu Alt-Stettin. Sein zweiter Sohn Fritz war nach Stargard und von da 1799 nach Halle gegangen, um Jura zu studiren. (Er starb

1806 als Hofgerichtsassessor zu Bromberg, 27 Jahre alt, am Typhus.) Die Gebrüder Otto und Gustav wurden so gründlich und vollständig vorbereitet befunden, daß sie sogleich in die erste Klasse eintraten; dazu hatte O. S. außer den Lehrstunden des Vaters und des befreundeten Nachbarn noch besonders das Seinige gethan. Der Unterricht des Vaters hatte sich auf die 3 Sprachen: Latein, Griechisch und Deutsch beschränkt. Geographie und Geschichte, meinte er wohl, müsse man und könne man leicht beiher aus Büchern und Karten lernen; und dem mathematischen Unterricht war er selbst nicht gewachsen. Von dem väterlichen Freunde hatte O. S. wohl noch gelegentliche Unterweisung in die Vorhallen der Naturkunde und Astronomie erhalten; aber das Meiste in den Realien hatte er seinem Privatfleiße zu danken, und es bleibt immer eine seltene Erscheinung, daß Sprachen und Wissenschaften oder Realien neben und mit einander so gleichmäßig angebaut, so gleichmäßig gepflegt und so auf gleicher Höhe und in gleicher Blüthe bis an sein Lebensende von ihm erhalten wurden. Das Königliche Gymnasium zu Alt-Stettin erfreute sich unter der Direktion des nachmaligen Schulraths Sell eines gewissen Rufes. Es führte den stolzen Beinamen illustre academicum, war ursprünglich zur Ausbildung der pommerschen Adeligen, welche in den Staatsdienst treten wollten, bestimmt und bestand aus drei Klassen, cursus genannt. Durch diese Theilung hatte die Anstalt die ursprüngliche Absicht ihres Stifters, eine Mittelstufe zwischen Schule und Universität zu sein, aufgegeben. Sie war dazu durch die zu ungleiche Vorbereitung und Bildung ihrer Zöglinge genöthigt worden, und die drei Cursus entsprachen etwa den drei oberen Gymnasialklassen. Aber der ganze äußere Zuschnitt, besonders des ersten Cursus, der auch wohl über das eigentliche Gymnasialziel ein wenig hinausging, war ein akademischer. Die Schüler wurden „meine Herren", wohl gar „hochzuverehrende Herren" angeredet, und da dies mit der Bildungsstufe mancher dieser Herren gar nicht harmonirte, so gab es wohl mancherlei Wunderlichkeiten und Conflikte, an denen sich auch O. S. gern betheiligte. — Außer diesem illustre academicum gab

es ein Lyceum (das sogenannte städtische academicum), dessen Leistungen in Sprachen und Wissenschaften etwas niedriger gestellt waren, so daß etwa seine oberste Klasse dem zweiten Cursus des akademischen Gymnasiums entsprochen haben dürfte. Die Gebrüder Schulz erregten durch ihre Leistungen, besonders in den alten Sprachen, Aufsehen bei ihren Commilitonen. „Insbesondere", schreibt mir sein bester Jugendfreund, der Stettiner Professor Justus Graßmann, der ihm bald in die Ewigkeit nachgefolgt ist, „zeichnete sich Otto trotz seiner großen Jugend durch eine gewisse Sicherheit in seinen Kenntnissen, Gewandtheit in ihrem Gebrauche, durch lebendige Auffassung und Frische des Geistes aus." „Ein treffliches Gedächtniß", heißt es weiterhin, „welches ihm, was er an Kenntnissen besaß, zum Gebrauche stets gegenwärtig erhielt, kam ihm bei seinen Studien sehr zu Statten, so daß er, obgleich die Anstalt manche Mängel hatte, doch recht gute Fortschritte machte." An dem hier gerühmten Gedächtniß hat O. S. sein Lebelang einen gar treuen Gehülfen gehabt, und seine stets frische Lernfreudigkeit, die ich oben als Frucht des väterlichen Unterrichts bezeichnete, fand in der Unerschöpflichkeit eines solchen Gedächtnisses immer neue Nahrung und Anregung. Er war unersättlich im Lernen und unfehlbar im Behalten des Erlernten; sein Lernfleiß war nicht lediglich eine Stütze des Genies oder gar ein Ersatz geistiger Begabtheit, sondern vielmehr eine natürliche Aeußerung des Wissenstriebes. Und ich kann schon hier, da wir eben bei solchen Gedanken sind, unbedenklich aussprechen: O. S. hat nie ein Wort umsonst gelernt, nie ein gelerntes wieder vergessen. Das hat er mir oft und zu meiner Bewunderung und Beschämung, fast möchte ich sagen, noch in seinen letzten Schmerzenstagen gezeigt.

Unter den Professoren des akademischen Gymnasiums waren es besonders der spätere Schulrath Bartoldy und der damalige Direktor, Schulrath Sell, und der Medizinalrath Kölpin, Professor der Naturwissenschaften und Arzt des Gymnasiums, und der Consistorialrath Engelcken, welche auf die Ausbildung des jungen Akademikers den wohlthätigsten Einfluß hatten. Bartoldy war

Lehrer der Mathematik und Physik und bei seinen Schülern sehr beliebt durch sein freundliches Wesen, wie durch sein ausgezeichnetes Lehrtalent. O. S. hatte wie sein Freund Justus Graßmann ein entschiedenes Talent für Mathematik, und Bartoldy hatte ihn vor vielen sehr lieb, und wie ein wirklicher Lehrer und Herr in seiner Klasse auch gern den Scherz benutzt, wo er am Platze ist als drastisches Lehr- und Förderungsmittel, so zeigte er ihm und den Commilitonen eine artige Weise, Logarithmen und trigonometrische Formeln auswendig zu lernen. Allmorgendlich beim Frisiren seines Zopfes lerne er in bestimmter Folge eine bestimmte mäßige Anzahl auswendig; dabei werde die Frisur unvermuthet rasch fertig und man habe die Zeit doppelt genützt. Das merkte sich unser O. gar bald und ebenso allmorgendlich lernte er bei der Selbstbereitung seines sogenannten modischen Puderzopfs sein Pensum: heutzutage geht das freilich nicht mehr, und es käme darauf an zu untersuchen, ob deswegen der mathematischen Köpfe weniger geworden sind.

Neben Bartoldy wirkte besonders Sell einflußreich auf die Ausbildung unsers Otto. Er war selbst kein großer Gelehrter, — Bartoldy hat sich auch als Schriftsteller bethätigt — aber als Direktor und Lehrer ausgezeichnet tüchtig. Er hatte eine sogenannte akademische Gesellschaft gegründet, die aus 10 bis 12 Gymnasiasten des ersten Cursus bestand. Diese ergänzten sich durch eigene Wahl; sie versammelten sich alle Mittwoch Nachmittag im Hause des Direktors Sell, besprachen sich über alle Lehrobjekte, lasen von Zeit zu Zeit Arbeiten vor und kritisirten. O. S. war 1½ Jahr lang ein sehr thätiges Mitglied dieser Gesellschaft, und das war eine besondere, sehr wenigen zu Theil gewordene Auszeichnung, da die meisten erst im letzten Halbjahre ihres Schulbesuchs dieser Ehre theilhaftig wurden.

Ein besonderes Glück seiner Kindheit hatte ihn aus dem Vaterhause auf das Gymnasium begleitet, das so leicht und so oft verwöhnende Glück: ich meine die Achtung und Liebe seiner Umgebung, daß er fast nicht schlechter zu preisen war als weiland Titus.

es ein Lyceum (das sogenannte städtische academicum), dessen Leistungen in Sprachen und Wissenschaften etwas niedriger gestellt waren, so daß etwa seine oberste Klasse dem zweiten Cursus des akademischen Gymnasiums entsprochen haben dürfte. Die Gebrüder Schulz erregten durch ihre Leistungen, besonders in den alten Sprachen, Aufsehen bei ihren Commilitonen. „Insbesondere", schreibt mir sein bester Jugendfreund, der Stettiner Professor Justus Graßmann, der ihm bald in die Ewigkeit nachgefolgt ist, „zeichnete sich Otto trotz seiner großen Jugend durch eine gewisse Sicherheit in seinen Kenntnissen, Gewandtheit in ihrem Gebrauche, durch lebendige Auffassung und Frische des Geistes aus." „Ein treffliches Gedächtniß", heißt es weiterhin, „welches ihm, was er an Kenntnissen besaß, zum Gebrauche stets gegenwärtig erhielt, kam ihm bei seinen Studien sehr zu Statten, so daß er, obgleich die Anstalt manche Mängel hatte, doch recht gute Fortschritte machte." An dem hier gerühmten Gedächtniß hat O. S. sein Lebelang einen gar treuen Gehülfen gehabt, und seine stets frische Lernfreudigkeit, die ich oben als Frucht des väterlichen Unterrichts bezeichnete, fand in der Unerschöpflichkeit eines solchen Gedächtnisses immer neue Nahrung und Anregung. Er war unersättlich im Lernen und unfehlbar im Behalten des Erlernten; sein Lernfleiß war nicht lediglich eine Stütze des Genies oder gar ein Ersatz geistiger Begabtheit, sondern vielmehr eine natürliche Aeußerung des Wissenstriebes. Und ich kann schon hier, da wir eben bei solchen Gedanken sind, unbedenklich aussprechen: O. S. hat nie ein Wort umsonst gelernt, nie ein gelerntes wieder vergessen. Das hat er mir oft und zu meiner Bewunderung und Beschämung, fast möchte ich sagen, noch in seinen letzten Schmerzenstagen gezeigt.

Unter den Professoren des akademischen Gymnasiums waren es besonders der spätere Schulrath Bartoldy und der damalige Direktor, Schulrath Sell, und der Medizinalrath Kölpin, Professor der Naturwissenschaften und Arzt des Gymnasiums, und der Consistorialrath Engelcken, welche auf die Ausbildung des jungen Akademikers den wohlthätigsten Einfluß hatten. Bartoldy war

Lehrer der Mathematik und Physik und bei seinen Schülern sehr beliebt durch sein freundliches Wesen, wie durch sein ausgezeichnetes Lehrtalent. O. S. hatte wie sein Freund Justus Graßmann ein entschiedenes Talent für Mathematik, und Bartoldy hatte ihn vor vielen sehr lieb, und wie ein wirklicher Lehrer und Herr in seiner Klasse auch gern den Scherz benutzt, wo er am Platze ist als drastisches Lehr- und Förderungsmittel, so zeigte er ihm und den Commilitonen eine artige Weise, Logarithmen und trigonometrische Formeln auswendig zu lernen. Allmorgendlich beim Frisiren seines Zopfes lerne er in bestimmter Folge eine bestimmte mäßige Anzahl auswendig; dabei werde die Frisur unvermuthet rasch fertig und man habe die Zeit doppelt genützt. Das merkte sich unser O. gar bald und ebenso allmorgendlich lernte er bei der Selbstbereitung seines sogenannten modischen Puderzopfs sein Pensum: heutzutage geht das freilich nicht mehr, und es käme darauf an zu untersuchen, ob deswegen der mathematischen Köpfe weniger geworden sind.

Neben Bartoldy wirkte besonders Sell einflußreich auf die Ausbildung unsers Otto. Er war selbst kein großer Gelehrter, — Bartoldy hat sich auch als Schriftsteller bethätigt — aber als Direktor und Lehrer ausgezeichnet tüchtig. Er hatte eine sogenannte akademische Gesellschaft gegründet, die aus 10 bis 12 Gymnasiasten des ersten Cursus bestand. Diese ergänzten sich durch eigene Wahl; sie versammelten sich alle Mittwoch Nachmittag im Hause des Direktors Sell, besprachen sich über alle Lehrobjekte, lasen von Zeit zu Zeit Arbeiten vor und kritisirten. O. S. war 1½ Jahr lang ein sehr thätiges Mitglied dieser Gesellschaft, und das war eine besondere, sehr wenigen zu Theil gewordene Auszeichnung, da die meisten erst im letzten Halbjahre ihres Schulbesuchs dieser Ehre theilhaftig wurden.

Ein besonderes Glück seiner Kindheit hatte ihn aus dem Vaterhause auf das Gymnasium begleitet, das so leicht und so oft verwöhnende Glück: ich meine die Achtung und Liebe seiner Umgebung, daß er fast nicht schlechter zu preisen war als weiland Titus.

Diese Zuneigung Aller, die mit ihm in Berührung kamen, zeigte sich gar herrlich während einer schweren Nervenkrankheit, die ihn 6 Monate lang niederhielt und ihn mehrere Male dem Tode nahe brachte. Sämmtliche Mitschüler, 70 an der Zahl, unterstützten seinen Bruder Gustav in der Krankenpflege, je 2 wachten bei ihm und sie haben dies treu und unermüdet bis zur Genesung durchgeführt. Besonders eifrig, sorgsam und liebevoll zeigte sich Justus Graßmann und damit ward das Band der Freundschaft eng und fürs Leben geknüpft. Sein Arzt, der Medizinalrath Kölpin, besuchte trotz seiner beschwerlichen und großen Praxis den Kranken täglich 2 Mal und in Zeiten höchster Gefahr 3 Mal, und als es zur Besserung ging, sorgte der edle Mann dafür, daß seinem Patienten von ihm, dem Arzte, befreundeten Familien Stärkung und Erquickung im Ueberfluß gereicht wurde; ja, seine liebende Fürsorge hatte ihm auch freie Medizin aus der Hofapotheke ausgewirkt. Auch der Familie des Justizamtmanns Dönniges, aus welcher ein Sohn (er lebt als Geheimrath a. D. in Frankfurt a. O.) sein Mitschüler und Jugendfreund war, sei hier wegen der unermüdlichen Beweise liebender Theilnahme dankbar Erwähnung gethan. Die Krankheit hatte einen bösen Charakter; der Kranke lag meist in Delirium, aber in den lichten Augenblicken war er theilnehmend, hörte gern ein munteres Gespräch oder einen Schwank, mischte sich selbst darein und gab seinen Theil. „So erinnere ich mich," schrieb mir Justus Graßmann, „daß ich ihm erzählte, wie ein Prediger, zu einem schwer Erkrankten gerufen, diesen wiederholt ermahnt, er möge sich in den Willen Gottes ergeben und sich auf das bevorstehende Ende gefaßt machen. Der Kranke aber will davon nichts wissen, sondern erwiedert ebenso wiederholt: „Nee, Herr Pastor, ick doo't nich, ick doo't nich; ick gäw mi nich, ick gäw mi nich!" und wird wider alles Erwarten wieder besser. Otto schien daran Gefallen zu finden und wiederholte die angezeichneten Worte nicht nur im wachen Zustande, sondern sie kamen auch in seinen Phantasieen oft zum Vorschein." In Folge dieser Krankheit mußte O. S. auf einige Zeit zur vollständigen Erholung zu seinem Vater zurück. Er fand es anders

und fremd im Hause; seine Mutter war nicht mehr, sie war schon vor seiner Krankheit im Kindbette gestorben, und sein Vater hatte wieder geheirathet. Es ist möglich, daß der Kummer über den Tod der Mutter die Krankheit beschleunigte, ja anscheinend verursachte; aber es bewährte sich auch hier, daß wir Deutschen nicht so übel daran sind mit unserem, an sich uralten: aliquisque malo fuit usus in illo, d. h. Gott Lob! daß es nicht anders und schlimmer gekommen ist! Was für ein Segen erwuchs unserem Otto aus diesem mäßigen Unglück der langen Krankheit! Von welcher Fülle ächter Freundesliebe und Humanität war er getragen und gestärkt worden, und welch einen köstlichen Schatz von Dankbarkeit, von Vertrauen auf Gott und Menschen nahm er aus diesen Leiden für alle Folgezeit mit sich!

Die Liebe seiner Lehrer und Mitschüler war ganz natürlich und erklärlich. Wo gäbe es denn einen ordentlichen und wirklichen Lehrer, der einen jungen, freundlichen, wißbegierigen und talentvollen Schüler nicht wie seinen eignen Sohn liebte? Und gegen seine Mitschüler war O. S. freundlich, gefällig, er war kein Spielverderber und theilte gern von dem ihm gewordenen Pfunde mit. Jedermann weiß aus seiner Jugendgeschichte die Kunstausdrücke für einen solchen Schüler, auf den seine Commilitonen in allen Fällen besonders geistiger Noth rechnen können. Es ist ganz begreiflich, daß seine hervorstechenden Kenntnisse ihn nicht blos zu einem unentbehrlichen Freunde für Viele machten, sondern ihn hier und da in seiner Selbsterkennung auch zu einigem Uebermuth selbst gegen Lehrer stachelten. Und das ist das Recht der Jugend, oder komme mir Einer daher und sage mir, er sei eben so klug und geistig bevorzugt und stets lammfromm gewesen! Von Otto's sogenannten Schulwitzen nur Einiges: „Im Hebräischen," schreibt Justus Graßmann, „waren wir Alle sehr schwach, blos die Gebrüder Schulz hatten darin etwas gethan. Sollte nun einmal ein hebräischer Psalm auswendig gelernt werden, so mußte ihn einer von ihnen mit großen lateinischen Buchstaben aufschreiben. Diese Schrift wurde ihm auf den Rücken gesteckt, er setzte sich dann in die erste

Bank und bückte sich vor den hin, der aufgefordert wurde ihn herzusagen." Dieser Schwank, an sich unbedeutend und alltäglich und gewiß heute noch im Schwange, hat das psychologisch Interessante, daß dieser Wohlthäter, gerade wie der Vorsager, zugleich der eventuelle Sündenbock war, der im Falle der Ertappung und Ueberführung als der allein Schuldige angesehen und bestraft worden wäre, während der geistig arme Sünder und eigentliche Verführer mit heiler Haut davon gekommen sein würde. — Auch in anderer Weise und auf eigene Rechnung war O. S. oppositionell. Ein Professor des Gymnasiums, möge er in Frieden ruhen, seines Namens bedarf es nicht, war ein Mann ohne inneren Gehalt, ohne Kenntnisse und ohne Geschicklichkeit, so daß sein junger Schüler, der ihn, ich will nicht sagen an Wissen, aber an Geist und Lebendigkeit und Schärfe in Allem übertraf und übersah, seine satirische Laune nicht bemeistern konnte. Es kam dahin, daß der Direktor, so lieb er seinen Schüler hatte, ihn mit mehreren Tagen Karzerstrafe abkühlen mußte. Jetzt versuchte er's auf andere Weise und hielt sich klüglich auf dem Felde des Wissens, und da hatte der Lehrer viel und stündlich von ihm zu leiden. Es liegt ein eigner und unwiderstehlicher Reiz für jeden Schüler darin, einen zumal noch unbekannten Lehrer auf die Probe zu stellen, oder, wie man sagt, auf den Zahn zu fühlen; und hier findet leicht die Pietät ihre Gränzen. Ich will damit nicht den unbezwinglichen Sarkasmus eines so fähigen Schülers als eine Tugend rühmen, aber ich kenne doch eine so artige Geschichte, daß ich ihn für wohl gerechtfertigt halte. Einst nämlich überredete er jenen Professor, die Worte „talia fatur" hießen „die Muse Thalia sprach." Der belehrte Lehrer fragte, als Alles lachte: warum lacht man denn? — Nun, ich denke: sapienti sat, d. h. wenn das Eine vorkommen kann, so hat das Andere auch seine Berechtigung. Aber ich hätte sein Gesicht und seinen Ausdruck sehen mögen; das leise Zucken der Mundwinkel, wie kann es anders gewesen sein, als wenn er in seinen letzten Jahren beim fröhlichen Lhombrespiel irgend eine Schelmerei vorhatte, irgend ein unmöglich zu gewinnendes Spiel versuchte?

Indeß steigerte sich dieser fortgesetzte, in jeder neuen Lehrstunde neu gestärkte Sarkasmus zur systematischen Opposition, welche ihn am Ende seiner Gymnasialzeit selbst zu unüberlegtem leichtsinnigen Handeln verleitete. Und ich trage um so weniger Scheu, den ganzen Vorfall, wie mir ihn sein Bruder Gustav beschrieben, genau nachzuschreiben, als ich durchaus nicht Willens bin, den theuren Mann als einen Tugendhelden von der Wiege an zu schildern. Aber ich bin eben so gewiß, daß er aus diesem Ereigniß, was zu seiner Selbstläuterung dienlich war, gewiß mitgenommen und treu beherzigt hat. Es muß auch nicht blos die Ignoranz sondern die ganze sittlich unwürdige Erscheinung jenes Lehrers gewesen sein, die seinen Schüler nie ruhig werden ließ. Ich weiß darüber Nichts, weiß nur, daß besagter Professor später eine Landpfarre erhielt und kassirt wurde. „Die Zeit unseres Abgangs zur Universität," schreibt sein Bruder Gustav, „rückte heran. Otto erhielt zu Johannis 1799 in der Censur das Zeugniß eines durch Kenntnisse, Fleiß und Sitten ausgezeichneten jungen Mannes, der dem ganzen Gymnasium als Muster vorgestellt wurde. Bei der Prüfung der Abiturienten bestand der Bruder, wie begreiflich, mit vielem Lobe. Die Abiturienten beschlossen am Abend des Prüfungstages ein gemeinschaftliches Fest zu feiern und sich durch ein Glas Wein für gehabte Beschwerde zu entschädigen. Als die Gesellschaft im besten Jubel war und der Wein schon zu wirken anfing, verschwand Otto und ein gewisser Z., beide kamen aber nach kurzer Abwesenheit zurück. Am andern Tage gehe ich zum Schulrath Sell, um mir mein Zeugniß zu holen. Mein Bruder Otto fordert mich auf, ihm das seinige mitzubringen, und verspricht von Sell späterhin Abschied zu nehmen. Als ich nun Herrn Sell um beide Zeugnisse bat, erhielt ich die unerwartete Antwort: Ihr Zeugniß ist hier, aber Ihr Bruder erhält keins; und sollten Sie nicht wissen, was gestern vorgefallen ist? In der That unkundig des Vorgefallenen, verneine ich die Frage, und nun erzählt mir Sell: Ihr Bruder und Z. haben gestern dem Professor S. die Fenster eingeworfen, und da er bereits gestern von uns entlassen worden ist, so können wir ihn nicht anders bestrafen, als daß

wir sein Zeugniß zurückbehalten. Voll Schreck eile ich zurück zu dem Bruder und frage, ob die Geschichte wahr sei? Er sagt: Ja, der Kerl hat mich $2\frac{1}{2}$ Jahr hindurch schwer geärgert, und da dachte ich ihm noch zum Abschiede mein Kompliment zu machen. Aus dem Zeugnisse mache ich mir gar nichts, ich mache das Abiturienten-Examen in Halle noch einmal und ich werde schon durchkommen. — Aber der Vater? frage ich; du weißt, er ist gut, sehr gut, aber auch heftig und besorgt, besonders wo es unser Fortkommen betrifft. — Ich werde ihn schon zu beruhigen wissen, erwiedert Otto, und ihm Alles der Wahrheit gemäß erzählen. — Wir reisen ab; der Vater war anfangs sehr bekümmert um Otto's Schicksal, als er aber das ganze Leben und Treiben unsers Lehrers von uns erfuhr, beruhigte er sich, schrieb an Sell und forderte ihn auf, dem Bruder Otto jedenfalls ein Zeugniß zu ertheilen, es falle nun aus, wie es wolle. Und da schrieb denn der Mann, der uns bis dahin väterlich geliebt und vielfach bevorzugt hatte: Dem Otto Schulz hat seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen das Zeugniß der Reife zwar nicht versagt werden können, wir haben ihn aber seines schlechten, niederträchtigen Betragens wegen noch kurz vor seinem Abgange relegiren müssen. — Mit diesem Zeugnisse ging Otto nach Halle und zeigte es dem damaligen Dekan, Professor Jacob, wies aber auch die drei Monate vorher erhaltene Censur vor. Jacob lachte, ließ sich den Hergang der Sache erzählen und sagte dann: Junger Mann, Sie sind leichtsinnig gewesen, aber hier haben Sie Ihr Signum, worauf Sie sich beim Prorektor die Matrikel holen können. Es möchte Ihnen aber vielleicht in der Folge Nachtheil bei den Behörden bringen, wenn Sie dies Abgangszeugniß vorzeigten; verlangen Sie ein anderes, so soll es Ihnen werden. — Natürlich wünschte mein Bruder ein solches. Nach wenigen Tagen erhielt Otto ein offenes Schreiben vom Professor Jacob an Sell, worin stand: Ein junger Mann, Zögling des Stettiner Gymnasiums, habe ihm 2 Zeugnisse vorgezeigt; eins von Johannis 1799, worin der junge Mann als ein durch Kenntnisse, Fleiß und Sittenreinheit ausgezeichneter Zögling dem ganzen Gymnasium als Muster aufge-

stellt werde, und ein zweites von Michaelis desselben Jahres, worin demselben zwar das Zeugniß der Reife ertheilt, derselbe aber wegen seines schlechten, niederträchtigen Betragens relegirt worden sei. Er frage den Herrn Direktor, ob ein Jüngling von noch nicht 17 Jahren wohl in einem Zeitraum von kaum 3 Monaten von einem Muster der Anstalt zu einem niederträchtigen Menschen herabsinken könne. Wenn der Herr Direktor sich dies mit Nein beantworten müsse, so solle er dem jungen Manne sogleich ein Zeugniß ohne alle Anmerkungen übersenden. Sollte dies nicht in kurzer Zeit geschehen, so werde er, der Dekan, sich an das Ober-Schul-Collegium in Berlin wenden. — Otto erhielt nach 8 Tagen das Zeugniß ohne alle Anmerkungen; Sell aber hat sich auch in der Folgezeit stets als väterlicher Freund gegen ihn bewiesen." So weit die Erzählung des Bruders von einem Schulwitz ernsterer Art, über den ich nicht weiter psychologisiren will. O. S. fühlte sich vermöge seiner geistigen Ueberlegenheit nicht blos zu einem Vorkämpfer für seine Commilitonen sondern auch zu einem wenigstens gleich stehenden Vertheidiger gegen persönliche Unbill berufen. Den Fehler in diesem Schlusse hat er tausendfältig in seinem Leben gut gemacht, wenn anders die Jugend überhaupt für ihre nothwendigen Prädikate: Unbesonnenheit, Uebereilung und Hitze, mit den Tugenden des gereifteren Alters einzustehen braucht. — Aber dann, wenn auch von allem diesen Jugendübermuth in dem Charakter des Mannes nichts übrig blieb, als ein köstlicher Humor, getragen von dem Bewußtsein der geistigen Superiorität; dann hat das Schicksal, das nie ruhende, neckische, ihn derb dafür wiedergeneckt, und er ist tausendfältig geneckt worden für seine Gymnasial-Spöttereien. Was ist denn seine ganze amtliche Tragödie anders als mutatis mutandis eine Neckerei?

Der Aufenthalt auf dem Gymnasium währte 2½ Jahr. Vom Vater, der zu Hause der unerwachsenen Kinder noch genug hatte, erhielten die beiden Stettiner so wenig wie der Stargarder Bruder Fritz bedeutende Subsistenzmittel. Otto mußte sich durch Privatunterricht und durch Uebersetzungen aus dem Französischen für den Consistorialrath Brüggemann, der Mehreres über Geschichte und

Geographie schrieb, selbst durchhelfen. Selbst die Musen schafften Brot; sein nicht geringes Dichtertalent machte er, wie weiland Simonides und andere, den Söhnen des Plutus dienstbar, und bekam er auch keine Talente, so bekam er doch noch mehr Talent für den geringen Lohn. Aber diesen Erwerbszweig, um es recht prosaisch beim rechten Wort zu nennen, gab er auf, als ihm einst ein Handlungsdiener den in einem Hochzeitsgedichte gebrauchten Ausdruck „dreimal glücklich," als wäre das eine zu geringe Zahl fürs Geld, tadelte. Von da an wollte er mit solchen Philistern, wie er sagte, nichts mehr zu thun haben. In der letzten Hälfte ihres Stettiner Lebens bewohnten die Gebrüder ein kleines Giebelstübchen in dem Hause des Predigers Steinbrück an der Wallkirche (oder Paulskirche). Dort wohnten noch andere Gymnasiasten, namentlich die Gebrüder Stephany, und die näheren Freunde kamen hier oft zusammen, und es wurde nicht nur mancherlei Wissenschaftliches getrieben, Aufsätze, Uebersetzungen, zum Theil metrische produzirt, vorgelesen und beurtheilt, sondern es wurden auch Schulangelegenheiten besprochen; und es ist sehr wahrscheinlich, daß O. S. hier oft Anregung zu neuen Heldenthaten und Belobigungen für erfochtene Siege erhielt. Aus Allem geht hervor, daß er auch seiner nächsten Umgebung sein wissenschaftliches Interesse mittheilte und erhielt, daß er den geistigen Mittel- und Anhaltpunkt seiner Commilitonen bildete.

3. Die Universität.

Begleiten wir ihn nun in die neue Wunderwelt des Wissens, in welche er einwanderte mit dem Passe einer sorgfältigen, gründlichen und vielseitigen Vorbereitung in den fünf Sprachen des Gymnasiums und in allen Realien. Er war nach Halle gegangen, um Theologie und Philologie zu studiren. Die Philologie als besondere und selbständige Wissenschaft war durch Fr. A. Wolf und besonders durch dessen philologisches Seminar in den Kreis der Universitäts-Disciplinen getreten, vor der Hand aber noch nicht mit der Berechtigung voller Ebenbürtigkeit. Sie war vielmehr die zu den besonderen Fach- oder Brotstudien der Theologie, Jurisprudenz,

der Medizin und Naturwissenschaften hinzutretende humanistische Zugabe, und schloß sich vorzugsweise dem Studium der Theologie an, nicht blos weil dieses selbst auf den alten Sprachen basirte, sondern weil die Theologen zugleich die Lehrer der Schulen waren. In den im Jahre 1835 erschienenen „Erinnerungen an Fr. A. Wolf" spricht sich O. S. sehr wahr darüber aus: „Der damalige Zustand (nämlich der engen Verbindung der Philologie mit der Theologie) hatte für die Wissenschaft den großen Vortheil, daß die philologischen Vorlesungen von Keinem als sogenannte Brot-Collegia angesehen und als solche besucht wurden; nur junge Männer, welche innere Neigung zu philologischen und pädagogischen Studien hinzog, auch Juristen und Angehörige anderer Fakultäten, die es fühlten, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, bildeten die Mehrzahl in Wolfs philologischen Vorlesungen. Und so war es sehr begreiflich, daß der Same, den Wolf in seinen Vorlesungen ausstreute, auf einen empfänglicheren Boden fiel, als den meisten philologischen Lehrern auf Universitäten gegenwärtig sich darbeut." Daß aber gerade diese Unselbständigkeit der Philologie ihr größter Segen war, daß zum eifrigen und freien Studium der Philologie der damalige Zustand der Schulen nicht durch seine Vollkommenheit sondern gerade durch seine Unvollkommenheit wesentlich förderte, darüber mögen wir ihn weiter hören: „Das Studium der alten Sprachen und insbesondere der griechischen lag zu jener Zeit noch sehr im Argen. Latein zwar lernte man damals auf Schulen vielleicht mehr als jetzt, hauptsächlich auf dem Wege kursorischer Lektüre des Cicero und Livius und ohne tieferes Eingehen in den Geist der Sprache; vom Griechischen aber lernten die Meisten nur so viel, als jetzt ein mittelmäßiger Sekundaner wissen soll (sollte?). Unter den Geistlichen damaliger Zeit war es eine ausgemachte Sache, daß Homer und viel mehr noch die Tragiker für unsere Zeiten zu schwer seien, daß die Beschäftigung mit den Profanscribenten überhaupt nur ein Luxus sei, und daß man das Griechische doch nur um des neuen Testamentes willen lerne. Ein Primaner, der mit einiger Kenntniß der griechischen Formenlehre das Gymnasium verließ und außer

dem neuen Testament noch einige Rhapsodieen des Homer oder einige Bücher des Herodot gelesen hatte, galt für einen ausgezeichneten Griechen, und dieses Ziel erreichten nur diejenigen, welche eine entschiedene Neigung zu philologischen Studien hinzog."

„Solche Jugend war es großentheils, die sich in Wolfs Vorlesungen versammelte, nicht an Kenntnissen reich, aber begierig, sie zu erwerben; nicht mit den Umrissen des Alterthumsstudiums oberflächlich bekannt, aber die Tiefe desselben doch ahnend. Den Meisten ging in Wolfs Vorlesungen eine neue Welt auf, und sie erinnern sich ihrer ersten Bekanntschaft mit der Welt, welche Wolf ihnen aufschloß, wie einer ersten Liebe, die, wenn auch unerwiedert und äußerlich vergessen, dennoch fortlebt in der Seele und wieder aufwacht bei leiser Erinnerung."

„Das ist anders geworden seit den letzten zwanzig Jahren; was damals die Studenten mit stiller Verwunderung hörten, darüber sind jetzt auch mittelmäßige Sekundaner schon weit hinaus. Es ist keiner unter den bekannteren Schriftstellern des Alterthums, den der abgehende Primaner nicht angelesen hätte und zu beurtheilen wüßte. Xenophon steht ihnen ungefähr so hoch, wie der Hauptmann von Archenholz, der die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben hat, und seine Darstellung ist die eines Majors vom General-Stabe; Euripides ist ein lederner Geselle, dem nur sein Recht widerfährt, wenn ihm in Aristophanes' Fröschen das Oelkrüglein fortwährend zerbrochen wird; Horaz ist ein unfreier Nachahmer griechischer Originale, denn seine Episteln und Sermonen, voll gesunder und kerniger Gedanken und ein lebendiges Gemälde der Zustände seiner Zeit, werden von den Wenigsten gelesen; Cicero ist ein breitspuriger Pedant, der von griechischer Philosophie fast gar nichts und von römischem Rechte so viel verstand, „daß unsere gelehrten Juristen ihn ausgelacht hätten;" das Stückchen, das sie von jeglichem dieser Heroen gelesen haben, ist ihnen das Ganze; das Alterthum hat seinen Reiz für sie verloren, noch ehe sie einen Theil desselben gründlich und im Zusammenhang kennen gelernt haben."

Dieses feine und artige Stückchen Selbstbiographie würde O. S. hinlänglich als treuen und wißbegierigen Schüler Wolfs zeichnen, wenn nicht auch bestimmte Fakta vorlägen. Er war anderthalb Jahr Mitglied von Wolfs philologischem Seminar und zwar von Michaelis 1800 bis Ostern 1802. Daß dies schon eine gewisse wissenschaftliche Errungenschaft war, geht aus Wolfs eigenhändigem Zeugnisse, das mir vorliegt, hervor. Es lautet:

„Herr Candidat J. O. L. Schulz aus Pommern hat während seines hiesigen Aufenthalts meine philologischen Vorlesungen mit Vorliebe für das Studium der alten Litteratur und der den Schulmann bildenden Kenntnisse besucht, und sich in der letztern Zeit auch einen Platz in dem Königl. Philologischen Seminar erworben, den er mit Ehre behauptet hat. Ich attestire dieß auf Verlangen.

Halle, den 5. April 1802.

Fr. Aug. Wolf,
Professor der Beredsamkeit und
Direktor des Königl. Philologischen Seminars."

Und sein Schüler schreibt darüber in seinen „Erinnerungen:" „Nur zehn junge Männer konnten Mitglieder des Seminars werden, und bei Wolfs bekannter Persönlichkeit suchten den Eintritt nur solche, die sich ihrer Tüchtigkeit bewußt waren, oder vielleicht auch nur ein stärkeres Selbstgefühl als andere besaßen. Die Prüfung für das Seminar war zwar mehr dem Schein nach als in der Wirklichkeit streng, denn sie bestand meistens in einer lateinisch geschriebenen Erklärung eines Stücks aus einem griechischen Schriftsteller, und Wolf war schon zufrieden, wenn sich darin einige Gewandtheit des lateinischen Ausdrucks zeigte. Ich will daher gar nicht behaupten, daß gerade die tüchtigsten unter Wolfs Zuhörern in das Seminar aufgenommen wurden, aber die Mitglieder des Seminars hatten als solche, die Wolf genügt hatten, bei den übrigen Zuhörern eine gewisse Meinung für sich, und ein Seminarist war ein Mann, der eine Reputation zu verlieren hatte. Das Streben, Wolfs Urtheil zu rechtfertigen und sich in seiner Meinung zu be-

haupten, nöthigte jeden zu angestrengtem Fleiß und führte auch wohl auf eigne Forschungen, zu denen Wolf in Privatgesprächen mit den beliebteren Seminaristen sowohl Anleitung als Ermunterung gab." Mir scheint nicht undeutlich aus dem Angeführten, daß O. S. selbst zu Wolfs beliebteren Schülern gehörte; wie mächtig er sich zu ihm hingezogen fühlte, sagen nicht blos die Worte einer andern Stelle: „Weder angestrengter Fleiß noch tiefe Gelehrsamkeit mögen die anregende Kraft ersetzen, welche Wolfs Vorträgen, auch den minder sorgfältigen, eigen war. Wie alle große Männer wirkte Wolf weniger durch das was er that, als durch das was er war, und wir haben oft Göthe's Worte auf ihn angewendet: Wenn einen Menschen die Natur erhoben, so ist's kein Wunder, wenn ihm viel gelingt." Das sagt ferner die ganze Charakteristik Wolfs, auf deren glänzende Einfachheit und einfachen Glanz ich in dem literarischen Theil der Biographie noch einmal zurückkommen werde. Darum eben klingt es fast unwahr, wenn der dankbare Schüler in den „Erinnerungen" bevorwortet: „Der Verfasser dieser Blätter hat dem Verewigten niemals nahe gestanden; als Zuhörer in seinen Vorlesungen und als Mitglied des philologischen Seminars in Halle hielt eine ungemessene Scheu vor dem Unerreichbaren ihn in ehrerbietiger Ferne; die späteren Verhältnisse aber führten nur selten eine Berührung mit dem ehemaligen Lehrer herbei; dennoch gedenkt er mehrfacher Beweise des Wohlwollens, die Wolf ihm während seiner akademischen Laufbahn erwies;" rc. Oder es ist wie eine absichtliche Verwahrung zum Besten einer unpartheiischen Darstellung. Aber ich liebe den Schüler, der im Lobe seines Meisters partheiisch ist, und O. S. hat trotz aller Verwahrungen seine „Erinnerungen an Fr. A. Wolf" aus einem warmen und dankbaren Herzen geschöpft.

In der Theologie waren Knapp und Nösselt, in der Philosophie Maaß sein Lehrer; welche geistige Früchte er aus ihren Collegien nach Hause und ins Leben mitgenommen, ist schwer zu bestimmen, und ich kann nur zu beider, der Lehrer wie des Schülers Lobe jenes „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen" anführen. Es

ist in der That selbst aus der Folgezeit schwer zu beweisen, ob O. S. der Theologie vor der Philologie den Vorzug gegeben. Seinem Amte nach war er Philolog und Schulmann, sein inneres Verlangen machte ihm noch spät, als er schon lange Jahre Professor war, den Uebertritt ins Predigtamt zum öffentlich ausgesprochenen Wunsche. Seine schriftstellerische Thätigkeit indeß neigte sich mehr der Philologie und der philologischen Theologie zu; und somit mag er mindestens mit gleicher Liebe und gleichem Ernste für Wolfs philologisches Seminar und für die theologischen Collegia gearbeitet haben. — Noch heute sind einige Collegienhefte übrig, die Dinte ist blaß geworden, das Papier vergilbt, sie scheinen aber vollständig zu sein und sind mit Sorgfalt und Eifer geschrieben. Ich würde derselben hier kaum Erwähnung thun, denn ich weiß ja nicht, ob ihr Schreiber sie jemals wieder angesehen oder gar als Grundlage zu weiteren Studien benutzt hat, aber ich muß dabei zweierlei Curiosa bemerken, das erste, daß außer einer Römischen Litteraturgeschichte von einem philologischen Collegienhefte nichts zu finden ist, also Theologie und Philosophie als das Ernstere schwarz auf weiß, Philologie als der Prüfstein des Gedächtnisses und der Combination in succum et sanguinem vertirt, ins junge, warme Herz aufgenommen und darin herum und nach Hause getragen! Das zweite Curiosum aber ist ein Beitrag zur Geschichte der Collegienhefte und ihres Nutzens überhaupt: Als eines schönen Tages der Philosoph Maaß sein Collegium über Logik beginnen wollte, saßen seine Jünger kampffertig mit gespitzten Ohren und Federn. Er begann: Die Logik, meine hochzuverehrenden Herren, die Logik, sage ich, ist — das geht manchem Füchslein viel zu rasch, man scharrt mit den Füßen, man flucht und schwitzt über die verdammten Federn, die nicht rasch schreiben wollen: — Maaß beginnt wieder: Die Logik also, meine hochzuverehrenden Herren, die Logik, sage ich, ist diejenige Wissenschaft, welche ich — es wird schon wieder gescharrt: — ist diejenige Wissenschaft, welche ich in diesem Semester Ihnen vorzutragen die Ehre haben werde. Patsch! wirft Otto's Nachbar rechts und links die Feder auf das Heft; „soll mich der Henker holen,"

brummt Der und Jener, wenn ich noch einen Buchstaben von dem Zeuge schreibe;" ob Otto auch? er wird wohl den Anfang erst gehört und dann quantum satis davon geschrieben haben.

Welchen Eifer endlich O. S. neben Philologie, Theologie und Philosophie auch den mathematischen Wissenschaften widmete, vermag ich ebensowenig numerisch anzugeben; denn ich kann nur aus seinen späteren Leistungen einen allerdings erfreulichen Rückschluß machen.

Daß er überhaupt eifrig studirte, ist wohl aus Folgendem am besten zu erkennen. Die Gebrüder Otto und Gustav Schulz bezogen jeder ein Stipendium von je 40 Thalern, das mit der Pfarre verbunden war. Es war, wie damals immer, nur für zwei Jahre bestimmt und vergeben, es sei denn, daß der jeweilige Inhaber desselben disputire. Deshalb entschloß sich Otto, um das damals vorgeschriebene akademische Biennium noch um etwas für den Dienst der ernsten und heitern Musen zu verlängern, zur Disputation. Er schrieb dazu einige Thesen und vertheidigte sie im Sommer 1801 unter dem Präsidium des Professors Sev. Vater; sein Bruder Gustav war mit unter seinen Opponenten. Das Stipendium erhielt er freilich und blieb dafür noch ein Semester länger als sein Bruder, nämlich bis Ostern 1802 in Halle; aber von Fr. A. Wolf bekam er dafür gründliche Schelte, daß er nur Thesen und keine Abhandlung geschrieben hätte, wozu er doch nach seinen Kenntnissen sattsam befähigt gewesen wäre. Wunderlich! Wolf benutzte doch seinen Schüler, auf dessen Genauigkeit und Fleiß er sich verlassen konnte, zu mancherlei philologischen Vorarbeiten für Vorlesungen wie für einzelne Schriftsteller; und doch sollte er nicht um die Disputation und ihre Form gewußt haben? Da hätte ja doch das oben aus den „Erinnerungen" Angeführte in Bezug auf die engere Berührung zwischen Lehrer und Schüler seine Gültigkeit!

Noch einige Worte, bevor ich mit O. S. ins Pommerland zurückkehre, über sein eigentliches Studentenleben. Die Liebe, die er unter seinen Mitschülern auf dem Stettiner Gymnasium in reichem Maße gefunden und erprobt hatte, war ihm auf die Universität ge-

folgt. Zu den alten Freunden kamen neue, und in dem sogenannten pommerschen Kränzchen (ähnlich oder gleich den späteren Landsmannschaften) war er durch Liebenswürdigkeit und geistige Gaben wieder für Viele der belebende Mittelpunkt. Ein engerer Freundeskreis bildete sich aus dem großen Vereine, der über 100 Mitglieder zählte und zu dem sich auch die Preußen und Anhaltiner hielten, um die Gebrüder Schulz, natürlich meist Theologen und Philologen, von denen ich die Gebrüder Graßmann, die Gebrüder Stephany, Nesselmann und Buchner, später Professoren in Elbing, Hasselbach, zuletzt Direktor in Stettin, erwähnen will. Die damaligen Verbindungen und so auch dies pommersche Kränzchen standen etwas höher als die Studentencorps neuerer Zeit, die nur die studentische Pflege des Körpers bezwecken. Die Mitglieder sorgten nicht blos für die Aufrechthaltung der sehr kitzlichen Studentenehre, nicht blos für gegenseitige materielle Unterstützung, sondern auch für gegenseitigen geistigen Verkehr und geistige Nahrung; sie halfen einander durch Rath und Anleitung zum zweckmäßigen Studium.

Zuerst wohnte Otto S. in Halle mit seinem älteren Bruder Fritz, der bereits seit Ostern 1799 die Rechte studirte, von Ostern 1800 aber mit dem nächstälteren Bruder Gustav zusammen, mit dessen Studien auch die seinigen harmonirten. Die Brüder machten in den Sommerferien 1800 mit anderen Freunden einen mehrtägigen höchst vergnügten Ausflug nach dem reizenden Ostrau. Bei der Rückkehr nach Halle schlug es gerade 12 Uhr, als die frohen Musensöhne ins Thor eintraten; der ältere, Gustav, ging sofort zum Essen, der jüngere, Otto, aber, der sehr erhitzt war vom Gange, sagte: „ich will, da ich keine Eßlust habe, mich auf dem Fechtboden durch ein Paar Gänge abkühlen," und verließ seine Freunde. Dem vom Essen heimkehrenden Bruder brachte man ihn bald darauf blutend und ohnmächtig auf die Stube. Auf dem Fechtboden angekommen, hatte er einen Anhaltiner, einen Studenten der Medizin, einen tappigen Kerl, wie es in der Studentensprache heißt, vorgefunden und ihm sofort einen Gang auf den Hieb angeboten. Der R. aber vergißt, daß er auf den Hieb schlägt und

stößt mit aller Gewalt seinem Gegner das Rappier ins linke Auge. Das Auge verlor die Sehkraft für immer. Nach einer mehrmonatlichen sehr schmerzhaften Krankheit mußte der Arme obenein noch eine Untersuchung ausstehen, ob er die Wunde vielleicht in einem Duell erhalten hätte. Der Ausspruch des Professor Meckel, daß dieselbe nur von einem Rappier herrühren könne, befreite ihn.

„Alles wiederholt sich nur im Leben.“ Ein extravagantes Leiden in Halle wie in Stettin, dieselbe Liebe und Aufopferung der Commilitonen hier wie dort! O. S. mochte nicht davon reden, noch daran erinnert werden. Die böse Welt hatte sogar einen paradoxen Spitznamen aus dem Alterthum aufs Tapet gebracht. Warum wollte er nichts davon wissen? War es doch ein reinmenschliches, von aller Schuld freies Unglück. Die Antwort auf dieses Warum? ist schwer, wenigstens könnte sie voreilig herauskommen. Ich habe natürlich nie ihn darum gefragt; aber ich habe auch nie ein Wort von ihm über einen häufig genug vorkommenden Zufall, über ein ächtes Studentenpech vernommen. Und wenn seine Enkel ihn naiv musterten und ausfragten, so brach er kurz ab, und sie bekamen keine Antwort und wurden auf andere Dinge gebracht. Wenn es nur Eitelkeit gewesen wäre, so wäre das sehr menschlich und sehr verzeihlich gewesen. Aber Eitelkeit konnte es nicht gewesen sein, denn eine unnatürliche Verstümmelung verbergen, ist nicht Eitelkeit sondern Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Menschenbildes; sie zur Schau tragen, von ihr zu Allen reden, das ist eitel prahlerisches Wesen. Mit einem Schmiß kann man nur als Student renommiren. Ist es denn etwa die Ehrliebe, die ihn sein Lebelang, wenn nicht verstimmt, doch stumm machte über sein Studentenunglück? Würde er zufriedener gewesen sein, wenn er sein Auge in einem ordentlichen Duell verloren hätte? Vielleicht in der Studenten- und Jugendzeit, in den späteren Jahren gewiß nicht, wo die Universitätsbilder so verbleichen, daß es am Ende vergessen und verwechselt wird, was da Alles geschehen und erlebt ist. Möge denn der geneigte Leser und Freund des Verewigten zu seiner Ehre sich das Motiv selbst herausfinden! Und muß denn überdies immer

Alles sein Motiv haben? wenigstens ein ausgesprochenes oder in Worte zu fassendes?

Zum Schlusse noch das Selbsturtheil über die Zeit seines Studentenlebens (Verh. des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinser'sche Frage. S. 56.): „Von dem Studentenleben, wie es in dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts gewesen sein soll, giebt Herr Leo eine Schilderung, die man nicht ohne Ekel lesen kann, und man muß sich wundern über Herrn Leo, der solche Züge akademischer Bestialität ausmalen konnte. Hätte es mit solchen Angaben seine Richtigkeit, so erklärte sich Vieles von dem, was Herr Froriep gesehen hat, und was Herr Lorinser als eine Schuld der Gymnasien darstellt."

„Es ist aber nicht so, und es hat wohl irgend ein unsauberer Geselle solche Brutalitäten erdichtet. Der Schulfreund (O. S.) hat nicht gar lange vor 1806 in Halle studirt, auf der Universität, die damals in dem Ruf stand, unter den Preußischen Universitäten die beste, unter allen deutschen Universitäten nächst Jena die roheste zu sein. Der Schulfreund ist auch nicht ein Ausbund aller Tugendhaftigkeit gewesen; er hat das Studentenleben mitgemacht, wie die Meisten zu seiner Zeit, und hat unter seinen Zeitgenossen wohl manchen schlechten Gesellen gefunden, aber von Rohheiten, wie Herr Leo sie anführt, hat er zu jener Zeit nicht einmal reden gehört."

4. Der Hauslehrer.

Die Kluft zwischen Universität und Leben ist nach allen Seiten hin unermeßlich, aber es führen darüber für den, der sie zu finden weiß, viele und schöne und sichere und herrlich geschmückte Wege; und für den, der sie nicht zu finden gelernt hat, giebt es nur einen Sprung hinüber in das Studententhum, aber zurück geht's nimmermehr oder gar unsicher und gebrechlich. Glücklich, wer die Vermittlung zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Poesie und Prosa, zwischen Theorie und Praxis gefunden hat oder bald finden lernt! Glücklich, wer die Wissenschaft mit dem Leben so zu verknüpfen weiß, daß jene wie ein heiliges, ewiges Feuer dieses durchströmt,

belebt und läutert! Glücklich, wer auf der Universität nie an den Ernst der Zukunft denkt und doch für den Ernst der Zukunft arbeitet, das will sagen, wer das Wissen um seiner selbst willen, nicht um den Vortheil und die entsprechenden Folgen des Viel oder Wenig liebt! Glücklich überhaupt, wer auf der Universität studiren und leben zugleich lernt, wer selbständig in Wort und That in die Heimath zurückkehrt! Segen und Elend, Glanz und Niedrigkeit, Hoffart und Bescheidenheit, Glück und Unglück — Alles das halten die zuerst schweigsamen und spröden Musen wie in einem Pandora-Füllhorn dem rathlosen Jüngling zu eigner Wahl entgegen, und sie verlangen, daß er eine gute Wahl treffe, nur Eines von ihm, was sie selbst unter all ihren wunderbaren Schätzen nicht haben und Keinem geben können, das ist, daß er einen gottgeweihten Mentor habe, das Genie, das überall sichtbar prangende, und daneben oder darüber wachend den stillwirkenden, treuen und unermüdlichen Gefährten, den keines Menschen Auge gesehen und dessen Thaten doch noch sichtbarer sind und heilbringender: das Gewissen. Dann lassen sie ihn gern und getrost zugreifen; — und immer macht er's recht und geschickt, und immer geht es wieder zurück in das gute, ebene Geleise. Wo aber dies Eine nicht vollkommen ist, wo der eine der beiden Gefährten von Anfang an sich nicht gesellt hat und auch nicht mitziehen konnte auf die Universität, oder wo gar beide niemals mit ihm waren; — da giebt es ein klägliches und verlornes Abmühen, ein wüstes und überstürzendes Treiben und Drängen oder eine noch wüstere Apathie, da bilden sich dann jene Menschenkinder, als deren Heroen und Sinnbilder die Poesie den Marsyas, den Phaëthon, den Don Quixote, Falstaff und Hieronymus Job nicht erst geschaffen sondern nur fixirt und in einen schönen Rahmen gestellt hat. All die späteren Nüancen des vielgestaltigen Lebens, die großen und kleinen Leiden der Wirklichkeit, das Carriere-Machen oder Sitzenbleiben, die Unzufriedenheit oder Freudigkeit des praktischen Wirkens, das Philisterthum und die ewige Jugendfrische, — das Alles wurzelt in den kurzen Jahren des Idealismus. Darum ist die Kluft zwischen Ideal und Leben für

Viele so unermeßlich, ewig unvermittelt; darin liegt der unendliche Segen wie das unsägliche Elend unserer Universitäten, das durch keine Reform, keinen Zwang jemals mag beseitigt werden, das immer sein wird, so lange es Individuen giebt, das auf andere Manier, aber nicht minder schroff und jammervoll auftreten wird, wenn die Wissenschaft wirklich umkehren sollte oder unter eine ganz besondere Zuchtruthe und polizeiliche Pflege gestellt würde.

Verzeihe der Leser diese Episode, aber ich stehe ja an dem wichtigsten und entscheidendsten Punkte in unseres O. S. wie jedes Menschen Leben, der aus dem ursprünglichen Nichts in die höheren Schichten der Gesellschaft hinaufstrebt. Bei ihm aber war die Berechtigung eine unzweifelhafte, angeborne, und es war sein, gleichviel ob bewußtes oder unbewußtes Glück, daß er mit dem ihm verliehenen Pfunde auf die richtige Weise schaltete und waltete und wucherte. Sein späteres Leben war darum kein unverdientes und unvorhergesehenes Glück, es war die gerechte Belohnung des richtig erkannten Berufes, des unbeirrten Strebens, des treuen und zweckmäßigen Fleißes. Er war ja Einer von den Glücklichen, bei denen Genie und Gewissen, gleich mächtige und gleich treue Lebensgefährten, kaum jemals einander den Vorrang streitig machten, vielleicht hier und da abwechselnd und gegenseitig nachgaben und zurücktraten, um dann sogleich gemeinschaftlich um so treuer zu helfen. Er war Einer von den Glücklichen, denen der unsichtbare Freund stets und eindringlich zuflüstert, daß die beiden Freunde mit all ihrer Treue und Hülfe und Kraft doch den Menschen nicht über die Menschennatur emporheben können und dürfen, so daß er auf Seinesgleichen mit Geringschätzung herabsehe. Diese richtige Selbstwürdigung aber, gewöhnlich Bescheidenheit genannt, hatte die aufrichtige und unbedingte Liebe seiner Umgebung zum Lohne; O. S. war darum als Kind, als Jüngling, als Mann der geistige und persönliche Mittelpunkt seiner Freunde und Bekannten. Der Mensch fügt und unterordnet sich gern dem liebenswürdigen Genie, und der Bruder Studio besonders von gewöhnlichem Schlage läßt gern der geistigen Suprematie alle Huldigung und Anerkennung wiederfahren, wenn man

nur seine speziellen, körperlichen Vorzüge ebenso gelten läßt. „Siehst du, Bruder Zacharis, sagte einst ein bemoostes Haupt, das mit einer tüchtigen Schmarre aus einem Duell heimgetragen wurde: so wird die Literatur zur Makulatur!" und er hatte vielleicht die bescheidene Ahnung, daß seine und der meisten Studiosen Literaturexistenz auch ohnedies nur Makulatur sei. Solcher geistigen und körperlichen Makulatur giebt es im späteren amtlichen Leben überwiegend mehr, und das mag eine weise göttliche Einrichtung und Fürsorge sein, damit die Welt nicht ewig gähre und brenne, oder damit die Menschen nicht den Himmel stürmen, wie die Bäume nicht in den Himmel hineinwachsen dürfen. Und darum endlich mag es auch natürlich und heilsam sein, daß die Kluft zwischen Ideal und Leben für die Mehrzahl unermeßlich bleibt, und daß es des Sauerteiges für die Menschheit nur wenig und sparsam bedarf.

Das pommersche Stipendium von jährlich 40 Thalern war fast das einzige Subsistenzmittel, wenigstens das bedeutendste und regelmäßigste auf der Universität gewesen. Nach meiner Ansicht gehört einige Sorglosigkeit und Ungebundenheit des materiellen Lebens für den ungestörten und freudigen Dienst der Musen; und es ist gewiß noch nicht statistisch ausgemacht, daß eine gebotene Ascetik förderlicher sei für die Cultur des Geistes, als ein lachendes Dahinleben. Im Gegentheil, wer niemals auf eine Zeit sorgenfrei und ohne Kampf mit täglicher Erdennoth gewesen ist, der hat auch nie gelernt, frei zu denken, frei zu schaffen, als freier Mann einzutreten in den Kampf ums eigne Leben. O. S. aber hatte die Wissenschaft mit vollkommener geistiger Freiheit erfaßt, und sie war deshalb bei ihm geblieben als treuste Gefährtin und Trösterin späterer Jahre. Darum meine ich, daß er bei den trotz der geringeren Ansprüche jener Zeiten dennoch überaus dürftigen Subsistenzmitteln, welche die Studentensprache neckisch genug Wechsel nennt (man denkt dabei unwillkührlich an den raschen Wechsel des Wildstandes), doch ein begnügliches und vergnügliches Dasein führte, daß er eines freien und ungestörten Verkehrs mit den Musen pflegte. Nicht das Brotstudium hatte er im Auge gehabt, nicht bei jeder Errungenschaft des

Geistes gefragt, was wird sie dir in praktischer Anwendung für Zinsen tragen? Darum nahm er auch von Halle die volle und ungetrübte Liebe zur Wissenschaft mit in die Heimath, darum war er eben noch ein Semester länger geblieben und hatte nicht sich alsbald nach Quarre und Pfarre gesehnt. Darum war sein Uebergang von der Universität zum Leben ein durchaus vermittelter und ebener, kein Salto mortale aus dem Vielen bald überdrüßig werdenden Bereich mühsamer Geistesarbeit in das bequemere Gebiet einförmiger Praxis, sondern nur eine Fortsetzung der alten Lieblingsneigungen, ein Fortleben in der Wissenschaft und ein Heranziehen des Lebens zum Ideal, nicht Herabsteigen vom Ideal zum Leben.

Wie es damals wohl gar häufig zu geschehen pflegte, ward O. S. bald nach seiner Heimkehr von der Universität Hauslehrer. Er hatte sich schon als Student praktisch geübt; von einer mehrwöchentlichen Vertretung eines Commilitonen in der deutschen Schule des Hallischen Waisenhauses erzählt er selbst, Schulblatt 1842, S. 191. In dem Hause und der Familie des Barons von der Golz auf Züzer bei Callies in Pommern verlebte er die ruhigsten, freundlichsten, vielleicht auch mit die wichtigsten Jahre seines Wirkens. Seine Stellung in dem adeligen Hause war eine durchaus ehrenvolle. Die späteren persönlichen Beziehungen zu der Familie, insbesondere seinen Zöglingen, beweisen zur Genüge, daß ihn das Glück in ein Haus geführt hatte, welches Wissenschaft und Bildung höher schätzte, als den Zufall der Geburt und des gesellschaftlichen Standes. In dem Stillleben der ländlichen Zurückgezogenheit hatte er die heimgebrachten frischen Schätze des Wissens mit Behaglichkeit und Ruhe prüfen, ordnen und für ihre eigentliche Bestimmung anzuwenden oder bereit zu halten gelernt. In jenen stillen Stunden erkannte und erfaßte er seinen Beruf zum Schriftsteller, nicht einer speziellen Doktrin sondern überhaupt des eingesammelten und gehörig verarbeiteten Wissens; in jenen stillen Stunden klärte sich sein Wissen, und er trat fertig und vollkommen in die große Welt. Auch die heiteren und scherzhaften Musen zogen wieder ein in sein bescheidenes Giebelzimmer, jetzt wo keine Noth ihn zwang, mit ihren Gaben Handel

zu treiben. Dabei unterrichtete er unverdrossen und erfolgreich und mit Ernst; so ernsthaft gar, daß eine seiner jungen Baronessen — er unterrichtete zwei Söhne und drei Töchter — selbst bei ihrer Bonne ihn verklagte. Eines Tages hörte er, wie unter seinem Fenster lebhaft hin und wieder gesprochen wurde. Die Bonne sucht das kleine Fräulein über seine Leiden zu trösten, aber es beruhigt sich nicht und will nichts von seinem Lehrer wissen: „Ja und denn giebt er mir so schwere Buchstaben auf, die kein Mensch, blos er allein versteht, und denn schenkt er mir auch nichts." „Ower, min Kind, wat schall he di denn schenken, he hädd jo alleen nüscht!" Welch richtige Würdigung des Hauslehrerstandes vom Kinde wie von der Bonne! Dieser war er ein Hausgeist ihres Standes und Verhältnisses, jenem der unwillkommene Eindringling in das dolce far niente, der dazu den faux pas, nicht à la Basedow aufzutreten, beging.

In den gesellschaftlichen Kreisen der Familie einheimisch und wohlgelitten, hatte er neben den andern stillen Vortheilen gesellschaftlicher Gewöhnung und Routine auch mannigfache Gelegenheit, in der französischen und englischen Conversation sich zu vervollkommnen. Selbst der edlen Musika soll er obgelegen und am Violinspiel sich mit einigem Succeß versucht haben; er hat dieses Tirociniums nie gegen mich erwähnt. — So gingen im geräuschlosen Wechsel der Tage, Wochen und Monde drei Jahre dahin. Da erging an ihn, ich weiß nicht von welcher Seite, die Aufforderung, sich um eine Professur an dem Gymnasium in Stargard zu bewerben. Er that es, ohne gerade seine gewisse Hoffnung auf sofortiges Gelingen zu setzen, denn er war mit seiner Stellung im von der Golzschen Hause vollkommen zufrieden. Er meldete die mögliche Veränderung seines Wirkungskreises seinem Bruder Gustav, der schon einige Zeit Rektor in Pasewalk war, in einer langen poetischen Epistel, die zugleich einen Band seiner neu erschienenen Gedichte begleitete. In dieser Epistel stand denn auch zu lesen:

> Der Sage nach soll ich Professor werden,
> Doch weiß man wohl, wie oft die Sage lügt.

Bald darauf ging er nach Stettin, um vor den Mitgliedern der Prüfungs-Commission, den Schulräthen Sell und Bartoldy und dem General-Superintendenten Ringeltaube, das Examen pro facultate abzulegen. Hier zeigte sich noch einmal und sprühte der Prometheusfunken, der nur in der Jugend seinen Ursprung und seine Entschuldigung, aber auch volle Entschuldigung hat. Der Examinand hatte als Probelektion eine horazische Ode in dem ersten Cursus des Gymnasiums zu erklären. Die drei Examinatoren sind gegenwärtig; der alte achtzigjährige Ringeltaube findet sich veranlaßt, zu den Gymnasiasten zu sagen: ohne dem Herrn Professor widersprechen zu wollen, muß ich doch bemerken, daß Horaz so und so hat sagen wollen. Der Examinand, im Gefühl seiner Sicherheit und gereizt und verletzt durch diese Unterbrechung, läßt erst den alten Herrn ruhig ausreden, erwiedert aber sogleich: ohne dem Herrn General-Superintendenten widersprechen zu wollen, muß ich bemerken, daß Horaz etwas sehr Einfältiges gesagt hätte, wenn die Behauptung des Herrn General-Superintendenten wahr wäre, und zwar aus folgenden Gründen. Alles lacht und Ringeltaube schweigt. Nach beendigtem Examen geht O. S. zu dem Greise, um von ihm Abschied zu nehmen. Er wird sehr freundlich aufgenommen und aufrichtig wegen bewiesener Tüchtigkeit belobt; nur beim Abschiede sagt Ringeltaube: Noch eine Bitte an Sie, Herr Professor! Wir waren heute über die Auslegung einer Stelle im Horaz uneinig, Sie hatten die Lacher auf Ihrer Seite. Ich habe Ihre etwas sarkastische Abfertigung wahrlich nicht übel genommen, denn ich weiß, wie leicht das jugendliche Blut überwallt; aber Sie könnten doch einmal an einen Unrechten gerathen und sich dadurch in Ihrem Fortkommen schaden. Lassen Sie dies, mir zu Liebe und Ihnen selbst zum Heile; und dabei streichelt er ihm sanft und freundlich die Wange. Diese wahrhaft väterliche Ermahnung und Bitte beugte sein empfängliches und weiches Herz tiefer nieder, als der bitterste und gerechteste Tadel. Und er hatte doch nur in der Form gefehlt; aber gerade dies Vergehen konnte nur so, nur durch die würdevolle Ueberlegenheit und Ruhe des Alters geahndet werden, und es hätte

überhaupt aufgehört, ein Vergehen gegen Form und Schicklichkeit zu sein, wenn der Examinator sich aus seinem Gleichmuth hätte bringen oder gar den Examinanden seine Entrüstung in empfindlicher Weise hätte fühlen lassen. — Was aber jetzt der Jugendmuth ihn hatte sagen lassen, das blieb als Zeichen seiner Gesinnung auch in der Folgezeit und darin liegt eine Entschuldigung, nicht des Vergehens an sich sondern der Motive dazu. O. S. war als Examinator streng zwar für den Schwachen, aber mild und wahr für den Starken, er examinirte fein und menschlich und war doch bei all seiner Leutseligkeit gefürchtet. Er that niemals dem Examinanden Unrecht und duldete es, wo er konnte, auch von seinen Collegen nicht. „Wir können die jungen Leute, wenn sie nicht genügen, durchfallen lassen; aber schikaniren dürfen wir sie nicht!" Diese goldnen Worte, die der Wahlspruch jedes Examinators sein sollten, sprach er einst zu einem Mitexaminator in der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission, einem Philologen von einigem Namen, der seine herzliche Freude daran hatte, die Examinanden zu quälen und besonders nach dem zu fragen, was sie nicht wußten. Das mächtige, überwallende Gefühl für Gerechtigkeit zeigt sich in der Jugend oft als unbesonnene Widerspenstigkeit, denn sie überlegt nicht Ort und Stunde; „sogleich" und „rasch", so handelt sie, und darnach will sie beurtheilt, belehrt und geschont werden. O. S. ist kaum jemals einem Lehrmeister dankbarer gewesen, als seinem alten gütigen Examinator, und seine Dankbarkeit war der Vorsatz, ihm ähnlich zu werden. Das hat er treulich gehalten, als aus dem Jünger ein Meister ward, und jene eben angeführten Worte an den Professor sind eine schöne Frucht der zu Herzen genommenen Belehrung.

Die Professur in Stargard währte nur kurze Zeit (1½ Jahr). Es kam die unglückliche Franzosenzeit, und Pommern ward mit schwerer Einquartierung belastet. Der junge Professor erklärte dem Magistrat, daß er als Unverheiratheter keinen Haushalt führe und daher bitte, die ihn etwa treffende Einquartierung für seine Rechnung auszumiethen. Das geschah auch anfangs, aber bald hatte man es vergessen und sandte ihm die unwillkommenen Gäste. Er

beklagt sich, man verspricht Abhülfe. Aber der ungeladenen Fremdlinge kamen immer mehr und immer neue: — da ward der gepreßte Wirth böse, gab seine Professur auf und in die Hände des Patrons zurück und eilte zurück in das stille Gemüthsleben und in das freundliche Haus des Barons von der Golz. Es war ja nicht blos der Ueberdruß an den ewigen Plackereien, die ihn vielleicht nicht zu ruhiger Sammlung und Arbeit kommen ließen, sondern viel mehr noch die direkte und dringende Aufforderung seines alten Prinzipals, der ihm für die Resignation auf sein öffentliches Lehramt, für die Rückkehr in sein Haus und an den Unterrichtstisch seiner Kinder volle Entschädigung versprach. Und er blieb in dem Hause, auch als die Verhältnisse sich ruhiger und geregelter gestaltet hatten, und vollendete die Erziehung und Bildung der von der Golzschen Kinder.

In derselben Zeit war es auch, wo er für seine Geschwister und für andere Mitglieder seiner Familie thatkräftig zu wirken begann, und wo er seinem Vater die Liebe und Sorgfalt seiner Erziehung herrlich lohnte. Bei dem Einrücken der Franzosen 1806 wurde das Hallische Waisenhaus aufgelöst und die Zöglinge nach Hause geschickt. Zwei Brüder kehrten so in die Heimath zurück; der ältere Wilhelm flüchtete zum Bruder Gustav, dem Rektor in Pasewalk, der jüngere Ferdinand, jetzt Superintendent in Berlin, zu dem jungen Professor, der ihm auf das Freundlichste und Beharrlichste die Mittel, weiter zu lernen und zu studiren, und damit dem Vater die wesentlichste Hülfe und Erleichterung gewährte.

In diese Zeit des zweiten Aufenthalts in dem von der Golzschen Hause fällt auch ein militärisches Curiosum, die einzige Kriegsleistung unseres O. S., der, obgleich persönlich tapfer, doch das rauhe Kriegshandwerk nicht liebte, und obgleich glühend begeistert für nationale Freiheit, doch die Hülfe des Arms Anderen überließ und dafür die Hülfe des Geistes und Herzens vollkräftig und freudig auf den Altar des Vaterlandes niederlegte. Diese Kriegsleistung war die Theilnahme an einem Landsturm, der auf das Gerücht einer Ueberrumpelung und Brandschatzung die tiefe

Ruhe der Landschaft auf einige Stunden aufstörte, und grotesk genug war, um noch nach vierzigjähriger Erinnerung und Erzählung die Thräne des herzlichen Lachens ins Auge zu rufen. — Endlich fällt in diese Zeit, wenn ich nicht irre, auch das erste theologische Examen, das er vorzüglich gut bestand. Sonst fehlen detaillirte Nachrichten über ein Lustrum, das still, erbaulich und beschaulich dahinschwand.

5. Der Professor.

Im Jahre 1811 fand die Uebersiedelung nach Berlin statt. Dreiviertel Jahr lang war O. S. Mitglied des Königlichen Seminars für gelehrte Schulen und ward dann zu Neujahr 1812 an dem damals noch vereinigten Berlinisch-Cölnischen Gymnasium als ordentlicher Collaborator angestellt. Funfzehn Jahre hindurch, bis zum Jahre 1826, war er ununterbrochen an seinem lieben Grauen Kloster thätig.

Die Nachrichten über diese ganze Zeit freudevoller Wirksamkeit, wo es zwar der Sorgen und Entbehrungen noch mancherlei gab und noch viel Selbstverläugnung nöthig war — wo gäbe es einen Schulmann ohne diese Mitgift seiner Stellung — aber der ungetrübten und herzlichen Freuden und Belohnungen noch mehr; die Nachrichten sind im Ganzen wieder spärlich und das Wenige bedarf der Combination. Die authentischen sind die Gymnasial-Programme und die eigenen Schriftwerke, die prekären die Erinnerungen befreundeter Collegen und dankbarer oder auch undankbarer Schüler. Einen undankbaren Schüler nenne ich auch einen solchen, der die Schule mit allen ihren Wohlthaten bald und gern vergessen hat, der sich nach wenigen Jahren kaum mehr auf die Namen, geschweige denn auf die Persönlichkeit seiner Lehrer zu besinnen weiß, und der nach mancherlei Kreuz- und Querfragen endlich auf ein paar armselige Schulwitze und Anekdoten sich besinnt, oder dem es urplötzlich einfällt, was Der und Der für einen Rock zu tragen pflegte und wie er sich schnäuzte und räusperte. Auch von den dankbaren Schülern, die mit Aufrichtigkeit und Herzlichkeit ihre Jugendlehrer ihre größten

Wohlthäter nennen, ist oft nur der allgemeine und unbestimmte Ausdruck unbedingtes Lobes herauszubringen, die Individualität in ihrer Schärfe und ihren Nüancen ist oft verloren gegangen.

Ich will also von diesen Quellen, den Erinnerungen seiner Schüler, nur wenig sprechen. Daß er überhaupt in der Erinnerung seiner Schüler fortlebt, ist schon Zeugnisses genug, daß er ein rechter Lehrer war. Ich habe nicht gar viele seiner alten Schüler fragen können; die einen nannten ihn streng, die anderen mild. So werden ihn die Schlechten ungerecht, die Guten gerecht gefunden haben, wie das jeder Lehrer sich muß gefallen lassen, der es ernst und treu meint und seine Sache gründlich versteht. Ein gegen Alle guter und von Allen als gut gepriesener Lehrer ist eher ein schwacher als ein guter. — Am besten charakterisirt ihn wohl eine Geschichte, die ich von ihm selbst gehört, aber nicht ganz genau mehr im Gedächtniß habe. Einem faulen und wie es schien unverbesserlichen Schüler aus Groß-Tertia oder Sekunda gab er eines Tages mit dem liederlichen Hefte, was er gerade neben ihm stehend durchsah, eine Dachtel. Der Schüler, wie das ungezogene und trotzige Jungen vornehmlich thun, geht 'zum Direktor Bellermann klagen. Der würdige, theure Mann sagt ihm: „er solle sich's nur zu Herzen nehmen, er werde es schon hinreichend verdient haben"; und erzählt gesprächsweise seinem Collegen, daß er verklagt worden. Der nimmt davon Veranlassung, in der nächsten Stunde zur Klasse zu sprechen. Der Unwille der Mitschüler ist ihm Genugthuung und Gewähr, daß er den Ankläger recht gestraft habe. Er ruft diejenigen, die bei ähnlichen Peccatis eine ähnliche Correktion erfahren hätten, auf, hervorzutreten. Es steht ein ganzes Häuflein auf. „Nun, die Uebrigen, sagt er, behalten die Dachtel noch zu gut. Sie aber, mein lieber v. X., sind in Zukunft vor meinen Erinnerungen und Strafen sicher, bis Sie mir unzweifelhafte Beweise besserer Führung und besserer Einsicht in das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler gegeben haben." Der Schüler, von seinen Commilitonen und von sich selbst zu besserer Einsicht gezwungen, kam recht bald um abzubitten und ward folgsam und fleißig.

Diese einfache Schulgeschichte zeigt mir statt aller sonstigen Erinnerungen seiner Schüler, daß zwischen Lehrer und Schüler das rechte Verhältniß herrschte; er war so absolut, wie ein ordentlicher Lehrer es sein muß, diese so vertrauensvoll und gehorsam, wie Schüler es einer geistigen und sittlichen Superiorität gegenüber ebenfalls sein müssen. Die Geschichte zeigt zugleich, daß er Ernst und Scherz, Strenge und Milde in schöner Harmonie zum Hebel und zur Belebung des Unterrichts und der Erziehung gebrauchte. Dazu kam eine Gelehrsamkeit, die ihn als unfehlbar vor seine Schüler hinstellte, eine Offenheit, Unbefangenheit und Freimüthigkeit — überhaupt eine Sicherheit, die nur solche Gelehrsamkeit geben kann; endlich ein Herz voll Liebe und Freundlichkeit für die Jugend und den Jugendunterricht. Damit aber die Eigenschaften des Geistes und Herzens eine leichte und rasche Vermittelung und Wirkung hätten auf Geist und Herz der Schüler, kam zu allen diesen Erfordernissen eines wirklichen Lehrers eine entsprechende Persönlichkeit. Dieses persönliche Auftreten und Gehaben ist bei einem musterhaften Lehrer immer unzertrennlich von der geistigen Errungenschaft, daß es fast schwer zu sagen ist, ob die Leichtigkeit und Unfehlbarkeit des geistigen Regiments auf der Macht der Persönlichkeit basirt, oder ob diese Macht der Persönlichkeit erst herangebildet ist und gehalten wird von der stillwirkenden und treibenden Macht des Geistes und seiner Errungenschaften. — So war es bei D. S.; darum, denke ich, war sein Schulregiment unzweifelhaft und unwiderstehlich; darum war er ein ächter Schulmann: ein Formmensch und doch genial; genial und frei und doch ein Formmensch; pedantisch, wie jeder Schulmann sein muß, und doch liebenswürdig; streng und strafend, aber nur mit dem Herzen, nie mit der Hand züchtigend; strafend um des Schülers willen, nie um der Autorität der Schulgesetze und seiner eigenen aufzuhelfen.

Es ist schwer zu sagen, was die freudige Hingebung, Ausdauer und Liebe für seinen schweren Beruf mehr förderte, belebte und erhielt, das behagliche und genugthuende Gefühl der richtig erkannten und erfaßten Lebensaufgabe oder das seltene und in seiner

Art einzige Glück einer ächten Collegialität, einer belebenden, erfrischenden, heranziehenden, vollkommenen Harmonie zwischen den Mitgliedern des Collegiums vom Direktor bis zum jüngsten Kandidaten und bescheidensten Technikus. Er selbst hat oft genug von der Freude überhaupt gesprochen, die ihm sein Lehramt am Kloster gemacht hatte; aber noch öfter gedachte er der schönen Tage inniger Gemeinschaft mit seinen Collegen. Es bedarf indeß kaum der mündlichen Versicherung, daß unter dem altehrwürdigen Bellermann ein wahrhaft beneidenswerthes Verhältniß unter den Collegen obwaltete: — man braucht nur die Klosterprogramme von den Jahren 1811—1826 zu lesen. Mit welcher Freundlichkeit und Humanität, mit welcher einfachen Herzlichkeit ist darin die Geschichte des Gymnasiums geschrieben, mit welcher aufrichtigen Anerkennung wird der Verdienste gedacht, mit welcher Schonung der Schwächen! Es ist unzweifelhaft, daß das innige Zusammenhalten des Collegiums auf den Gesammtunterricht einen entschieden wohlthätigen Einfluß hat, es ist unzweifelhaft, daß die „Lehrerfreuden" des Kloster-Collegiums gewissermaßen auch Schülerfreuden waren.

In so geordneten, klaren und humanen Verhältnissen lebte und wirkte D. S. als Professor der Mathematik und Philologie am Grauen Kloster in Berlin. Seine äußere Stellung war sonst nicht gerade bevorzugt, nicht ungewöhnlich und glänzend; er gab in allen Klassen nach und nach, in allen Wissenschaften und allen Sprachen Unterricht, er gab Privatstunden und hatte Pensionäre; kurz das ganze bunte und mühevolle Treiben eines Lehrers, der um seine und seiner Familie anständige Existenz ringt, ward auch sein Loos. Bis zum Jahre 1816 hat er in dem Lehrer-Verzeichniß mit Einschluß des Direktors, denn Bellermann hielt sich in jeder Beziehung zu seinen Collegen, die elfte Stelle; von 1816 ab bis Ostern 1821 die zwölfte, indem der nachherige Bischof Dr. Ritschl vorangestellt steht; von 1821—1822 die elfte, von 1822—1825 Ostern die zehnte, von 1825 endlich bis zum Abgange Michaelis 1826 die neunte Stelle. Erst in den letzten Jahren gab es durch den Tod des Conrektor J. G. Schmidt, April 1821, Pensioni-

rung des dreiundsiebenzigjährigen Prorektors J. F. Seidel, Ostern 1822, durch Versetzung des Professors Walch 1825 einiges Avancement im Gehalte wie in den Unterrichtsstunden. Die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden war überwiegend neunzehn, von Michaelis 1817 bis Ostern 1819 gab er fünfundzwanzig, von Ostern 1819 bis Ostern 1820 einundzwanzig wöchentliche Stunden. Während seiner ganzen Lehrthätigkeit hatte er einen Unterrichtsgegenstand ohne Unterbrechung, nämlich die Mathematik in Sekunda, sonst war der Wechsel der Disciplinen besonders in den ersten Jahren stark. Lehrer der lateinischen Prosa und der Metrik in Prima ward er erst nach Walchs Abgang in den beiden letzten Jahren seiner Wirksamkeit. In der Führung des Ordinariats diente er von Sexta auf und zwar erst von Michaelis 1814 bis Ostern 1819. Für 1820 und 1821 ist von Führung eines Ordinariats nichts erwähnt; er scheint aber sogleich das von Groß-Quarta erhalten zu haben, als dessen Ordinarius er erst von Ostern 1821 ab ausdrücklich genannt wird. Endlich Ostern 1825 ward er Ordinarius von Sekunda und blieb es bis zu seinem Abgange. Neben den mathematischen Stunden in Sekunda und abwechselnd in den Tertias hatte er besonders zu Anfang lateinischen Unterricht, auch mit den Primanern, die nicht am Hebräischen Theil nahmen; ferner lange Zeit in Groß-Tertia den Elementar-Unterricht im Hebräischen; zwei Jahre lang Geschichte in Groß-Quarta, aber auch Rechenunterricht und Deutsch in Sekunda und Sexta. Auch Französisch lehrte er zu Anfang in Sekunda und auch später noch in anderen Klassen; später fügte er in Sekunda die mathematische Geographie in einer sechsten Stunde zu der Mathematik und gab auch sonst Geographie in den unteren Klassen. Auch Religion und Griechisch in der Graeca IV. ertheilte er einige Jahre, so daß in der That er in Allem unterrichtet hat. Am meisten sagte ihm, ich schließe das aus seiner schaffenden Thätigkeit, der lateinische und mathematische Unterricht zu. Zur Wirksamkeit in der Theologie ließ ihn die zufällige anderweitige Besetzung nicht gelangen, und doch war gerade in dem ersten Decennium der Gedanke, ganz zur Theologie überzugehen, sehr lebhaft. Er war überhaupt

noch Einer von denen, welche der innigern Verbindung des Theologen mit dem Schulmanne das Wort redeten, und er beklagte es später noch oft, daß die Philologie sich ganz und gar von der Theologie nicht blos emanzipirt und losgesagt habe, sondern sich über sie stelle und aus dem Gymnasial-Unterricht sie ganz zu verdrängen suche. Umgekehrt hat er in seinem späteren Amte als Schulrath unablässig, freilich mit schwachem Erfolge, für die pädagogische Bildung der Geistlichen gesprochen und geschrieben; z. B. noch am Abend seines Lebens, Schulblatt 1848, S. 124. „Eine gründliche Verbesserung des Volksschulwesens und ein einträchtiges Zusammenwirken der Geistlichen und der Lehrer ist nicht zu erreichen, so lange nicht eine gründliche pädagogische Bildung als ein wesentliches Erforderniß zur Führung des geistlichen Amtes anerkannt ist und auf dies Erforderniß mit einem der Wichtigkeit der Sache angemessenen Ernste gehalten wird.“ Vergl. ebds. S. 420, 423, 445, 492 ff. Er sah freilich die Unmöglichkeit für die allermeisten, beide Wissenschaften in gleicher Weise zu durchdringen, auf gleicher Höhe zu erhalten und zu kultiviren, nicht ein; und darin lag der Irrthum des Wunsches oder der Forderung; denn um beider Wissenschaften Jünger und Liebling und Meister zu werden, müßte man eben auch ein O. S. sein.

Laßt uns nun ein wenig in seine Häuslichkeit blicken! Auch hier finde ich mich fast allein und wie vor einem unbeschriebenen Blatte seines Lebens. Wenn ich es aber wende und drehe und beim schärfsten Lichte besehe, so finde ich doch hie und da feine und charakteristische Züge und Andeutungen; ich will sie zu entziffern und auszulegen suchen. Die treuen Gefährten und Freunde seines Gymnasiallebens sind fast alle zur ewigen Ruhe eingegangen, seine Collegen, mit Ausnahme einiger, die in den letzten Jahren seiner Thätigkeit am Kloster herzutraten, wohl alle. Einige hat das spätere Leben von ihm getrennt oder entfremdet; wie leicht vergessen sich überhaupt die kleinen Begegnisse des häuslichen Lebens, und wie gern vergißt jeder Dritte sie! Und doch sind sie der Grund und Boden, in denen der Allen sichtbare Baum des äußeren amtlichen

Lebens kräftig grünt und blüht und Früchte bringt oder kümmerlich fortvegetirt.

Die Freudigkeit, mit der O. S. schulmeisterte, die Frische, mit welcher er geistig arbeitete und schuf, waren nicht blos eine schöne Frucht jener oben gepriesenen beneidenswerthen Collegialität, sondern auch der Abglanz häuslicher Befriedigung, häusliches Glückes. Im Frühling (18. April) 1814 verheirathete er sich mit Caroline Essen, einer Apothekerstochter aus Dramburg in Pommern. Sein Eheleben währte über 26 Jahre, bis zum Herbst (6. October) 1840. Ich habe diese theure Frau erst wenige Monate vor ihrem Tode kennen gelernt, ich habe sie wie eine zweite Mutter geliebt und geehrt. Sie war eine ächte deutsche Hausfrau, des Hauses Stütze und Zierde, das stets gefällige und liebreiche Noth-, Trost- und Hülfsbüchlein des Gatten, die unfehlbare Freundin und Rathgeberin in allen Fährlichkeiten des Lebens, des Mannes Hoffnungs- und Lebensanker, der freundliche Tempel, an dessen reinen Altar er sich flüchtete aus der Unruhe des Lebens. Sie war geistig frisch und ebenbürtig, und in dem Bewußtsein ihrer Stellung gewährte sie ihrem Gatten Ruhe, Muße und Freiheit von häuslichen Sorgen, und war die unermüdliche Pflegerin seines geistigen Schaffens. Bei aller natürlichen Sparsamkeit und dem fast maßlosen Fleiße einer Hausfrau, die zu Rathe hält und das Hauswesen mehrt, war sie doch wohlthätig wie ihr Gatte, freigebig wie er, gastfrei wie er. War sie es durch ihn geworden? oder hatten sich die gleichen Charaktere gefunden? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß ich eine tüchtigere und noblere (wir Deutschen haben leider keinen entsprechend umfassenden Ausdruck, der das Standesgemäße in seiner Veredlung und in Verbindung mit dem Reinmenschlichen bezeichnete) Hausfrau kaum mehr kennen gelernt habe. Es läßt sich schwer berechnen, welches Maß von Mühe und Aufopferung einer Hausfrau anheimfällt, welche ihren Gatten kaum einen Blick in den Organismus der Häuslichkeit thun läßt, welche ihn vollkommen frei erhält von allen kleinen Sorgen und Störungen. Mag es auch vermessen sein, den Tod eines Menschen mit Bestimmtheit gewissen Ursachen zuzuschreiben: ich wage

es doch zu behaupten, daß hier die Hausfrau mit Freudigkeit und Hingebung ihr Leben eingesetzt und geopfert hat für das geistige und leibliche Wohlergehen des Gatten, für den bescheidenen Glanz und für Gemüthlichkeit, Gastfreiheit, für den guten Ruf des Hauses, für die Behaglichkeit des ganzen Daseins. Sie bewohnten zu der Zeit mit anderen Collegen den sogenannten Bückling, ein dem Kloster gegenüberliegendes Haus in der Klosterstraße, in dessen Seiten- und Hintergebäuden Freischüler, Communitäter nannte man sie, Wohnung und Kost hatten. Von hier aus war der Weg zur Schule freilich nicht weit und nicht lang genug, um entweder mit den Gedanken an die eben verlassene Häuslichkeit fertig zu werden oder die Gedanken für die nächste Stunde ein wenig in Ordnung zu bringen.

Und doch ist gerade dieser Morgengang vom Hause ins Amt der kritische und charakteristische Prüfstein für des Mannes Haus- und Amtsfreude, resp. Haus- und Amtsleid. Man schaue nur um sich des Morgens bis zum Mittage. Da kommt Einer strack und frisch und ein heiteres Liedchen summend zur Hausthüre heraus, schaut sich freundlich die Morgensonne an oder spannt gemüthlich und ohne Murren den Regenschirm auf, — und fort geht es eifrig aber nicht stürmisch, — was rechts und links am Wege liegt und steht, wird auch eines Blicks gewürdigt. Die Stunden der amtlichen Thätigkeit verfliegen rasch, und den Heimweg verkürzen die behaglichen Gedanken über erfüllte Pflicht und die noch behaglicheren der harrenden Häuslichkeit und Stille. Da ist es kein Wunder, wenn er, wie jener Sokrates, dasselbe Gesicht heimbringt, mit dem er ausgegangen. Im Gegentheil, auch das Gesicht von anderem Aussehen bleibt dasselbe oder wird wieder dasselbe; d. h. was du mitnimmst an Freudigkeit oder an Weh in die Welt, das kannst du wohl auf Augenblicke vergessen oder verlieren, auf dem Heimwege aber stellt es sich wieder ein, und an deiner Hausthüre findest du es gewiß deiner wartend und dich hineingeleitend. Die Unglücklichen, die aus dem Hause ins öffentliche Treiben stürzen oder die trübselig heranschleichen ans Tageslicht, sie bringen keinen Sonnenschein in das öde, kalte Haus heim, und sie

sehen nirgend Trost noch Hülfe, noch spenden sie irgend Trost oder Hülfe.

O. S. gehörte gewiß zu den freundlichen und behaglichen Erscheinungen, zu den glücklichen Menschenkindern, denen man die allseitige Befriedigung durch Amt und Häuslichkeit von fern ansehen konnte. War er ja doch in seinem späteren Leben, wo Häuslichkeit und Amt ganz anders und viel ernster und ungemüthlicher geworden waren, ein Muster von Jovialität, ein ächter Mann, der das Böse für sich behält und nur das Gute sehen und mitgenießen läßt. Er trug als Professor und später noch einen grauen Frack, sein Gang war straff und hurtig, seine Gedanken stets beschäftigt, die Finger der linken Hand bewegte er beständig, in der rechten hielt er seinen Stock und mit der rechten Schulter zuckte er häufig, um seinen Mund aber spielte oft ein vieldeutiges Lächeln. Meist aber ging er gedankenvoll und ohne sich viel umzusehen, aber freundlich-ernst aussehend seine Straße. So habe ich ihn in späteren Jahren gesehen, so, denke ich und habe es mir auch sagen lassen, wird er auch als Kloster-Professor gewesen sein.

Ich habe schon einmal erwähnt, daß seine äußere Stellung nichts Ungewöhnliches hatte, d. h. mit anderen Worten, er theilte mit den meisten Collegen die Kümmerlichkeit der Lehrer-Existenz. Um anständig und sorgenfrei leben zu können, nahm er für eine lange Zeit Pensionäre, vier adlige junge Herren, die es wohl gut bei ihm hatten und die sich seiner, wenn sie anders gegen ihre Jugenderzieher dankbar sind, wohl mit Verehrung und Liebe erinnern werden. Aber die so vermehrte Last des Hauses fiel doch meist der treuen Gefährtin anheim, und sie hat sie redlich getragen, aber auch schwer und nachhaltig gefühlt. Nur keine Pensionäre nehmen! das war beider Eltern inniger Wunsch und Streben für die Zukunft ihrer Kinder.

Ihre Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, nur zwei Töchter haben die Eltern beide überlebt. Das älteste Kind, ein Knabe, Ernst genannt, ward gegen vier Jahre alt und war des Vaters

ganze Freude, so daß ich noch oft von dem fast dreißig Jahre schon todten Kinde mit wehmüthiger Freude die kleinen Kindergeschichten von erster Klugheit und Geschicklichkeit habe erzählen hören. Er ward ihm durch eine schnelltödtende Krankheit entrissen, und das Plötzliche und Gewaltsame der Trennung hielt die Erinnerung an ihn und die Liebe zu ihm bis an seinen Tod lebendig. Wenn seine Enkel gediehen und seinen Beifall fanden, so machten sie es wie sein Ernst, und er studirte in ihren Zügen, um sie seinem Ernst ähnlich zu finden. Er verglich ihn auch mit mir und meinte öfters: Jetzt wäre er, wenn er Jurist geworden wäre, so und so weit, wenn Schulmann, so weit wie du — wir wären nämlich gleichalterig gewesen — ihr hättet vielleicht zusammen studirt und wäret eher mit einander bekannt geworden als wir jetzt. Oft scherzte er auch und sagte: Mein Ernst wäre noch ein ganz anderer Kerl geworden als du! Gewiß, dachte oder antwortete ich, wenn er dir, seinem Vater, ähnlich geworden wäre. — So nährte er seine Liebe durch stete Erinnerung, und so trug er in seinem Herzen das unverlöschliche Bild seines Kindes, das in seinen Gedanken fortlebte und groß ward und gut einschlug und seinen Eltern Freude machte. Wie rührend und edel ist diese Liebe, auch wenn sie wurzelt in dem menschlich verzeihlichen und natürlichen Wunsche des Mannes, einen Sprößling seines Namens zu hinterlassen, und in der schmerzlichen und ungestillten Sehnsucht nach dem unrettbar Verlornen! Wie rührend und schön ist diese Liebe, auch wenn man den eitel schelten wollte und selbstbewußt, der mit Schmerz seinen Namen, dem er einen guten Klang verschafft hat, erlöschen sieht! Ja, das ist noch die kleinste und gutmüthigste Schwäche, wenn es überhaupt eine ist, seinen guten und ehrlichen und bescheiden glänzenden Namen nicht gern untergehen zu sehen; gehen doch gar Viele weiter und dünken sich bei Lebzeiten und auf ihrem Erdatom schon unsterblich und bedürfen gar nicht des leiblichen Fortlebens ihres Namens. — Der zweite Knabe, Otto, lebte kaum zwei Jahre; eine Tochter, Marie, das vierte Kind, starb 1835, 14 Jahre alt, auch plötzlich und unerwartet; das dritte Kind, Clara, war des Vaters geistiges und

leibliches Ebenbild; das jüngste endlich, Elisabeth, ist mehr der Mutter ähnlich.

Pünktlichkeit, Eintracht und Zufriedenheit, das waren die drei ersten und Hauptparagraphen der Schulz'schen Hausordnung; der immergrüne Kranz des freundlichen Willkommens hing über der Eingangsthür, und der einfache frisch duftende Strauß der Freigebigkeit ward dem stets willkommenen Freunde und Gaste in die Hand gedrückt. Dabei ging es genügsam her, daß es gegen spätere Zeiten fast kärglich erscheinen muß. Wurde ja doch mit guten Freunden und Collegen auf gemeinschaftliche Kosten eine Flasche Wein angeschafft, selbige der Hausfrau zur Obhut und Verwahrung übergeben und nach bestimmtem Gesetz und Turnus verbraucht. Später freilich gab es weder vile Sabinum, noch tranken die Gäste modicis cantharis; es herrschte bis in das Kleinste und es durchdrang Alle das Gefühl behaglicher Existenz und gesicherter Muße. So war es später und zur Zeit meines Eintritts in das Haus, ich werde noch einmal davon zu sprechen haben; so muß es also in der Gesinnung und in dem Willen schon bei dem Professor gewesen sein. Denn Freigebigkeit, Leutseligkeit, überhaupt Herzensgüte lernt sich nie, wie denn der Charakter des Menschen Geburtsgeschenk ist und nur gepflegt oder vernachlässigt, aber nicht erst eingeimpft werden kann. Er aber gehörte ja, wir wissen das von seiner Kindheit und Jugend her, zu den Naturen, die überall den Mittelpunkt der Gesellschaft durch Geist und Gemüth bilden. In den „Lehrerfreuden" der Klostercollegen wird er nicht minder den geistigen Wirth gespielt haben, wie er in seinen vier Pfählen geistig und leiblich und auf das liebreichste bewirthete. Er hat wenigstens zu der seltenen Harmonie zwischen den Collegen sein Bestes redlich und stets bereitwillig beigesteuert; aber die Freude hatte hier auch den fruchtbarsten und mildesten Boden gefunden. Noch oft erzählte er uns, als der alte hochverehrte Bellermann schon zu seinen Vätern versammelt war, daß er in seinem Leben nie eine Familie kennen gelernt habe, die würdiger zu leben verstände; er meinte damit das Ebenmaß des Denkens und Wollens, die Alles durch-

dringende und regelnde Eintracht und Liebe, den musterhaften Verkehr mit einander und mit der Welt. Ich habe selbst den Genuß gehabt, die Errungenschaften eines langen, ehrenvollen Lebens bewundern zu können, und habe die Freude, mit der mein Schwiegervater der Professorzeit zu gedenken pflegte, begreifen lernen.

In so einfachen und glücklichen Verhältnissen ward ihm, wenn auch oft nicht Muße genug, — denn wo nähme die ein vollbeschäftigter Lehrer mit Privatstunden, Pensionären u. s. w. immer her? — doch die Lust und Freudigkeit am Vorwärtsstreben und Schaffen stets rege erhalten. Ich werde im letzten Abschnitt die literarischen Produktionen einzeln und spezieller anführen und charakterisiren und will mich hier mit allgemeineren Andeutungen begnügen. — Seinen Vorsatz, in ein Pfarramt überzugehen, hielt er noch ziemlich lange wach. Das zweite theologische Examen, welches er **1815** vor der Berliner Prüfungskommission vorzüglich gut bestand, und die einige Jahre darauf herausgegebenen drei Predigten (**1818**) bezeugen das lebendige Fortarbeiten in der Theologie, und in der schönen Vorrede zu den drei Predigten spricht er seinen Wunsch noch einmal recht lebhaft aus. In derselben Zeit aber war er eben so fleißig den Schulwissenschaften zugethan, und diejenigen Disciplinen, welche er vorzüglich zu vertreten hatte, Latein und Mathematik, erfuhren von ihm Bereicherungen, die noch heute ihre volle Geltung haben. Die außerordentliche literarische Thätigkeit, welche in den letzten drei Lustren seines Lebens glänzte, hatte am Kloster begonnen und hatte sich auch über den Kreis der Gymnasialwissenschaften hinaus auf andere, selbst praktische Gebiete erweitert. Seine Lehrbücher aber wurden auf dem Gymnasium eingeführt und werden noch heute dort und an vielen anderen Bildungsstätten von der wißbegierigen Jugend zerrieben und zerknittert.

Auch der treuen Musen, die sich ihm schon früh und zu aller Zeit gefällig und gnädig gezeigt hatten, ward hie und da gedacht. Wie sollte das anders sein? Bei so treuem Zusammenhalten, so harmloser Geselligkeit wird das Leben selbst zum Gedicht und die fröhlichen Tage reihen sich wie leichte Verse zwanglos aneinander.

leibliches Ebenbild; das jüngste endlich, Elisabeth, ist mehr der Mutter ähnlich.

Pünktlichkeit, Eintracht und Zufriedenheit, das waren die drei ersten und Hauptparagraphen der Schulz'schen Hausordnung; der immergrüne Kranz des freundlichen Willkommens hing über der Eingangsthür, und der einfache frisch duftende Strauß der Freigebigkeit ward dem stets willkommenen Freunde und Gaste in die Hand gedrückt. Dabei ging es genügsam her, daß es gegen spätere Zeiten fast kärglich erscheinen muß. Wurde ja doch mit guten Freunden und Collegen auf gemeinschaftliche Kosten eine Flasche Wein angeschafft, selbige der Hausfrau zur Obhut und Verwahrung übergeben und nach bestimmtem Gesetz und Turnus verbraucht. Später freilich gab es weder vile Sabinum, noch tranken die Gäste modicis cantharis; es herrschte bis in das Kleinste und es durchdrang Alle das Gefühl behaglicher Existenz und gesicherter Muße. So war es später und zur Zeit meines Eintritts in das Haus, ich werde noch einmal davon zu sprechen haben; so muß es also in der Gesinnung und in dem Willen schon bei dem Professor gewesen sein. Denn Freigebigkeit, Leutseligkeit, überhaupt Herzensgüte lernt sich nie, wie denn der Charakter des Menschen Geburtsgeschenk ist und nur gepflegt oder vernachlässigt, aber nicht erst eingeimpft werden kann. Er aber gehörte ja, wir wissen das von seiner Kindheit und Jugend her, zu den Naturen, die überall den Mittelpunkt der Gesellschaft durch Geist und Gemüth bilden. In den „Lehrerfreuden" der Klostercollegen wird er nicht minder den geistigen Wirth gespielt haben, wie er in seinen vier Pfählen geistig und leiblich und auf das liebreichste bewirthete. Er hat wenigstens zu der seltenen Harmonie zwischen den Collegen sein Bestes redlich und stets bereitwillig beigesteuert; aber die Freude hatte hier auch den fruchtbarsten und mildesten Boden gefunden. Noch oft erzählte er uns, als der alte hochverehrte Bellermann schon zu seinen Vätern versammelt war, daß er in seinem Leben nie eine Familie kennen gelernt habe, die würdiger zu leben verstände; er meinte damit das Ebenmaß des Denkens und Wollens, die Alles durch-

dringende und regelnde Eintracht und Liebe, den musterhaften Verkehr mit einander und mit der Welt. Ich habe selbst den Genuß gehabt, die Errungenschaften eines langen, ehrenvollen Lebens bewundern zu können, und habe die Freude, mit der mein Schwiegervater der Professorzeit zu gedenken pflegte, begreifen lernen.

In so einfachen und glücklichen Verhältnissen ward ihm, wenn auch oft nicht Muße genug, — denn wo nähme die ein vollbeschäftigter Lehrer mit Privatstunden, Pensionären u. s. w. immer her? — doch die Lust und Freudigkeit am Vorwärtsstreben und Schaffen stets rege erhalten. Ich werde im letzten Abschnitt die literarischen Produktionen einzeln und spezieller anführen und charakterisiren und will mich hier mit allgemeineren Andeutungen begnügen. — Seinen Vorsatz, in ein Pfarramt überzugehen, hielt er noch ziemlich lange wach. Das zweite theologische Examen, welches er 1815 vor der Berliner Prüfungskommission vorzüglich gut bestand, und die einige Jahre darauf herausgegebenen drei Predigten (1818) bezeugen das lebendige Fortarbeiten in der Theologie, und in der schönen Vorrede zu den drei Predigten spricht er seinen Wunsch noch einmal recht lebhaft aus. In derselben Zeit aber war er eben so fleißig den Schulwissenschaften zugethan, und diejenigen Disciplinen, welche er vorzüglich zu vertreten hatte, Latein und Mathematik, erfuhren von ihm Bereicherungen, die noch heute ihre volle Geltung haben. Die außerordentliche literarische Thätigkeit, welche in den letzten drei Lustren seines Lebens glänzte, hatte am Kloster begonnen und hatte sich auch über den Kreis der Gymnasialwissenschaften hinaus auf andere, selbst praktische Gebiete erweitert. Seine Lehrbücher aber wurden auf dem Gymnasium eingeführt und werden noch heute dort und an vielen anderen Bildungsstätten von der wißbegierigen Jugend zerrieben und zerknittert.

Auch der treuen Musen, die sich ihm schon früh und zu aller Zeit gefällig und gnädig gezeigt hatten, ward hie und da gedacht. Wie sollte das anders sein? Bei so treuem Zusammenhalten, so harmloser Geselligkeit wird das Leben selbst zum Gedicht und die fröhlichen Tage reihen sich wie leichte Verse zwanglos aneinander.

Dazu gab es der poetischen Talente besonders viele in jenem Collegium, und vornehmlich ist K. Giesebrecht, dessen Familie auf das Genaueste mit der Schulz'schen befreundet war, als Dichter zu nennen und zu rühmen. Direkte Gelegenheit fand sich genug, in dem Collegium selbst, in den „Lehrerfreuden", in festlichen Ereignissen, wie das Jubiläum des alten Fischer (1825), das Reformationsfest (1817) u. s. w.; auch zu dem alle 2 Jahre wiederkehrenden Wohlthäterfeste des Klosters lieferten die Lehrer nicht blos Reden, schöne Reden, wie sie der würdige Vorsteher anerkennend nennt, sondern auch Gedichte. Von O. S. sind bei der Reformationsfeier 1817 zwei Gedichte: „das Gebet der Kleinen" und „Gottes Wort der ewige Hort" und ein lateinisches Gedicht in sapphischem Maße am Wohlthäterfest 1823 deklamirt worden. Oeffentliche Reden finde ich zwei verzeichnet, die erste, eine deutsche, zur Feier des 18. Juni im Jahre 1819, die zweite, eine lateinische, am Wohlthäterfeste 1823 (16. Dezember 1825 gedruckt). — Ich habe auch sonst noch einige lateinische Gedichte ohne nähere Angabe der besonderen Veranlassung in seiner Bibliothek aufgefunden, das eine ist vom Jahre 1822 und sieht aus, als wäre es bei Tafel zum Singen gebraucht worden; sein Inhalt und verschiedene Flecke lassen es außer Zweifel, daß es zu irgend einer Jubelfeier gedichtet wurde, — wie ich aus einem anderen Gedichte sehe, zur Jubelfeier des Astronomen J. E. Bode, 23. Oktober 1822. Zur Stiftungsfeier der Humanitätsgesellschaft am 13. Januar 1821, für die griechische Gesellschaft, deren Mitglied er bis kurz vor seinem Tode war, für die deutsche Gesellschaft, der er seit 1815 angehörte (16. Januar), dichtete und schrieb er Geselliges und Wissenschaftliches, Fröhliches und Ernstes, Gedrucktes und Ungedrucktes. Seine Verse waren ausgezeichnet und vielberühmt, die lateinischen zumal, Distichen wie Strophen und stichische Verse flossen leicht und musterhaft und leichter fast, wenn es möglich wäre, als die deutschen.

Anderes scheint er gar zum Mißverständniß, wie ich gleich erzählen werde, und zu eigenem Unheil gedichtet zu haben. Ich will lieber erst der Ehren gedenken, die ihm zu Theil wurden. Im Jahre 1822

promovirte er in Halle bei der philosophischen Fakultät, welcher er seine Ausgabe des Diophantus eingereicht hatte (21. Juni). Das Buch brachte ihm noch mehr ein; ein gnädiges Dankschreiben des Ministers v. Altenstein (7. Mai 1822) enthielt eine Anweisung auf **350** Thaler zu einer Badereise und als Anerkennung seiner bisherigen „treuen und fleißigen Dienstleistung". In demselben wird ausdrücklich die Theilnahme des Fürsten Staats-Kanzlers an der leidenden Gesundheit des Verfassers erwähnt; es endigt mit den freundlichen Worten des Ministers: „Indem ich herzlich wünsche, daß Sie sich bald wieder einer dauerhaften Gesundheit erfreuen mögen, eröffne ich Ihnen zugleich, daß ich mir den weitern Beschluß auf Ihre Vorstellung vom 8. v. M. (8. April 1822) bis zu Ihrer Rückkunft von Ihrer Badereise vorbehalte." Was das für eine Vorstellung mag gewesen sein, kann ich nur vermuthen, und ich vermuthe, daß die Beschwerlichkeit des Schulamts, welche, da er unablässig arbeitete und schuf, seine Gesundheit zu untergraben drohte, ihm von Neuem den Wunsch und die Sehnsucht nach der größeren Ruhe und Muße des Pfarramts erregte. Er selbst gedenkt in der Vorrede zum Diophantus (S. LIII) eines langwierigen Augenübels, das ihn während der Arbeit überfiel und den Druck auf mehrere Monate unterbrach. Ich will dabei aber gleich eines anderen Vorgangs gedenken, ohne den Zusammenhang mit jener in dem ministeriellen Schreiben erwähnten Vorstellung andeuten oder gar behaupten zu wollen.

Selbstbeherrschung war das Fundament seines politischen Charakters, und diese Selbstbeherrschung gewährte und erhielt ihm das, was einzig den Namen Freiheit führen darf, die geistige Freiheit. Auch der subalterne Unterthanenverstand mag hie und da als Selbstbeherrschung erscheinen oder gelten wollen; er ist doch nur ein rein körperlicher Zwang, der seine Firma scribimus, ut edamus täglich memoriren läßt. Die wirkliche, geistige Selbstbeherrschung und Herrschaft ordnet dem Einen, das eins ist mit der geistigen Freiheit, der unbedingten Vaterlandsliebe, Alles unter. So prekär und mißlich es ist, grade dies von Jemandem zu sagen, daß er eine bestimmte

politische Gesinnung habe, — denn Nichts ist in der äußeren Erscheinung mehr durch Zeit und Umstände, durch das ganze staatliche Leben bedingt, Nichts veränderlicher, Nichts unstäter, — ich wage es unbedenklich auszusprechen, daß O. S. einer der edelsten Söhne seines Vaterlandes, der treueste Bürger seines Staates gewesen ist. Er hatte freilich keinen beschränkten Unterthanenverstand, und darum erfüllte ihn Manches und Vieles, was er in seinem Leben und Amte sah und hörte, durchzumachen und zu leiden hatte, mit Schmerz, mit Unwillen, mit tiefem Herzenskummer; und darum ging er bis zu einem gewissen Grade aus sich heraus und zeigte, daß er schmerzlich getroffen und im tiefsten Herzen verwundet sei: aber die stets frische und gewärtige Macht der Selbstbeherrschung, die unbesiegbare Kraft der geistigen Freiheit half ihm aus allen Fährlichkeiten, stillte alle Schmerzen der Seele und führte immer wieder den Frieden herbei. Nur Eines vermag und vermochte auch bei ihm die Kraft des Geistes nicht; sie hielt zwar den irdischen Körper ziemlich lange aufrecht, aber das Irdische geht seinen Weg und unter den Kämpfen des Geistes wird es hinfällig, und wenn es matt geworden zum Erliegen, hilft kein Wollen mehr; und der Geist muß fort von der unwirthlichen Stätte. Dieses Ringen der Seele, aus den feindlichen Strömungen und Störungen des Lebens immer wieder zur Ruhe zu gelangen und zum Gleichmaß: es geschieht stets auf Kosten des Körpers. Das Gefäß leidet nicht, wenn es drinnen sich rührt und arbeitet nach der Ordnung, aber die Hemmnisse und das Außerordentliche zersprengen es. So geschah es mit O. S.; er unterlag den Anstrengungen eines beschwerlichen Amtes, wird man im gemeinen Leben sagen, und ist, wie Viele und Alle, eines amtlichen Todes gestorben!

Er war also ein würdiges *ζῶον πολιτικόν*, aber zu den sogenannten politischen Köpfen, d. h. zur Legion der Kannegießer, gehörte er nicht. Was gäbe ich darum, wenn ich seine Auffassung der traurigen wie der großen Zeit unseres Vaterlandes kennte! Nur aus Büchern seiner Bibliothek und aus den Spuren ihrer Benutzung kann ich wohl schließen, daß er den Zeitereignissen eifrig, ernst und

überlegt folgte; nur bisweilen hörte ich ihn sprechen: „Damals waren doch andere Zeiten!“ und ich hielt es wohl für ein Lob der Vergangenheit, wie ältere Leute es so gern im Munde führen. Er nahm nicht persönlich Theil an dem Ruhm der Befreiungskriege, die Rücksichten auf sein Amt hielten ihn zunächst zurück, aber daß er begeistert war für unsere nationale Erhebung, für den Glanz der Zukunft und die Wiederkehr einer goldenen Zeit, das beweiset die Freudigkeit, mit welcher er seine Gaben darbrachte für das Vaterland und seine Streiter, seine Opferwilligkeit und Freigebigkeit, welche ich oft genug an ihm habe rühmen hören. Es folgten die Zeiten der heiligen Allianz und der Restauration, jene Zeiten, wo Tausende von Täuschung sprachen, dachten und träumten, wo die systematische Unterdrückung der nationalen, deutschthümlichen Regungen und Bestrebungen von der Jugend und den jugendlich Unbesonnenen mit offenem Visir berannt und bekämpft, von den besonnenen und treuen Vaterlandsfreunden mit Wehmuth ertragen wurde. Der Mord Aug. v. Kotzebue's war für ängstliche Freunde wie für lauernde Feinde des verpönten Deutschthums das Signal, unverholen mit Wort und Schrift, mit That und Strafe hervorzutreten. Alles ward zu einem großen Ganzen zusammengekettet und in jedem Winkel Deutschlands schaute man die blutdürstigen Gesellen des furchtbaren Umsturzbundes. Die Feinde schauten, weil sie wollten, die Freunde, weil sie fürchteten. Zu den Freunden rechne ich auch den guten alten Zeune, den Verfasser der Gäa, insofern er für die Einigung Deutschlands glühte, für die Einheit gewiß im tiefsten Herzen begeistert war. Bald nach jenem beklagenswerthen Morde schrieb Zeune im deutschen Beobachter (1819 Nr. 726) einen wunderlichen Aufsatz, betitelt: „die neuen Assassinen“, in welchem er die That Sand's nicht als ein vereinzeltes Verbrechen sondern als politische Manifestation eines Geheimbundes darstellt, der jenem türkischen Geheimorden gleichen soll, dessen Sendlinge die Feinde des Bundes und des Glaubens meuchelmordeten. Gegen eine so bei den Haaren herangezogene, von der Furcht gepredigte Auslegung erschienen zwei Widerlegungen von O. S. und K. Giesebrecht

(zusammengedruckt mit der Zeune'schen Schrift, Berlin 1819, Maurer'sche Buchh.), welche logisch und psychologisch die Unmöglichkeit und den Nonsens der Zeune'schen Auffassung bewiesen. O. S. hebt besonders das Gefährliche einer solchen in die Welt geschleuderten Meinung hervor, welche nach allen Seiten hin die Flammen schüre, statt sie zu begütigen und unschädlich zu machen. Das Gefährliche aber liege besonders darin, daß er nur andeute und nicht beweise, im Allgemeinen beschuldige und Keinen namhaft mache. Er wirft ihm mit Recht vor, daß er noch weiter gehe als die Regierungen, daß er sogar die Schuld auf sich laden könne, der Regierung die mildere Ansicht zu nehmen, sie zu Argwohn und Härte zu reizen. „Daß viel gefehlt worden sei von denen, welche die neue und bessere Zeit schaffen wollten, fühlt Niemand lebhafter als ich selber; daß man die Regierungen, wo sie solchen Verirrungen steuern, nicht verunglimpfen, noch ihren redlichen Willen sogleich bezweifeln solle, das kann man in unserer Zeit nicht oft genug wiederholen; aber wer dem Irrenden, Mensch gegen Mensch, entgegen tritt, der sollte doch nicht härter urtheilen, als es der Staat gethan hat, der in den Männern, welche Ihnen vorschwebten und welche Sie, wenn auch nicht namentlich, doch kenntlich und bitter genug anklagen, wohl nicht die Obern eines geheimen, auf den Umsturz der Ordnung und des Rechts abzweckenden Bundes sehen muß, sondern auch ihre Fehlgriffe richtiger zu würdigen weiß." — Ich glaube nicht, daß aus dieser Zurechtweisung seines Freundes, denn loyaler kann man nicht sprechen, ihm selbst der Verdacht einer Begünstigung demagogischer Ansichten erwachsen ist; und somit will ich diese Schrift, die des edelsten Patriotismus voll ist, nicht mit dieser Verdächtigung direkt in Verbindung bringen. O. S. war nämlich, wie lange nach dieser Zeit, habe ich nicht erfahren können, in einen bösen demagogischen Geruch gekommen. Wie und warum? das ist ihm selbst vielleicht stets unerklärlich geblieben; seine Ankläger haben sich nie genannt; auch hatte die Anklage nur eine unmittelbare Folge und wurde späterhin durch seine Beförderung zum K. Schulrath faktisch widerlegt; aber auch diese Folge war bitter genug. Er hatte einen Ruf als

Lehrer der Physik an das Cadettencorps erhalten; da trat jene Verdächtigung dazwischen und der Chef nahm die Berufung zurück. Die Verbesserung seiner äußeren Lage war fehlgeschlagen; aber das schmerzte ihn weniger als die Grundlosigkeit der Beschuldigung. Bezog sich etwa darauf die Vorstellung an den Minister von Altenstein? Dann hätte sich ja später die Tragikomödie öfter wiederholt; wo alberne Beschuldigungen und nutzlose Vorstellungen sich jahrelang hinschleppten und ihn mürbe machten. — Es ist freilich leicht und immer möglich, zwischen den Zeilen zu lesen, noch leichter, den eigenen Sinn hineinzulegen, und so mag immerhin ein genauerer Kenner der demagogischen Gedanken und Sprache die Worte aus jener Antwort an Zeune als Beleg für seine Verdächtigung benutzt haben. „O daß die, welchen das Wohl und das Weh der Völker in die Hände gelegt ist, doch verstehen mögen, was alle diese Erscheinungen laut verkünden, und daran denken möchten, dem Strom ein ruhiges und friedliches Bett zu bereiten, daß er nicht Felder und Wiesen verheerend überschwemme." (S. 17.) — Vielleicht ist selbst eine lateinische Elegie: Trinoctium Byzantinum, welche die Freiheit der Hellenen preiset und ersehnt und die Tyrannei der Türken verabscheut, ein Grund oder Aktenstück zur Verdächtigung gewesen; aber diese erschien erst 1823.

Das ist es, was ich von O. S. politischer Stellung während seiner funfzehnjährigen Berliner Professur zu sagen weiß. Nun will ich zum Schluß noch etwas Heiteres mittheilen und dann zu dem letzten Abschnitt seines Lebens, wo er Schulrath war, übergehen.

Sein liebes Pommerland hat er nie vergessen; Bande der Verwandtschaft und Freundschaft hielten die natürliche Heimathsliebe stets lebendig. Aus der Heimath holte er sich seine Hausehre, seines Lebens Trost und Freude, sein vortreffliches Weib. In die Heimath wanderte er ab und zu, die Geschwister, Vettern und Gevattern zu besuchen. Auch die alten Freunde aus Schule und Universität wurden wieder aufgesucht und das alte Band neu geknüpft. Jeder weiß, wie Zufall, Zeit und Ort oft Jahre lang die besten Genossen nicht zu einander kommen lassen, die Freundschaft schlummert

dann, wie ein unverjährbares Erb- und Lehnrecht. So traf es sich, daß er mit seinem alten, getreuen Justus Günther Graßmann erst, als er schon geraume Zeit Professor am Grauen Kloster war, Frau und Familie hatte (und seine Knaben schon durch den Tod, so scheint es, verloren hatte), dies alte Freundschafts-Verhältniß zu ununterbrochener Verbindung erneute. Hören wir darüber den alten Getreuen selbst, dessen eigene Worte ich um so lieber anführe, als ich weiß, daß die letzten Lebensjahre meines Schwiegervaters, was sie an wirklich frohen Momenten hatten, zu nicht geringem Theile ihm zu danken haben. „Nach der Universitätszeit, so schreibt er, bin ich eine Reihe von Jahren ohne persönliche oder briefliche Verbindung mit unserm O. S. geblieben. Diese knüpfte sich erst wieder, als er schon Professor am Grauen Kloster war und öfter nach Stettin kam, wo wir dann mit einigen anderen Freunden bei Geppert (war Justizrath daselbst) und bei mir heitere Tage verlebt haben. Nach einem dieser Besuche im Jahre 1821 begleitete ich ihn nach Berlin. Bei den damaligen schlechten Communicationsmitteln bedienten wir uns eines Hauderers, der aber gegen sein Versprechen den Wagen so voll packte, daß wir auf den unchaussirten Wegen eine höchst unbequeme und langwierige Fahrt machten, die besonders O. S., der sich nicht ganz wohl befand, sehr unangenehm war. Zwischen Werneuchen und Berlin kam uns Erlösung, indem uns Schulzens Frau, wenn ich nicht irre, mit der ältesten Tochter entgegenkam und uns in einen bequemen Wagen aufnahm und in ihre Wohnung führte, wo ich Aufnahme fand. Hier lernte ich die Verstorbene zuerst kennen; ihr Bild wird stets zu den angenehmsten Erinnerungen meines Lebens gehören; das Wohlwollen, das sie mir bis ans Ende ihres Lebens bewahrte, erfreut mich noch jetzt. — Bei diesem Besuche erneuerte ich meine alte Bekanntschaft mit Fischer und lernte durch Schulz die meisten seiner damaligen Collegen, namentlich Giesebrecht und Bellermann kennen. Später wiederholten sich die gegenseitigen Besuche öfter, und es wurden mancherlei Pläne zu gemeinschaftlichen Reisen entworfen, von denen aber erst 1843 einer zur Ausführung kam." D. h. eine

größere; eine kleinere aus dem Sommer 1824 beschreibt Graßmann, wie folgt: „Einer unserer Universitäts-Genossen, der Professor Buchner in Elbing, hatte mir einen Besuch zugesagt und es war unter uns eine Reise nach Rügen verabredet. Ich lud Schulz dazu ein, und er brachte noch den Direktor Köpke mit. Nach Swinemünde, wohin wir zuerst gingen, hatten wir einige unserer alten Schul- und Universitätsfreunde hinbestellt, mit denen wir einige sehr vergnügte Abende zubrachten. Dann ging's über Peenemünde zur See nach Putbus. Wir konnten aber wegen der Windstille nur die südlichste Spitze von Mönkgut erreichen und mußten dann die Nacht hindurch auf dem Landwege nach Putbus. Der weitere Weg über Stubbenkammer nach Arcona und zurück über Bergen, Stralsund, Greifswald war für uns sehr heiter, bot aber eben nichts Bemerkenswerthes dar. Eine Erscheinung muß ich jedoch erwähnen, die Schulz zu einem Aufsatze Veranlassung gab. Es waren nämlich zwei Regenbogen, von denen der obere den unteren auf beiden Seiten in dem Horizonte durchkreuzte. Wir waren darüber einig, daß der obere von dem aus einem der Binnengewässer reflektirten Sonnenbilde herrührte. Die Abhandlung steht in den Poggendorffschen Annalen Jahrgang 1825." Von der Müsterreise von 1843, was Laune und gute Gesellschaft betrifft, später an gehöriger Stelle; hier, da einmal das Reisen erwähnt ist, will ich noch des dreimonatlichen Urlaubs gedenken, den er in Folge des obengenannten ministeriellen Schreibens nahm und im Sommer 1822 zu einer Badekur in Teplitz und einer Reise durch Deutschland benutzte. Auf dem Gymnasium vertrat ihn nach dem Programm ein Dr. Nordmann. Sonst fehlen mir über diese erste größere Reise die näheren Data. In späteren Jahren machte er noch mehrere halb wissenschaftliche, halb Vergnügungsreisen; über Deutschlands Gränzen ist er nie weit hinausgekommen.

6. Der Schulrath.

Im Jahre 1826 (das Patent ist vom 23. Juni d. J.) ward O. S. zum Königl. Provinzial-Schulrath und Mitglied des Schul-

Collegiums der Provinz Brandenburg ernannt. Aus dem Professor ein Schulrath, aus der Wissenschaft an den Aktentisch; da meint gewiß Mancher, eine Vorschule, wie sie etwa ein Direktor im Verwalten und Berichtemachen und Aktenschreiben durchzumachen hat, wäre nicht übel gewesen und hätte nicht nur Lehrzeit erspart, sondern auch einen anderen, vielleicht fügsameren und mehr subalternen Geist in das neue Amt mit hinübergebracht. Oder ein Anderer, der mit anderen Worten eigentlich dasselbe meint und will, schüttelt bedenklich sein erfahrenes Haupt und denkt: wie paßt ein Mann der freien Wissenschaft, der auch immer als freier Jünger der freien Wissenschaft sich gezeigt und geführt hat, wie paßt ein Mathematikus, der immer 2 mal 2 = 4 gelehrt hat und lehren konnte, in solche Verhältnisse, wo Connivenz, Rücksichten, Nach=, Um= und Vorsichten evident beweisen, daß 2 mal 2 unter Umständen auch 5 sein muß? Ich brauche auf solche Zweifel und Fragen nicht zu antworten; ich kann nur sagen, daß trotz aller Zweifel und Fragen selten eine bessere und glücklichere Wahl getroffen ward, daß die Weisheit oder der glückliche Instinkt der Behörden nicht genug zu rühmen ist. Ich könnte jenen Zweiflern und Fragern nur Eines antworten: Ihr habt Recht, er hatte es zu fest gelernt und konnte es nicht vergessen, daß 2 mal 2 nur 4 und niemals 5 ist; das macht, er kam fertig ins Amt, und wo sonst das Amt den Verstand giebt, da gab er dem Amte den Verstand, seinen Verstand; er kam nicht um zu lernen, sondern um zu reformiren!

Wie man auf ihn aufmerksam ward, und ihn zum Schulrath auserkor, das steht in dem Nekrolog (Schulbl. 1849, S. 603 f.) zu lesen. Die Vielseitigkeit seiner Bildung, seine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit und sein Succeß als Jugendlehrer — Alles war den Behörden hinlänglich und seit langer Zeit bekannt; und sie wußten recht gut, daß er ein Patriot und kein Demagog war. Seine Tüchtigkeit scheint in der That die einzige Connexion gewesen zu sein, welcher er die Beförderung zu einem so wichtigen öffentlichen Amte verdankte. Ich sage absichtlich öffentliches Amt; denn ein Lehrer, auch an einem Gymnasium, bekleidet eigentlich kein öffent=

liches Amt; sobald er den engen Raum seines Schulzimmers verlassen hat, ist momentan seine Wirksamkeit und sein Amt zu Ende; er ist frei und ohne Verantwortung und — ohne Akten. Das ist das Unterscheidende und darum redet man ja von Beamten und Lehrern, als zwei verschiedenen Klassen von Staatsbürgern. O. S. freute sich seines Amtes an sich: er zog bisweilen eine Parallele zwischen der Stellung eines Schulraths und der eines Lehrers, und indem er die großen Vorzüge des Letzteren besonders darin anerkannte, daß er nie fortlaufende amtliche Arbeiten, nie Reste habe und so manche Woche und Tage im Jahre vollkommen sein eigener Herr sei, so rühmte er doch wieder an jenem die Freiheit der einzelnen Stunde, die Freiheit vom Glockenschlage. Und dabei war er selbstwillig Sklave des Glockenschlages und für uns Jugend oft viel zu pünktlich; nur das Bewußtsein, in gewissen Tageszeiten, z. B. in den Morgenstunden nicht pünktlich und ängstlich sein zu brauchen, war ihm Genugthuung. Er begann sein Amt als Schulrath mit vollem, frischem Eifer und seine Vorgesetzten ließen es nicht an Anerkennung aller Art fehlen; er behielt denselben Eifer ungeschwächt unter allen Verhältnissen bis an seinen Tod. Ich will dem Versprechen in der Einleitung gemäß seinem Amte als Schulrath einen besonderen Abschnitt widmen; es läßt sich das Amtliche ganz leicht absondern und von seinem Privatleben fern halten; er selbst hielt alle Begegnisse des Amtes von den Seinen und von seinen Freunden fern. Ich werde also in den letzten Zeilen dieses ersten Abschnitts nur die häuslichen Erlebnisse, zumeist freilich aus dem Gedächtnisse schildern.

Sein alter Freund und Direktor Bellermann meldete Abgang und Beförderung mit wenigen herzlichen Worten in dem „Oster-Programm von 1827". „Von den Lehrern schied zu Michaelis 1826 aus unserer Mitte ein theurer College, Herr Professor Dr. Otto Schulz. Von Sr. Majestät dem Könige in das Königl. Schul-Collegium der Provinz Brandenburg als Schulrath berufen, trat er in diesen höheren Wirkungskreis, nachdem er fünfzehn Jahre als Professor am Gymnasium mit großem Segen gearbeitet hatte.

So schmerzlich es uns war, einen so vielseitig erfahrenen Amtsgenossen und lieben Freund zu verlieren, so beruhigend war es der collegialischen Liebe, denselben in einer andern Sphäre für das Schulwesen der ganzen Provinz in Wirksamkeit versetzt zu sehen. Was äußerlich trennt, trennt ja nicht innerlich."

Gewiß, das Band der Freundschaft mit den alten Collegen, mit dem hochverehrten Direktor zumal und seiner ganzen Familie hielt treu aus bis zum Tode, und die Lehrerfreuden wurden ohne Unterbrechung, wenn auch in etwas anderer Weise, fortgesetzt. Geselligkeit und Gastfreiheit waren auch des schulräthlichen Hauses Haupttugenden. Für die alten Freunde des Amtes wie der Jugendzeit von Schule und Universität her war das Haus immer freundlich geöffnet gewesen; jetzt waren mittlerweile die Kinder der Freunde groß geworden und sie wurden mit derselben Liebe und väterlichen Freundschaft empfangen. Es zeigte sich in dieser unversiegbaren Leutseligkeit ein besonderes Heimathsgefühl, eine besondere Liebe zum engeren Vaterlande Pommern. Die Nachkommen seiner Geschwister und Gevettern, die Söhne seiner Universitäts- und Schulfreunde würden laut und einstimmig in mein Lob einfallen, wenn diese Zeilen an sie gelangen sollten. Und es ist wahrlich nichts Geringes; frage nur Jeder nach in den Erlebnissen eigener Jugend; es ist wahrlich ein seltenes Glück, einer solchen Familie und solchem Hauswesen nahe zu stehen, wo Herz und Geist stets freundliche Wirthe sind. Es ist zumal für jüngere Leute, die doch in der Fremde nicht blos Gelehrte oder Fachmenschen sondern auch wirkliche Menschen werden wollen, ein erquickliches und erbauliches Beispiel zu eigener Belehrung und Nachahmung, in dem bescheidenen Rahmen einer bürgerlich beschränkten Existenz die freieste Bewegung, die allseitigste Entwickelung und Bildung, die relativ vollkommene Zufriedenheit und Behaglichkeit der äußeren Lage zu sehen und mitzugenießen. Dieses Wohlsein des täglichen Lebens, so eng und bescheiden seine Gränzen anfänglich gesteckt waren, so bescheiden sie eigentlich und so genügsam sie immer geblieben sind: dieses Wohlsein hat O. S. als Postulat eines überhaupt erträglichen und ver-

nünftigen Daseins vielleicht schon als Jüngling begriffen: — ich vermuthe, daß er bei aller Entbehrung und Dürftigkeit schon im Vaterhause das Vorbild gefunden und erkannt —: er hat es angestrebt und erreicht. Dieses Wohlsein lebte nur in der Gemeinschaft mit andern, lebte nur in der Erhaltung und Steigerung gemüthlicher Geselligkeit, nicht in der Steigerung etwa der Ansprüche, in der Erhöhung des Lebensgenusses. Das Aeußere des Hauswesens blieb im Ganzen in der Sphäre des Anfangs. Wohnung und Möbel waren auch später nicht geräumiger und nicht besser, als auf dem Bückling. Erst in den letzten fünf Jahren von 1844 an ward eine größere Wohnung zum Theil mit neuen aber einfachen Möbeln ausgestattet; aber in den Zeiten der ächten Geselligkeit, als die unermüdliche Hausfrau noch lebte und bewirthete, da waren es eben die Wirthe und die Gäste, wahrlich nicht der Glanz der Gemächer, welche man bewundern und beneiden konnte.

Wozu der Lärm? Das kann man oft, ja überall wohl finden, wo von einem vernünftig geordneten Hausstand die Rede sein kann! — Gemach! so reden gewiß nicht die Wenigen, die das stille Bewußtsein haben, ein gleiches Lob zu verdienen, so vertheidigen sich vielmehr die Vielen, die die Kälte, Armseligkeit, das Herzlose und Gezwungene ihrer Häuslichkeit und Geselligkeit zu bemänteln oder abzuweisen suchen. Wozu der Lärm? werden Andere von dieser letzteren Art dazwischenwerfen, diese ganze Seite des Lebens ist ja so vieler Worte und einer besonderen Betrachtung und Ausmalung kaum werth. Gemach! kann ich nur wieder antworten, was habt ihr denn außer eurem Amte noch, das euch als Menschen und Mitglieder der Gesellschaft dokumentirt? Wie Vielen von euch ist denn noch ein Drittes gegeben, das für sich der Betrachtung werth ist, der Geist mit seinem Schaffen und seinen Blüthen? Denn das wäre doch noch das Einzige, was für Jemanden etwa sprechen könnte, daß seine geistige Thätigkeit einen Ersatz und eine Entschuldigung bietet für die sonstige Oede seines Daseins und das Unliebsame und Ungesellige und Unerquickliche seines häuslichen Gehabens. — Es ist also wahrlich gut und nöthig, einigen Lärm

zu schlagen, wenn man einen Mann gefunden hat, bei dem sich die drei Stücke besonders betrachten und besonders loben lassen, bei dem sie von einander getrennt sind und unabhängig neben einander gehen und doch in schönster Harmonie sich gegenseitig durchdringen und ergänzen und halten: die drei Stücke nämlich, ohne welche ein Mann nicht auf der Höhe seiner Zeit und der Gesellschaft stehen kann: die Persönlichkeit, die staatliche Stellung und die geistige Macht oder das Genie. Bis zur Zeit der Beförderung zum Schulrath hatte ich wenigstens die beiden ersten Postulate der Persönlichkeit und der staatlichen Stellung vereinigt gelassen; jetzt ist es fast Gebot und Pflicht, sie von einander zu halten, nicht etwa, weil sie so schroff von einander getrennt waren, sondern weil es gleich erquicklich und lohnend ist, aus dem unruhigen und herzlosen Getreibe des Amtes zu den stillen und freundlichen Penaten sich zu flüchten, als auch stärkend und tröstend, aus der Wärme und Traulichkeit des Hauses in die Kälte der Außenwelt zu treten, wenn Penaten und Musen das Geleit gegeben und an der Hausthüre die Hand zum Abschiede und baldigen Wiedersehen herzlich gedrückt haben.

Das letzte Drittel seines Lebens hat eben so wenig Außergewöhnliches als die beiden ersten. In dem ersten Drittel ward er geboren, in dem zweiten nahm er ein Weib, in dem dritten starb er. Da giebt's freilich keine Romantik in seiner Häuslichkeit; dafür entschädigt die wißbegierigen und romansüchtigen Leser zugleich sein schriftstellerisches Leben und die Tragödie seines Amts.

Die Geschicklichkeit und der ausgezeichnete Eifer, welche er in seine neue Stellung brachte, trugen ihm mannigfache Früchte. Die verschiedenen Gratifikationen und Gehaltszulagen in den Jahren 1828 bis 1833 waren durch die anerkennendsten Zeugnisse seines Chefs, des damaligen Oberpräsidenten v. Bassewitz, befürwortet. Noch im Jahre 1833, wo sein Gehalt durch persönliche Zulage auf die Höhe von 1800 Thalern gestiegen war, erhielt er eine Reiseunterstützung von 300 Thalern zu einer pädagogisch-wissenschaftlichen Reise durch Süddeutschland, die fast 2 Monate gedauert hat. Er

erwähnt sie gelegentlich im Schulblatt, 1843, S. 491. Auch die andern üblichen Ehrenbezeigungen für Amtstreue, der rothe Adlerorden 4ter (1838) und 3ter Klasse (1845) wurden ihm zu Theil, und so stand er und mit ihm seine Familie geehrt und angesehen da. Sein Einkommen mag in der letzten Zeit seiner Professur fast eben so bedeutend gewesen sein, als in den ersten Jahren des Schulrathsamtes. Er war aber zugleich Mitglied der Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission geworden und hatte dadurch eine Nebeneinnahme von beiläufig 260 Thalern. Diese Einnahme ging mit der Mitgliedschaft 1831 zu Ende und ward theilweise durch eine persönliche Gehaltszulage von 200 Thalern ersetzt. Erst im letzten Decennium seines Lebens kamen noch ziemlich ansehnliche Revenüen von seinen pädagogischen Lehrbüchern zu dem bisherigen Etat, und er hat wahrlich die successive Vermehrung seiner Einnahmen seine Umgebung nah und fern rechtschaffen merken und mitgenießen lassen.

Ich muß nun, da mir die Vermittlung fehlt, die wichtigeren Begebenheiten des Familienlebens bis 1840 kurz auf einander folgen lassen. Daß fortwährend ein reges und fröhliches Treiben in der Familie herrschte, habe ich schon oben einmal angedeutet. Auch das Haupt des Hauses war rüstig und wohlgemuth, und kleinere Widerwärtigkeiten des Körpers hatten auf die Regsamkeit seines Geistes gar keinen nachtheiligen Einfluß. So würde ich einer Armausrenkung (13. Februar 1830) kaum erwähnen, wenn mir nicht dabei Armbruchlieder des guten Demagogenwitterers Zeune einfielen, den ein Armbruch zu einigen Poesieen begeisterte. Ich wette, daß O. S. dessen gedenkend artige Seitenstücke dazu dichtete, während er schmerzlich auszuhalten hatte; nur daß er sie eben nicht wie sein Freund Zeune drucken ließ. Diese erste Hälfte (von 1826 bis 1838) seines Amtes als Schulrath war für ihn und sein Haus die ruhigere, erfreulichere. Das Charakteristische der Zeit von 1826 bis 1835 im Gegensatze zu der vorhergehenden sowohl als der nachfolgenden werde ich besonders in der Betrachtung seines Lebens als Schriftsteller zu berühren haben. Hier kann ich nur so viel sagen, daß es fast scheint, als habe das praktische Schaffen und Aufbauen,

die Neuheit und das Umfassende und Zeitraubende seines Amtes seine Zeit vollkommen in Anspruch genommen und ausgefüllt. Aber das scheint nur so, denn hätte er in der That diese 10 Jahre hindurch geruht, geistig geruht; wie wären wir dann zu all den herrlichen Sachen mit dem „Schulfreund" an der Spitze gelangt? Im Gegentheil, grade diese schriftstellerische Pause ist mir ein Beweis, daß er mit der ganzen Freudigkeit, Hingebung und Willenskraft sein Amt versah, ist Beweis zugleich, daß diese Zeit gewiß die goldene zu nennen ist, schon wegen der goldnen Früchte, die der unermüdlich arbeitende und schaffende Geist einsammelte, um sie dann in überreicher Fülle und ungekannter Vortrefflichkeit zum Gemeingut Aller zu machen.

Erst gegen das Ende ward dieser glückliche Abschnitt durch einen Todesfall unterbrochen und getrübt: die zweite Tochter Marie starb (18. April 1835) nach kurzer Krankheit. Bald darauf (14. bis 27. Mai 1835) machte er eine amtliche Reise nach Magdeburg und Aschersleben, um den dort eingeführten Gegenseitigen Schulunterricht aus eigener Anschauung kennen zu lernen; dann ging es mit der Familie ins liebe Pommerland (9. bis 19. Juli 1835), und so ward das Mögliche zu allseitiger Erholung, Zerstreuung und Tröstung gethan. Er that überhaupt das Mögliche, um durch Sommerwohnungen, Sommer- und Badereisen den Seinigen Genuß und Gesundheit zu verschaffen, und bedachte nicht, daß für ihn eine Sommerwohnung doppelte Anstrengung, für einen so geselligen und aufopferungsfähigen Charakter, welcher seiner Hausfrau für ihren Kreis das „amor et deliciae generis humani" errungen hat, gleicher Weise mehr Ruin als Erholung war. Item, es geschah, weil es nicht nur Pflicht sondern auch Sitte war, für sich und seine Familie in dieser Beziehung etwas zu thun, und weil wenigstens ein Theil der Familie, und der ist ja für die reine Elternliebe der wichtigste, weil die Kinder jedenfalls den für Alle gehofften Segen davontrugen. Der Sommerwohnungen gab es mehrere, der Sommer- und Badereisen bis zum Tode der Mutter, soviel ich weiß, folgende: nach Neustadt-Eberswalde (1827), Marienwerder und Zoppot (1830); nach Pommern (1835 und 1836);

Teplitz (1838) und Suderode am Harz (1839). Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der Hausherr die Seinigen auch während dieser kurzen Trennung aufsuchte (zweimal in Neustadt [15. und 16.; 27. bis 29. Juli]; im August 1838 in Dresden und Teplitz, und im Harz 1839). Will man das bloße Reiselust nennen, so habe ich nichts dagegen; aber die Liebe und Treue diktirten doch die Reiseroute. Reiselustig war er überhaupt; die oben erwähnte Reise aus dem Jahre 1833 an den Rhein und nach Süddeutschland, die erste größere nach der vom Jahre 1822, war auch zunächst aus einem reiselustigen Herzen entsprossen, und Reisepläne hat er ja mit Justus G. Graßmann genug geschmiedet und ward doch ein größerer erst 1843 zur That. Einen kleineren Abstecher nach Rügen aus dem Jahre 1824 habe ich oben erzählt.

An geselligem Verkehr außer dem engeren Familienkreise fehlte es nicht; er genoß darin mit Vielen die Vorzüge der Residenz. Er war mancher Gesellschaften: der Humanitäts-, Gesetzlosen, Geographischen, Deutschen, Griechischen u. s. w. Mitglied, und alle haben ihm geistige Gaben zu danken, und sollten es auch nur exquisite lateinische Verse gewesen sein. Er war auch hier in engeren und weiteren Kreisen der belebende geistige Mittelpunkt, einer von denen, die überall dominiren, weil sie überall an sich heran und zu sich herauf ziehen. Es gehört eben zu solchem Beherrschen der Gemüther Geist und Herz in innigster Vereinigung und Durchdringung, ein freies und muthiges Herz mit einem freien und kühnen Geiste. Aengstlichkeit oder Geiz oder Geistlosigkeit oder Unbildung: Eines davon dominirt, wenn das Individuum eben nicht dominirt, nicht Herzen gewinnt, ohne Wirkung lebt, ohne Liebe stirbt.

Ich komme nun zu der traurigsten Zeit seines Lebens. Er hat sie mit männlichem Muthe und mit einer Consequenz durchgemacht und überwunden, die mich stets mit Bewunderung erfüllen wird. Ich ward grade zu dieser Zeit in das Haus eingeführt, zu dem ich bald in engster Beziehung stehen sollte. Im Sommer 1840 war wieder eine Sommerwohnung in der damals noch sehr ländlichen und einsamen Grabenstraße bezogen. Dorthin kamen die

Freunde oft und zahlreich, und es war den ganzen Sommer ein heiteres und gemüthliches Treiben. Ich lernte da zuerst die Weise der Familie kennen, ich habe Aehnliches wohl, aber Gleiches nicht weiter gesehen. Meine Bekanntschaft mit der Hausfrau dauerte kaum 5 Monate, wenige Tage nach meiner Verlobung mit ihrer Tochter Clara legte sie sich aufs Krankenlager, und es ging rasch mit ihr zu Ende. Sie starb am 6. October 1840.

Der Mensch frägt so gern nach dem Warum? Das ist verzeihlich, denn wir verstehen es nicht besser, und wir mögen immerhin unserer Ohnmacht diese kleine, inhaltschwere Frage zu Gute halten. Ist sie ja doch nur der Ausdruck trostloser Sehnsucht nach dem unwiederbringlich Verlorenen! Aber schwerer verzeihlich ist ein peremtorisches und hochweises Darum! und auch das ist menschlich, denn es läßt sich immer hören, wenn das Schicksal mit harter Hand das Geleise des Lebens hemmt. — Habe ich's nicht gleich gesagt, daß es so kommen müßte? Hat sich die gute Schulräthin nicht selbst aufgerieben mit ihrer rastlosen Thätigkeit? — Ja, ja, antwortet es (er oder sie, die freilich nicht so rastlos thätig gewesen sind), das hat sie nun davon, daß sie für Andere gearbeitet, gekocht und gebraten hat; die lohnen's ihr doch nicht; vom „Schön Dank" hat sie auch nichts. — So kann ich hier nicht länger weilen, ich suche mir ein ander Haus: so summt ein drittes und trachtet darnach, baldmöglichst die Füße unter einem anderen Tische zu haben. — Und die Allerbesten sagen wenigstens: Es war eine herzensgute Frau, aber sie schonte sich zu wenig! Und wo ist Einer, der da sagte: sie ist auch für dich gestorben; um dein Leben zu erheitern, hat sie das ihre daran gesetzt? Wo ist Einer, der das nur dächte, außer ihrem Gatten; denn auch ich, der ihr sehr nahe gestanden, ich war kaum heimisch geworden, noch gar nicht mit allen Verhältnissen bekannt; und ich begriff später erst, daß man nur dies Eine von ihr zu sagen Recht hat, und ich erkenne es jetzt, wo ich dies niederschreibe, wo alle die, welche mein Theuerstes auf Erden, längst mir entrissen und zur ewigen Ruhe eingegangen sind, daß sie, die Mutter und Frau des Hauses, nur für Andere, nie für sich gelebt hat. Sie ward von uns Kindern auf das Innigste

betrauert und je länger je mehr schmerzlich vermißt. Der aber, der sie am meisten vermissen mußte, war ruhig und ein Tröster für die Anderen. Es war ja Menschliches, was ihm begegnet war; es war des Herrn Hand, die auf ihm lastete, es war der Herr, der aus dem blassen, stillen Gesichte der Entschlafenen zu ihm sprach: Ich will hinab nehmen allen Kummer deines Herzens, daß du nur den einen habest, der das Herz nicht abfrißt und nicht abtödtet, den Kummer um mich, deine treueste Freundin. Gewiß, es war eine wunderbare Fügung, daß gerade in dieser Zeit des trostlosen Ankämpfens gegen Gewalt und Verkennung eine unsichtbare Hand dazwischenfuhr, daß des Todes Stimme dazwischen donnerte: Schau her, hier giebt's zu trauern und zu klagen; das Andere ist Nichts und Narrheit dagegen!

Und doch — so faßte er's nicht auf und so brachte es ihm keine Ruhe. Was dem Manne höher gilt als Leben und Tod, das hielt er für verletzt, wenigstens beeinträchtigt; dagegen war der Tod seines Weibes nur ein zweites, nicht ein höheres Unglück, und er konnte höchstens zu jenem homerischen Troste gelangen:

τέτλαθι δὴ κραδίη! καὶ κύντερον ἄλλο ποτ᾽ ἔτλης.

Sollen wir's also umkehren? sollen wir sagen, es war eine weise Fügung des gütigen Schicksals, daß gerade in dieser Zeit, wo ein Gedanke, ein Kummer seine Seele ganz erfüllte, jenes häusliche Unglück eintraf, das zu anderer, ruhigerer Zeit ihn ganz darniedergebeugt haben würde? Ich weiß es nicht; weiß nicht, welcher Combination Resultat seine äußere Ruhe war; weiß nur, daß sie uns Kindern Trost und Zuversicht einflößte. Wie der Körper an der Stelle, wo er verletzt worden, sofort zu regeneriren beginnt, so legt die schmerzzerrissene Seele augenblicklich wieder die nächste Zukunft zurecht. In jener traurigen Stunde, als wir beide, der Vater und ich, am dunklen, regnerischen Abend aus der Grabenstraße die Leiche der Mutter nach der Stadtwohnung geleiteten, von wo sie am folgenden Tage (10. October) bestattet werden sollte: in jener Stunde, wo wir lautlos nebeneinander saßen, da mag er abgeschlossen haben mit der Vergangenheit und der noch übrigen Zukunft,

da gelobte er sich's, ungestört weiter zu arbeiten und gedoppelte Liebe seinen Kindern zu widmen.

Und so geschah es, der neue Haushalt ward zuerst einer Schwester, dann den eignen Kindern anvertraut, und alle Neuerungen, Versuche, Tirocinien mit unerschütterlicher Nachsicht getragen. Der Winter **1840** bis **1841** verstrich in stiller Zurückgezogenheit und im Verkehr mit wenigen alten Freunden. Die gewohnte Arbeitslust und Kraft war nur momentan unterbrochen gewesen; mit doppeltem Eifer ging es an das Studium des Kirchenliedes, und die herrliche Ausgabe von Paul Gerhardt war die Frucht dieses Winters und des kommenden Sommers. Die bösen Folgen indeß des amtlichen Verdrusses wie der häuslichen Trauer und Veränderung begannen sich bald zu zeigen. Ein im Jahre **1840** zur Erholung angebotener Urlaub war ausgeschlagen, aber im folgenden Jahre **1841** von Neuem begehrt worden. Der Arzt hatte eine Brunnenkur verordnet; diese ward im Kreise der Familie in der Nähe Stettins bei meinem Bruder, einem Oberförster, und meiner Mutter gehalten. Leider war der Sommer sehr kalt, windig und regnerisch und die gehoffte Wirkung dadurch wesentlich gehemmt. Sonst aber war das Zusammensein auf dem Lande, an dem auch ich während der Sommerferien theilnehmen konnte, außerordentlich gemüthlich und beruhigend.

Inzwischen war die Zeit zu kurz, um die Verdrießlichkeiten des Amtes vergessen zu machen. Diese hatten fast ihre Culmination erreicht und waren zu einem gordischen Knoten geworden, den doch der bloße Wille der Behörden glücklich gelöst haben würde. So war die Rückkehr nach Berlin keineswegs angenehm und ersehnt; nur die Ausdehnung der schriftstellerischen Thätigkeit neben den Obliegenheiten des Amtes half die Tage leidlich hinbringen. Dazu wirkte wohlthätig das rege Treiben im Hause; die alte Geselligkeit und Gastfreiheit des Hauses war auf ihren Lieblingsthron zurückgekehrt. Die Töchter hatten gelernt, die Hausfrau zu vertreten; Tanz und Scherz waren wieder heimisch geworden. Dann gab es den Winter über allerlei zu schaffen; denn im Frühling des kommenden Jahres (**10.** Mai **1842**) ward Clara, die ältere Tochter, meine Frau.

Hatte der Vater mit der erdenklichsten Sorgfalt für Alles gesorgt, hatte er dem Brautpaar überhaupt seine Brautzeit auf alle Weise zu verschönern gestrebt: so war er jetzt der unermüdliche Rather und Hausfreund, das lebendige Noth- und Hülfsbüchlein voll liebreicher und erquicklicher Antwort und Belehrung, stets aufmerksam, stets bedacht, auch im Kleinen und durch Kleines seine Theilnahme und Liebe zu zeigen. Bald liebte er es, offen zu schenken, bald ließ er anonyme Sendungen ins Haus bringen. Wir erriethen freilich den milden, freundlichen Geber gar bald und hatten dies Räthselspiel so oft, daß, wenn möglich, eher des Dankens und der Freude als der stillen Freigebigkeit ein Ende sein konnte.

Bald nach unserer Verheirathung ging der Vater nach Teplitz ins Bad. Wir besuchten ihn dort in den Sommerferien und verlebten elf so glückliche und genußreiche Tage in seiner Nähe, wie sie mir nicht wieder vorgekommen sind. Ich habe mehrmals angedeutet, daß er die Seinigen mit seinem Herzenskummer durchaus verschonte, aber den Ernst des Lebens konnte er im täglichen Umgange doch nicht verbergen. In der Fremde hatte er Alles vergessen, hatte nur seinen besten Humor mitgenommen und war, wenn möglich, noch liebenswürdiger als in den besten Stunden und Tagen in der Heimath.

Die Bade- und Brunnenkuren wiederholten sich; es war überhaupt die Altersstufe herangekommen, wo der Körper die Anforderungen des Geistes nicht mehr völlig befriedigen kann. Daß die besonderen amtlichen Erlebnisse diese Uebergangsperiode zur ewigen Ruhe beschleunigten, mag man ohne Vermessenheit behaupten. Vom Jahre 1841 bis zum Todesjahr 1849 wurden alljährlich außer den Dienstreisen kleinere oder größere Ausflüge oder Badekuren unternommen. Der ersten Jahre habe ich bereits erwähnt; in den Jahren 1844 und 1848 kam es nur zu kleinen Ausflügen von wenigen Tagen nach Pommern. 1843 und 1847 gab es größere Reisen an den Rhein und durch Süddeutschland mit J. G. Graßmann; 1845, 1846 und 1849 mußten Teplitz und Carlsbad besucht werden.

Ein Lichtpunkt in den letzten Jahren seines Lebens ist der Sommer 1843. Die Geburt des ersten Enkels trug nicht wenig zur allgemeinen Aufheiterung, fast möchte ich sagen Aussöhnung mit dem Leben und der Lebensstellung bei. Die bis zum Ueberdruß besprochenen und beschriebenen amtlichen Fatalitäten hatten schon seit 1841 einen gewissen Abschluß und Ruhepunkt gefunden; die mannigfaltigen Veränderungen im Innern der Familie hatten die Gedanken von dem trüben Jahre 1840 mehr und mehr abgezogen, und so schien es Allen fast, daß die Gegenwart wieder freundlich und lachend geworden sei, und die Zukunft Ruhe und Genuß verspreche.

Unter so glücklichen Vorbereitungen ward denn im Juli und August 1843 mit der Graßmann'schen Familie eine Reise nach Süddeutschland gemacht, auf die man lange schon gesonnen und sich gefreut hatte. Mit Jugendfreunden wird man am leichtesten wieder jung, auf Reisen zumal, wenn allmorgendlich die Sonne anderswo aufzugehen scheint und immer schöner als am vergangenen Tage, je weiter die Heimathsstelle hinter uns liegt, wenn allabendlich und unermüdlich der Vollmond hinter den blauen Bergen aufgeht; auf Reisen zumal, wo selbst der Philister, von den mächtigen, stets frischen und wechselnden Eindrücken gepackt und überwältigt, ein Mensch werden kann; auf Reisen zumal, wenn man im Herzen niemals alt geworden ist, wenn der ächte Lebenshumor, der daheim unter des Tages Last und Hitze nur schlummert aber nicht einschläft oder abstirbt, in der fröhlichen Gottesnatur nur der leisesten Anregung bedarf, um in seiner Urfrische hervorzusprudeln; auf Reisen zumal wird man jung und frisch, wie der Jüngste und Frischeste, wenn man ist, wie O. S. war. Ich habe jene Reise nicht mitgemacht, weil ich anderswo war und meine Ferien nicht übereinstimmten, aber ich weiß genau, wie er zu reisen pflegte und wie er damals nicht anders gereiset ist. Dazu habe ich aus dem schon mehrfach erwähnten Briefe von J. G. Graßmann und einem Aufsatze „Reiseerinnerungen" im Schulblatte 1843 willkommene Hülfe zu meiner Schilderung. Der alte Graßmann hatte zu der Reise ein Contingent von vier Söhnen und zwei Schwiegersöhnen gestellt,

O. S. nur sich. Die alten Herren und der eine Schwiegersohn (Scheibert) fuhren; die jüngeren waren rüstig zu Fuß und gingen bald vor, bald hinter dem Wagen her. Bis zu den Alpen hin war die Zwischenreise mit möglichster Eile zurückgelegt worden, und dann ging es behaglich und beschaulich von Ort zu Ort, von Naturwunder zu Naturwunder. Es war die heiterste und glücklichst zusammengesetzte Gesellschaft, die man je finden konnte: zwei Jugendfreunde, am Abend ihres Lebens mit heiterem Jünglingsmuth und jugendlichem Willen und zum Theil jugendlicher Kraft; dazwischen das frische Mittelalter der beiden Schwiegersöhne und die Vermittelung mit der dritten Generation, den nicht übermüthigen aber doch heiteren, nicht studentenhaften aber doch lebenslustigen Söhnen. Diese Jugend hatte unter sich ein Quartett gebildet, und auf dem Dampfschiffe, im Quartier oder wo es ihnen unter Gottes freiem Himmel sonst ums Herz und zu Muthe war, ließen sie ihre artigen Lieder hören. Den Tyrolern vornehmlich schien diese Art des vierstimmigen Gesanges etwas ganz Neues und wurde von ihnen mit großem Beifall aufgenommen. Sie waren dafür bald und gern bereit, von ihren Jodelliedern vorzutragen. So geschah es z. B. in Kriml, dem äußersten Dorfe im obern Pinzgau. „Am Abend (des Tages, an welchem sie den berühmten Krimlfall bewundert hatten) wollten die Wirthsleute uns den vierstimmigen Gesang vergelten, mit dem unsere jüngeren Begleiter unser Mittagsmahl erheitert und die Herzen aller Bewohner und Umwohner des Hauses gewonnen hatten. Die Tochter des Wirths und die Sennerin, die am Nachmittage von einem Besuche auf der Alp zurückgekommen waren, sangen uns eine Reihe von Liedern vor, die wir aus einem geschriebenen Liederbuche auswählten. Die Texte, zum Theil wunderlich genug, beziehen sich fast alle auf das Leben der Senner und Sennerinnen, die Melodieen sind meist innig und zart, der Gesang selbst erinnert durchweg an Hörnerklang auf entfernten Alpen." (Schulbl. S. 463.) Es hätte kaum so guter Gesellschaft bedurft, um O. S. dahin zu bringen, die ganze Fülle seiner liebenswürdigen, geistreichen, durch und durch guten und wohlwollenden Persönlichkeit zu entfalten; es bedurfte überhaupt

nur leiser und geschickter Anregung, um aus dem nachdenkenden Forscher oder aus dem verstimmten Beamten den herrlichsten Gesellschafter zu machen. Ich kenne Keinen mehr, der so gern froh war, auch unter der Last des gewöhnlichen Tages, und so gern frohe Menschen um sich sah und um sich wollte. Und nun unter solchem Himmel, in solcher Freiheit und in solcher Gesellschaft! Da war es nichts Schweres, seine Umgebung, ja das Land, was er durchzog, zu elektrisiren. Er hatte es so gern, mit Jedermann anzubinden, und er ging nicht eher davon, bis er ihn heiter gemacht hatte und fröhlichen Bescheid bekam und fröhlichen Abschied nahm. Je nun! er kam jezuweilen wohl an einen unverbesserlichen Murrkopf und rannte mit dem Lockenhaupt seines Humors gegen dornbewachsenes Mauergeröll: es machte ihn nicht stutzig und er ließ nicht ab von seinem frohen Geschäft, überall so heitere, so gute und gescheute Menschen zu finden, als er sich's wünschte, will sagen, als er selbst war. Dieser Trieb, die Menschen an sich heran und herauf zu ziehen, menschlich mit ihnen zu verkehren, den Dienenden ihren Dienst leicht zu machen, den Gleichstehenden ihren Hochmuth zu benehmen, den gesellschaftlich Höherstehenden die Uebermacht des Geistes zu zeigen: dieser Trieb, eine Manifestation des allbeherrschenden Genies, war seine Liebenswürdigkeit, seine Schroffheit. Denn es erging ihm mit Vielen in der Welt so, wie mit den Pinzgauerinnen, von denen er schreibt: „In dem ganzen Benehmen der Leute gab sich nicht der heitere Sinn eines Bergvolks, vielmehr der unterwürfige eines geistig niedergedrückten Geschlechtes kund. Die Männer bewiesen uns eine übertriebene Höflichkeit; wo wir vor einem Hause vorüberfuhren, standen sie auf und verneigten sich tief vor den vornehmen Fremden. Die Frauen beobachteten ein entgegengesetztes Verhalten. Wir hielten's für Schuldigkeit, die Ehefrauen und Töchter der höflichen Pinzgauer, wenn sie uns auf dem Wege begegneten, zuerst zu grüßen; nur wenige erwiederten unsere Höflichkeit, die meisten gingen stillschweigend vorüber oder lachten, als ob sie unsere Grüße für Spott und Schelmerei hielten. Im Ganzen schienen die Leute sich etwas darauf zu Gute zu thun, daß sie Pinzgauer waren

u. s. w." (S. 461.) Man glaube nur nicht, daß er und seine Reisegefährten nun recht im Uebermuthe der Reisefreiheit die spröden und einfältigen Pinzgauerinnen mit fortwährendem Grüßen geneckt hätten. Der einfache Zug, daß er, wie er gleich hinterher berichtet, dem Sängerchore nicht gestatten wollte, das weltbekannte Lied von den Pinzgauer-Wallfahrern anzustimmen, weil es vielleicht auch den Pinzgauern bekannt und als Parodie ihnen unangenehm zu hören sein möchte (S. 461), dieser Zug zeigt ihn nicht nur in der Ruhe, Ueberlegung und Schonung des Alters, sondern auch, daß seine Fröhlichkeit durchaus die rechte war, frei von allem Uebermuth, voller Zartgefühl und wie sie einem Mann von solcher Bildungsstufe und solchem Charakter eben entspricht. — Nach dem Tyrolerlande ward Baiern und München besucht und dann ging die gute Gesellschaft leider bald auseinander, denn die Ferien der Pommern waren gleich zu Ende. Die Befriedigung war gewiß allseitig, und ich will nicht entscheiden, ob die Graßmann'sche Familie oder ob O. S. das kostbarere Scherflein beigetragen habe; ich denke schon des Lobes genug zu thun, wenn ich Einen gegen Sieben setze, und ich weiß doch aus Selbstanschauung, daß dies keine sieben Schwaben waren. „Ueberhaupt," schreibt J. G. Graßmann, „gehörte diese Reise zu den erfreulichsten und heitersten, welche man irgend machen kann, nur daß die kurz zugemessene Zeit eine zu große Eile erforderte. Schulzens Geistesfrische, die Art, wie er sich mit jedem Fremden zu befreunden und ihn ins Gespräch zu ziehen wußte, trug zur Annehmlichkeit derselben nicht wenig bei." Nicht mit den Menschen allein ward harmlos gescherzt und gesprochen, auch an die schweigsame und doch so beredte und zum Herzen sprechende Natur wurden allerlei kurzweilige Frage ngethan. Das war so zu sagen die naturwissenschaftliche Seite der Reise. Advokat der Natur war der alte Graßmann; O. S., der es wohl eben so gut wissen mochte, stellte sich unwissend und ungläubig; er hatte wieder den Schalk im Nacken, wenn er, nach der lachenden Natur ringsum sich umschauend, seinem wackeren und erfahrenen Freund mit einem unschuldigen Woher? und Warum das? auf den Zahn fühlte. „Ich sollte ihm", schreibt

derselbe, „z. B. die Entstehung der Berge, Thäler, Seen u. s. w. erklären, und wie denn die Fragen zuversichtlich gestellt waren, so mußten es auch die Antworten sein, und Zweifeln, Bedenken und Vermuthungen ward kein Raum gegeben. Hierauf bezieht sich eine Stelle im Schulblatt.“ Hier ist sie: „Hier im Gasteiner Thal kamen mir zuerst wieder allerhand pädagogische Gedanken, die ich mir bis dahin absichtlich fern gehalten hatte. Zunächst erweckte sie ein Reisegefährte, der mir die Bildung der Gebirge und Thäler so genau und mit solcher Sicherheit erklärte, als wenn er bei der Schöpfung der Erde zugegen gewesen wäre und selber guten Rath dabei gegeben hätte. Es war Schade, daß die Belehrung nicht auf empfänglichern Boden fiel; aber ein pädagogisches Bedenken erregte sie mir doch.“ Ward er nicht inne, wie Selbstanschauung für Naturbeschreibung unerläßlich ist? „Schulz erfreute sich indeß doch an Manchem“, fährt J. G. Graßmann fort, „und wiederholte z. B. oft, wenn ein Thal sich zu einer Wiesenfläche ausbreitete, „hier ist ein See gewesen, der durch das Sediment des Baches ausgefüllt ist“.“ Vielleicht wurde sein pädagogisches Bedenken durch die ganze Art wissenschaftlicher Naturauffassung und Naturlehre erregt; er fühlte sich bei dem unmittelbaren Umgang mit der Natur frei von allen Definitionen, er fand sie sogar störend und schädlich, geschweige denn prosaisch und abgeschmackt; ihm war gerade in den Augenblicken des wirklichen, reinen Naturgenusses ein Wiesenthal eben nur ein Wiesenthal und kein Sediment eines Baches u. s. w. Und das pädagogische Bedenken war wohl auch eine pädagogische Angst oder ein Mitleid mit den Tausenden armer Schulkinder, die von solchen Gelehrtensachen hören und die Sache selbst nicht sehen, die eines Thales, Hügels, Felsens, Gebirges, Gesteines u. s. w. Definition lernen und hersagen müssen, und ihr junges Leben hinter den dumpfen Schulwänden und nicht auf den Lust- und Tummelplätzen der Natur hinbringen, und ihre Augen an den schwarzen Tafeln mit kreidegezeichneten Bergformationen, nicht an Fels und Thal selbst üben müssen. — Er spricht's freilich nicht aus, aber ich hoffe doch richtig zwischen den Zeilen gelesen zu haben. Jedenfalls war es ihm von

Neuem klar geworden, daß sich die Natur nicht durch Construktion begreifen und lehren läßt, und daß jeder Berg ganz anders aussieht wie sein Gemälde, jedes beste Gemälde nur eine schwache Aehnlichkeit mit der Natur hat.

In Augsburg trennten sich die Genossen, die Graßmänner gingen nach Pommern zurück. O. S. machte noch einige Seitentouren durch Baiern und Würtemberg, die nun wirklich mehr ernster wissenschaftlicher Natur waren.

Der Winter verging in heiterer Geselligkeit; mit rührender Geschäftigkeit und Sorgfalt wurde für den ersten Enkel der Weihnachtstisch geschmückt. Ueberhaupt war das jüngste Familienmitglied in vieler Beziehung bevorzugt; zwei Briefe aus den Jahren 1843 und 1844, die der Großvater an seine Tochter Clara nach Pommern, wo sie sich mit ihrem Kinde aufhielt, schrieb, bezeugen die steten Gedanken für das leibliche Wohlergehen desselben. Aus dem Jahre 1844, das ohne besondere Ereignisse glücklich vorüberging, will ich nur einer kleinen Reise nach Pommern (30. Mai bis 2. Juni) zu meinem Bruder, einem Oberförster in K. bei Stettin, erwähnen. Wir waren insgesammt zu einer Kindtaufe eingeladen, der alte Graßmann kam auch, und das Haus war von fröhlichen Gästen bis unters Dach gefüllt. Das Wetter war wunderschön, und wir konnten, wenn wir nicht gerade schmausen mußten, sämmtlich im Freien uns ergehen oder unter den frischgrünen Bäumen sitzen. Junge und alte Generationen wogten durcheinander, die Alten freuten sich ihrer Jugend in den Jungen, und die Jungen hörten eine Weile zu, wie es die Alten gemacht hatten und von sich erzählten, und sprangen dann selbstgenügsam davon und meinten es selbst doch noch besser zu machen. Vollkommene Harmonie, vollkommenes Wohlleben aus vollkommener Genügsamkeit und Zufriedenheit — das war der wohlthuende Ausdruck der ganzen Gesellschaft dieser wenigen Tage, die zu des Vaters und unser Aller angenehmsten Erinnerungen gehörten, und deren ich noch jetzt mit inniger Freude als eines Glanzpunktes in dem Zusammenleben mit meiner und der Schulz'schen Familie gedenke.

Die Teplitzer Badekur hatte auf 2 Jahre hin gute nachhaltige Wirkung gehabt. Im Winter 1844 bis 1845 aber stellten sich wieder podagrische Zufälle ein, und im Sommer 1845 ward zuerst das immer bedenkliche und gefährliche Carlsbad besucht. Dies erste Mal noch mit der frischen Kraft eines Mannes, der eben Carlsbad noch nicht durchgemacht hat. Seine zweite Tochter Elise war sein treuer Reisegefährte, Geheimschreiber, Faktotum. Er kam wohlbehalten in Carlsbad an und kehrte nach vierwöchentlicher Kur noch wohler zurück: „Ihr werdet euch freuen, Vater wieder zu sehen," hieß es in dem Ankündigungsbriefe, „Carlsbad hat ihm sehr gut gethan, und er ist sehr wohl und heiter." Er war auch dies erste Mal ein ächter Kurgast, der mit der gehörigen Ruhe seiner Kur und Gesundheit nachgeht und dient und gar nicht ans Amt und an die Heimath denkt. „Ich habe nur gerade so viel Zeit," schreibt er unter einen Brief seiner Tochter, „um noch einen Gruß mit eigener Hand hinzu zu fügen; der ganze Tag geht mit Spazieren und Ausruhen drauf. O. S." Aber das Carlsbad ist so tückisch; es gleichen seine Quellnymphen jenem Meerweib, das den Fischer zu sich hinabzieht. Wer einmal von seinem wunderbaren Wasser gekostet, der ist sein Leibeigner geworden, und er muß ihm huldigen Jahr aus Jahr ein, und Niemand hält's lange aus. Ich spreche das als Laie und wie ein Laie, das weiß ich wohl; aber ich habe in dem Kreise meiner Lieben und Bekannten Beispiele genug, daß die Carlsbader Nymphen, Sirenen gleich, erst Schönheit und Kraft verheißen und geben und dann doppelt Alles wieder nehmen. Es ist auch möglich, daß sie dem doch drohenden plötzlichen Zusammensturz eines Beamtenkörpers auf wenige Jahre Einhalt zu thun vermögen, aber verjüngt haben sie, so viel ich weiß, noch Niemand, höchstens jüngere Leute.

Genug, das Jahr 1845 hatte anscheinend gut gethan; aber bald zeigten sich die nämlichen Symptome und im August 1846 ging es mit derselben Reisegefährtin wieder nach Carlsbad. Sie bezogen eine freundliche Wohnung mit einer entzückenden Aussicht im „Pfeil" auf der Neuen Wiese. Die Kur begann gut und der Vater schien sich zu gefallen. Er war wider Erwarten fleißig im Schreiben und

ich besitze ziemlich genaue Berichte über die Saison von 1846. Die Sorge für die Enkelkinder leuchtet aus allen Briefen hervor und die Sehnsucht, sie zu sehen, ebenso. „Otto", heißt es halb ernst halb scherzend in einem vom 14. August 1846, „könnte die Reise wohl auf eigne Hand machen, und er sollte sich schon bei uns gefallen." Der Otto war aber damals 3 Jahre alt. — Bekanntschaften zu machen, war ihm leicht und im Ganzen auch lieb, so lange er sich gesund und lebenslustig fühlte. Der alten Podagristen, vornehmer und bürgerlicher, geistiger und gewöhnlicher Art, gab es in bunter Auswahl, und er scheint mit Allen, denen er näher gekommen, gut fertig geworden zu sein. Denn seine schmiegsame, verträgliche und leutselige Natur zeigte sich nirgend schöner als in der Ungebundenheit und Menschlichkeit der Fremde. Eine Schilderung seines Badelebens aus seiner Feder will ich seinen Freunden nah und fern nicht vorenthalten. „Um recht bald einen Brief von Euch, liebe Kinder, zu erhalten, überwinde ich sowohl die natürliche als die mir durch den Sprudel mitgetheilte Trägheit zum Schreiben, obwohl ich nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß der Brunnen und die Bäder mir wohlbekommen, und daß es mir bis jetzt so ziemlich gelungen ist, die lange Weile zu tödten. Bis 8 Uhr trinkt man und treibt sich an den verschiedenen Quellen umher, bis 9 Uhr schlendert man im Freien und freut sich auf das kärgliche Frühstück, bis 11 Uhr wird gefaullenzt, dann gebadet oder ein Spaziergang auf der Alten Wiese gemacht. Bald nach 12½ Uhr gehen wir zu Tische, und weil wir auch da faul sind, kommen wir erst kurz vor 2 Uhr zurück, ruhen dann bis 2, 3 oder 4 Uhr, je nachdem ein größerer Ausflug oder nur ein Spaziergang verabredet ist. Die Abende fangen hier schon an (14. August) etwas kühl zu werden; darum zieht man sich noch vor 8 Uhr zurück, ißt eine schlechte Suppe, liest noch irgend ein langweiliges Buch, z. B. die Königsberger Skizzen von Rosenkranz, und geht dann zu Bett, um wenig zu schlafen (wenigstens geht's mir so) und am Morgen früh den Kreislauf dieser langweiligen Beschäftigung neu zu beginnen." Es steht noch allerlei Kurzweiliges in demselben Briefe, der eine löbliche

Ausnahme von dem beanspruchten Vorrechte der Badefaulheit macht; ich will noch Einiges beibringen: „Es fehlt hier nicht an Notabilitäten. Schelling ist bald nach uns hier eingetroffen; wir stehen mit einander auf dem Fuße der Begrüßung und der kurzen Anrede; weiter wirds auch wohl nicht kommen, denn ich habe von der positiven Philosophie zu wenig begriffen, als daß ich mit ihm einen ordentlichen Discours führen könnte. Die Hauptperson aber in der diesmaligen Brunnenzeit ist eine Dame, die hier allgemein für die Königin Pomareh von Otaheiti gehalten wird, weil sie wirklich sehr faul und sehr vornehm ist und keine Strümpfe trägt. Der Großherzog von Weimar ist auch noch hier und hat neulich einen Ball gegeben, um sich für drei Bälle, die der Reihe nach von Oestreichern, Engländern und Preußen gegeben worden sind, zu revanchiren. Wir haben natürlich von alledem nichts abbekommen, wie denn überhaupt die haute volée hier gern etwas Apartes hat."

Auch ein Familiengeheimniß oder wenigstens ein Geheimniß für die engere Familie steht darin, auch das will ich nicht vorenthalten, und sollten auch nur Kinder und Kindeskinder sich daran erbauen und daran bilden und geloben, es eben so zu machen. „Daß Ihr nun des Sonntags und Mittwochs (diese beiden Tage waren die Kinder und Enkel beim Vater zu Mittag) allein seid, das thut mir leid. Ich will Euch hiemit aber für jeden Sonntag, den ich abwesend bin, einen Preußischen Thaler, und für jeden Mittwoch einen Preußischen Gulden aussetzen. Herr G. (der Vorsteher seiner Knabenschule) wird ja doch nicht die ganze Kasse verthan haben und auf mündliche Requisition Zahlung leisten. Die Mittwochsgulden nimmt übrigens, wie billig, Clara als Beitrag zum Wirthschaftsgelde, der Sonntagsthaler gehört der Familie." Mit diesem freundlichen und ausführlichen Briefe glaubte er, da er kurz zuvor einen kürzeren kategorischen geschrieben hatte, das Mögliche geleistet zu haben. Einen dritten, an dem auch das Datum vergessen ist, brachte er nicht über den Anfang, sein Geheim-Sekretär mußte ihn vollenden.

Aber das Schicksal wollte es anders: derselbe Geheimschreiber, der schon über die Unruhe des Vaters, über sein Mißbehagen mit der

ganzen Kur, und seine Sehnsucht fort und nach Berlin zu reisen, geschrieben hatte, fiel plötzlich in eine bedenkliche Nervenkrankheit und nöthigte den Vater vor Allem zur Geduld und in Geduld noch einige Wochen länger zu bleiben und allein die Correspondenz mit den Seinigen zu führen. Das kam ihm recht sauer an, nicht die Pflege seiner Tochter, sondern daß er zur Unthätigkeit verdammt war. Es waren ja auch inzwischen bedeutsame amtliche Dinge vorgekommen, und er hatte mancherlei anderweitige und amtliche Correspondenz zu führen gehabt. „So oft ich einen kleinen Spaziergang mache, schreibt er Anfang September, nehme ich meinen Weg nach dem Egerthore und sehe recht sehnsüchtig die Straße hinauf, die über das Erzgebirge führt." — Und doch hatte er seinen treuen Gefährten, seinen Humor, noch. „Ein Glück ist es, schreibt er (29. August), daß ich mehr Geld mitgenommen habe, als ich zu brauchen gedachte. Sollte es mir nach der Rückkunft fehlen, so werdet Ihr wohl aushelfen können." Selbst der Kleinsten vergaß er nicht in diesen unruhigen Tagen: „Meinen letzten Brief habt Ihr vermuthlich am 31. August erhalten; da hat mir's und Elisen recht leid gethan, daß wir nicht Käthchens (einer Enkelin, deren Geburtstag war) gedachten. Nun, wir wollen's heut nachholen." Und im Fluge wurde zuletzt noch Manches gemacht und erlebt: „Ich habe in dieser letzten Zeit noch manche hübsche Bekanntschaft gemacht und erneuert, als da ist: Regenbrecht, der Neu-Katholik, Lorinser, ein gar sanftes Männchen, der sich gar nicht mehr auf die Schrift, die so viel Geschrei und Geschreibe erregt hat, besinnen konnte, Schweigger, der ehemals so anziehend zu schweigen wußte und jetzt über die Maßen viel spricht, Ritschl aus Bonn, Huber, der fast junkerhaft wie Faust nach dem Hexentrank auftritt, Cöllner aus Göttingen, ein sehr conservativer aber milder Theolog, und noch einige andere. Leider habe ich weder Zeit noch rechte Gemüthsruhe, um den Umgang zu genießen." Dieser Mangel an Gemüthsruhe lag nicht in der Krankheit seiner Tochter, noch in dem unfreiwilligen Aufenthalt, sondern in den neuen Berliner Ereignissen begründet, von denen ich im zweiten Abschnitt sprechen werde.

Endlich war die Patientin soweit, daß man an die ersehnte Abreise denken konnte. Die Rückreise geschah langsam und mit verschiedenen Nachtquartieren. Am 14. September (einem Montag) trafen beide, Vater und Tochter, in Berlin ein, letztere jedoch so angegriffen von der Reise und der noch nicht gehobenen Krankheit, daß sie alsbald einen ernstlichen Rückfall bekam und noch Wochen lang an einem bedenklichen Nervenfieber daniederlag.

Den folgenden Winter $18\frac{46}{47}$ war wieder Alles im alten Geleise. Es hatte sich in der Straße, wo wir neben einander wohnten und täglich, wie sich von selbst versteht, mit einander verkehrten, gleichsam eine Colonie guter Freunde zusammengefunden, und dieses nahe Zusammenwohnen trug nicht wenig zur Geselligkeit bei. Auch von außerhalb kam Zuspruch: Graßmann kam, um eine neue Reise zu verabreden, die denn auch im Sommer 1847 vor sich ging. Außer den mannigfachen Gesellschaften und Bällen gab es allwöchentlich einen sogenannten Besuchsabend, erst war's der Dienstag, dann der Montag, an welchem Freunde und Bekannte ungebeten erschienen. Es waren meist jüngere und unverheirathete unter der Zahl der Besucher, aber auch oft ältere, und stets einige Damen und Familien. Da gab es mancherlei kurzweiligen Discours zu einer Tasse Thee, einem Glase vortreffliches Weines und kalter Küche oder einem exquisiten Weinpunsch; und es gab Zeiten, wo Jeder gehalten war, eine schnurrige Geschichte zum Besten zu geben. Da gab es aber eine Anzahl Geschichten, die dem Wirthe ausschließlich gehörten und die kein Anderer erzählen durfte. Auch in andern gesellschaftlichen Kreisen war dieser Cyklus lustiger Geschichten sein Prärogativ. Oft kam es zu etymologischen Gesprächen, und es wurden Adelung und Genossen herbeigeschleppt; ein Professor erzählte gern unglaubliche Dinge und Hofgeschichten, ein Direktor brachte auch oft etwas Neues und Interessantes in artigem Gewande, und junge Candidaten saßen herum, gaben und nahmen auch ihr bescheiden Theil und bildeten sich im Stillen und spielend. Mancher hat, das weiß ich, diese freundlichen Abende schnöde vergessen, den Meisten werden sie in guter Erinnerung geblieben

sein. Der freundliche Wirth war in Allem der arbiter, und er beherrschte das bunte Völkchen so absolut, daß sich doch Alle recht behaglich fühlten und ein gut Theil Selbständigkeit für sich behielten. Das Charakteristische dieser Abende, wie überhaupt der Gesellschaften in seinem Hause, war vollkommene Universalität, volle Gleichberechtigung aller Meinungen und Ansichten, volle Duldung. Ein Eiferer und Finsterling würde das Indifferentismus nennen und sich fernab wenden mit verhülltem Antlitz. Ich weiß es nicht, aber es sind doch so manche der strengsten Conservativen und Orthodoxen dort Stammgäste gewesen, wo diese Duldsamkeit herrschte; und so werden sie sich wohl fein gehütet haben, schroff zu sein, und sich lieber vorgenommen haben, hinterher sich im eigenen Lichte zu zeigen, d. h. undankbar zu sein.

Ich muß hier noch etwas nachholen: es ist die Stiftung einer pädagogischen Gesellschaft am ersten Dienstag des December 1845. Sie bestand aus nah befreundeten Mitgliedern; und in freier Besprechung wurden die neuen Erscheinungen in der Pädagogik vorgenommen, zuerst recht pünktlich und nach einem gewissen Turnus, später und besonders nach seinem Tode wußte man die bestimmte Zeit auch ohne literarische Revue recht angenehm hinzubringen. Die Gesellschaft hatte Unglück; 1847 starb Direktor Zinnow, 1848 Direktor Herter, 1849 der Stifter; gegenwärtig besteht sie aus zwölf Mitgliedern.

Die Reise im Sommer 1847 ging am 18. Juli, diesmal mit Graßmann allein, vor sich und dauerte drei Wochen, gerade so lange wie des Schulprofessors Ferien; die alten Herren zogen über Halle, Eisenach, Meiningen, Kissingen nach Würzburg. Ueberall ward das Merkwürdige nah und fern besucht; fast überall fand man Bekannte. Die Reisenden waren von dem besten Humor, aus einigen noch erhaltenen kurzen Reisenotizen und aus zwei Briefen des Vaters an uns Kinder in Berlin kann man jugendliche Frische, den vollkommenen Reiseübermuth nachklingen hören. Ich habe oben erwähnt, daß sich O. S. gern mit den Leuten zu schaffen machte, bald freundlich, bald scherzhaft; aber auch die Ironie, die jezuweilen sein Gesicht und seine Rede umspielte, war offenbar

gutmüthig und durchaus nicht verletzend. In Eisenach sollte sie der halbe Mond begrüßen, sie waren aber ungenügsam und verlangten von Kellner und Wirth den ganzen. In Kissingen traf er einige Berliner, die er gern und nicht gern sah; es wurde ihm in der Nähe mancher Naturen und Physiognomien immer schwül zu Muthe, und für seine reine und edle Natur paßten die Millionen Locken und die Pergamenthaut mancher Herren von der Moderichtung durchaus nicht. Von Würzburg aus ward der Maindampfer bestiegen, und es gab auch hier allerlei Kurzweil, mehr von der lieblichen und reich wechselnden Ufergegend als von den Reisegenossen. Ein vereinzelt dastehender Ausruf: Ungezogene englische Jungen! Stühle wegnehmen! ist am einfachsten wohl dahin zu ergänzen, daß die jungen Insulaner hier wie überall zu Hause zu sein glaubten, und wo möglich den alten Herren die Stühle unter dem Leibe wegzogen, wenn sie gerade keine anderen in der Nähe hatten oder der Platz ihnen besonders gefiel. Das Schiff erreichte Frankfurt nicht; die Freunde mußten in Hanau bleiben. Auch am folgenden Tage (25.) hatten sie noch mit Hindernissen zu kämpfen, die Passagiere mußten in ein anderes Schiff sammt ihrer Bagage, und dabei ging eine Hutschachtel verloren. In Frankfurt a. M. mußte natürlich ein neuer Hut geschafft werden; auch Herr Knips, ein alter Weinlieferant, wurde aufgesucht und neue Bestellungen auf 46er Weine gemacht. Die Sehenswürdigkeiten Frankfurts erwähne ich gar nicht, erwähne nur, daß sie dazu zwei Tage dort blieben und am 27. südwärts weiter ihren Stab setzten. Ueber Heidelberg, dessen Schloß besonders Graßmann zu restauriren sich anheischig machte, ging's nach Baden-Baden. Die Aussicht vom alten Schlosse war entzückend; die Landschaft lag anfangs im Nebel; als sich dieser allmählig verzog, drang das Auge immer weiter das Rheinthal auf- und abwärts und in die herrlichen Thäler des Schwarzwaldes. Das war für Graßmann die Krone der ganzen Reise. Für O. S. aber war die Besteigung und Aussicht vom Straßburger Münster (28. Juli) das Herrlichste. Graßmann, der mehr Ruhe hatte und mehr Bequemlichkeit, begnügte sich mit der Plattform; O. S. stieg

so weit der Thurm zugänglich war, wenigstens wollte und dachte er's. Aber in seiner Notiz steht: „Mir wird's am Ende auch zu hoch". „Etwas Schöneres hab' ich nie gesehen", schreibt er in einem Briefe mit der vollen Empfänglichkeit eines jugendlichen Gemüths, das zuerst in die Welt und ihre Wunder hineingereiset ist.

Der Straßburger Münster war das Ziel der Reise; er hätte gern noch einen Tag im An- und Herabschauen hingegeben; aber der Freund trieb zur Eile und sie gingen am nämlichen Tage nach Kehl zurück, nachdem sie, wie wohl alle deutschen Touristen, Straßburg als deutsche Stadt erkannt und proklamirt, und sich über das klassische Deutsch des Straßenpublikums, der Eckensteher und Marktweiber gewundert und betrübt hatten. Und zurück ging's nach dem Norden, zunächst mit der Eisenbahn nach Mannheim und von da Nachmittags mit dem Dampfschiff nach Worms; hierbei verlor O. S., der sich gern der Aussicht wegen auf dem Vorderdeck aufhielt und dem Winde aussetzte, seine Mütze. Jusqu'à la mer! rief er ihr zum Scheidegruß nach und kam um so aufgeräumter bei seinem alten Bekannten und Lieferanten Valckenberg an, dem Besitzer der Weinberge im Klostergarten des Liebfrauenstifts. Der führte die alten Herren denselbigen Abend in seinen Weinbergen umher, und der Klosterkirchthurm ward auch erklettert. Am folgenden Tage waren die Gäste zu einem Liebfrauen-Frühstück geladen; vorher aber wurden in der Kellerei die herrlichen neuen Weine von 1846 probirt, und die schmeckten so gut, daß sie sich alles Andere verbaten. In rosigster Laune ging's ins Hotel zurück, und damit die Freude weiter elektrisire, ward flugs ein prächtiger Brief voll Witz, Uebermuth und Laune an uns Berliner geschrieben; Graßmann soufflirte dabei und diktirte. Aber auch das war ein kurzer und rasch beendeter Genuß, wie der Mensch überhaupt so selten zur Ruhe und Behaglichkeit des Genusses gelangt oder sich Zeit gönnt. Am Abend waren die fröhlichen Weinprober schon in Mainz, O. S. natürlich mit einer neuen Wormser Mütze. Am 31. Juli ward von Bingen aus der Rheinstein, Aßmannshausen, der Niederwald, Rüdesheim besucht: in Aßmannshausen trug die Wirthin vortrefflichen

Aßmannshäuser auf, dann ging's zu Esel über den Niederwald. „Graßmann (der sehr groß war) nahm sich auf seinem Grauen ganz vortrefflich aus; ich weiß nicht recht, ob er ritt oder ging; ich glaube, es war beides, denn er war immer voran." Nun ging's immer rascher. „Heute Sonntag, den 1. August, schrieb der Vater, sind wir in Coblenz angelangt und haben uns recht herausgeputzt, ich, weil es Sonntag ist, Graßmann, um den Vater seines Schwiegersohnes zu besuchen; der ist aber nicht zu Hause; da ist er aus Verdruß nach Ehrenbreitstein gegangen; ich aber sitze hier im Riesen und schreibe dies Brieflein." Die Freunde blieben den Rest der Reise bis Magdeburg zusammen; sie nahmen die gewöhnliche Tour über Cöln und Hannover. Am 8. August traf der Vater in Berlin ein; sein Gefährte war Tags zuvor schon in Stettin angekommen. — Das waren drei Wochen der heitersten Erholung, und mit Frische und Freudigkeit ging es an die Arbeit, und im Ganzen war das körperliche Wohlbefinden den Winter hindurch ungestört.

Im Herbst ward noch eine kleine Reise nach Hamburg zu einem Neffen gemacht. Sie schloß sich an ein Commissorium in der Mark an; wir hatten eine Station auf der Hamburger Eisenbahn verabredet, und die Fahrt und der zweitägige Aufenthalt in Hamburg, auch von einem erträglichen Novemberwetter begünstigt, waren überaus heiter und erquicklich. Ich war beflissen, ihm auf alle Weise behülflich zu sein, und ich hatte die Freude, ihm es wirklich angenehm und behaglich zu machen. Der Vetter in Hamburg war auch auf alle Weise bemüht, uns die wenigen Stunden zu würzen, und wir lernten Hamburg von seiner schönsten und eigentlichen Seite, d. i. von der materiellen des Genusses, so rasch und gut wie möglich kennen.

Aber mit dem Frühjahr 1848, wo die ganze Welt heimliche Schmerzen und offene Schäden zu haben schien, stellten sich die alten unwillkommenen Zwickgeister des Podagra, diesmal in neuer Gestalt als gichtische Geschwüre ein. Am 18. März 1848 war der erste Tag der eigentlichen Genesung. Wir hatten einen Wagen, um

auszufahren; die ganze Familie nahm an der ersten Ausfahrt des Genesenden Theil. Es war schönes sonniges Frühlingswetter, als wir um 2 Uhr durch die Stadt dem Thore zufahren wollten. Die Kunde, daß der König die neue Verfassung verkündigen würde, lenkte uns natürlich nach dem Schloßplatz hin. In der Jägerstraße kam uns unser Hausarzt entgegengefahren und winkte und rief uns zu: Nach dem Schloßplatze. Wir bogen gerade in dem Momente um die Stechbahn, als ein tausendstimmiges Hochrufen uns entgegenschallte. Wir machten vor der Mitte der Stechbahn Halt, denn wir wollten, da wir eigentlich gar nichts wußten, hören, was vorgegangen sei. „Herr Gott, sagte ich, das ist ja kein Vivatrufen, das ist ja Brüllen!“ In demselben Momente sollten die verhängnißvollen Schüsse gefallen sein; wir hatten nichts gehört. Wir sahen aber, wie Infanterie aus den Schloßportalen rückte, und wie dicht hinter uns die Dragoner mit gezogenen Säbeln gegen die dichtgedrängte Menge anritten, die wuthheulend auseinanderstob. „Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ schrie man uns zu. Wir fuhren unter der dahinstürzenden Menge durch die Brüderstraße; hintenauf und an den Seitentritten hatten sich blinde Passagiere angeklammert. Ueberall aus den Fenstern sahen verwunderte und angstvolle Gesichter auf diese plötzliche wilde Flucht. Keiner wußte, was geschehen war, und im Nu wurden die unglaublichsten und gräßlichsten Mährchen gedichtet. Mitbewohner unserer Ritterstraße, die wir nachher sprachen, hatten so und so viel neben sich von Kugeln durchbohrt oder mit säbelgespaltenem Haupte niederstürzen sehen, Frauen und Kinder — nichts sei verschont worden. An alledem war kein wahres Wort, die Angst und der böse Wille waren die erfinderischen Helfer zur Erregung der Volkswuth.

Wir waren eilig durch die Brüderstraße gefahren, die nach- und nebenlaufende Menge war spärlicher geworden. In der Gertraudtenstraße und weiter war noch Alles friedlich und ruhig. Was kann denn das nur gewesen sein? fragte der Vater und wir dazu; das muß doch anders und besser sein! Wir fuhren in die Kurstraße hinein, um noch einmal zum Schloßplatze zu

gelangen und Gewißheit und Aufklärung zu holen. Am Fürstenhause aber bedeutete man uns von allen Seiten, umzukehren: Alles sei versperrt und es sei lebensgefährlich. Wir wurden auch buchstäblich nicht weiter gelassen, von wem, weiß ich nicht mehr, und mußten in die Jägerstraße einbiegen. Da fuhren wir gerade in dem schauerlichen Momente vor der Bank vorüber, als der unglückliche Grenadier mit seinem Angreifer rang und von ihm mit seinem eigenen Bajonnette erstochen wurde. — Die Angst der Damen, auch die unsrige, war unbeschreiblich, denn Keiner wußte woher? und wohin? Wir eilten die Jägerstraße hinauf nach dem Gensdarmenmarkt und hatten ein neues, schreckliches Schauspiel. Ein Offizier sprengte mit verhängtem Zügel an uns vorüber und schräg über den Markt nach der Mohrenstraße zu. Am Schauspielhause stürzte das Pferd, und mit Geheul, wie die Raben über ein gefallenes Wild, so stürzte die nachlaufende und entgegenströmende Menge auf das vermeintliche Opfer los. Das war fast schauerlicher, als der sichtbare und vollendete Mord vor der Bank. „Ach der arme, arme Mensch!" mehr ließ sich in unserer Mitte nicht vernehmen, und fort ging's immer schneller die Markgrafenstraße hinauf. Wie wir nachher zu unserer Freude hörten, ist der Offizier glücklich davongekommen.

Jemehr wir uns der Ritterstraße näherten, desto ruhiger und öder war's auf den Straßen. In unserer Straße schien man noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen zu haben. Die Sonne schien eben so freundlich und warm, wie vor einer halben Stunde, und unsere Ruhe und Ueberlegung war zurückgekehrt. Wenigstens waren wir so weit beruhigt, daß wir das schöne Wetter noch genießen wollten. Wir fuhren die Ritterstraße hinauf ins Köpnicker Feld. Aber die Ruhe war doch nur scheinbar; die vollkommene Stille und Menschenleere der unbebauten Straße bildete einen unheimlichen Contrast zu dem eben gesehenen Menschengewühl. Wir vernahmen das dumpfe Brausen des Stadtlebens, das man immer vernehmen kann, wenn man sich auf einem freien, stillen Platze außerhalb der Stadt befindet, und wir hielten es für das Brausen

und Stürmen des wüthenden Volkes; wir hörten die Glocken schlagen, und wir meinten die schauerliche Monotonie einer Sturmglocke zu vernehmen. Kurz, es ward uns Allen unheimlich; auch der Kutscher hatte Bedenken seiner Equipage wegen — und wir kehrten um und nach Haus. Und das war recht gethan; denn es währte nicht lange, so ertönten wirklich die Sturmglocken, so entstanden die Barrikaden wie die Pilze aus dem Erdboden. Das Weitere und den Erfolg weiß die Geschichte.

Ein wunderbares Räthsel bleibt mir immer das leichte Spiel, was die Empörer hatten, die Aufregung nämlich in allen Winkeln und Gassen, die willige Hülfe und das Entgegenkommen der unwissenden Menge, die gar nicht wußte, warum es sich überhaupt handelte, geschweige denn, wozu die Barrikaden dienen sollten, die in unserem Viertel zumal gar lächerlich und unstrategisch waren. Das ist ein wunderbares Räthsel, wie es eben den Empörern gelungen war, die Volksmenge so zu bearbeiten und so willfährig zu machen. Oder ist der Patriotismus und der gesetzliche Sinn einer großen Stadt überhaupt ein Phantom oder eine Gelenkpuppe, die sich beliebig stellen und richten läßt? Kann man, um speziell zu sprechen, überhaupt in keinem Falle auf die Treue der Berliner rechnen? Es wäre traurig, dies behaupten zu müssen; aber wenn man an frühere Exzesse von 1835 und 1847 denkt, so kommt man freilich zu dem traurigen Resultat, daß die Menge willenlos folgt und leicht zu beherrschen ist. Der 18. März ist kein Resultat des Willens sondern der Willenslosigkeit der Berliner Bevölkerung. Natürlich herrschte Aufregung und Besorgniß in allen Schichten der Gesellschaft, genährt und gereizt durch die unseligen Plänkeleien und halben Maßregeln der Militärbehörden; aber es wäre nie, das ist meine feste Ueberzeugung, zu einem Ausbruch, geschweige denn zu einem solchen Ausbruch gekommen, wenn nicht eine verabredete Empörung die Leitung übernommen hätte. In unserer Ritterstraße ging ein junger Mensch von kräftigem, schönem Aussehen, Niemand kannte ihn als Bewohner der Straße, mit einem klirrenden Schleppsäbel und einer Studentenmütze, aber er war

augenscheinlich kein Musensohn, von einer Rinnsteinbrücke zur andern, hob mit großer Gewandtheit und Schnelligkeit die Bohlen aus und warf sie quer über den Damm und trug sie theilweise selbst an die Stelle, die er zur Barrikade ausersehen hatte. Nachdem er so den Barrikadenbau gleichsam inaugurirt hatte, war er plötzlich verschwunden wie das Mädchen aus der Fremde, und kein Mensch aus unserem Bezirke hat ihn jemals wieder gesehen. Das geschah schon um 3 Uhr, als man in unserem entlegenen Viertel, das überhaupt keinen Antheil an einem etwa bevorstehenden allgemeinen Kampfe nehmen konnte, kaum eine rechte Kunde des Vorgefallenen haben mochte, und wohl Niemand an solche kriegerischen Experimente dachte. So geschah es, wie man später erfuhr, gleichzeitig durch die ganze Stadt, und die ganze Stadt half willig oder willenlos dazu; und die Besten standen verzagt und verwirrt und unschlüssig und halfen dadurch auch, — und das ist mir der einzige aber auch der unumstößliche Beweis, daß der 18. März eine verabredete Empörung war, und ein Fingerzeig zugleich, daß jede künftige Empörung, die ein gütiges Geschick abwenden möge, eben so leicht entzündliche Herzen, eben so empfänglichen Boden finden wird, sobald nicht mit der unerbittlichsten Strenge der Schlange und allen ihren Verführten der Kopf zertreten wird.

Und mein Schwiegervater? — Seine Krankheit war freilich vergessen, in jener grauenvollen Nacht der Ungewißheit und des Zweifels; und die folgenden denkwürdigen Tage bis zum 22. März, die Grundlage aller nachherigen Hoffnungen, Extravaganzen, Täuschungen, Vergehungen und Ahndungen — möge doch endlich Klio sie mit einem undurchdringlichen Schleier begraben, — diese Tage unseliger Naivetät, unseliger Selbstverkennung, sie machten ihn körperlich gesund, so schien es wenigstens, aber sie waren doch der zweite und bedeutsamere Spatenstich zu seinem Grabe. Es waren fast 10 Jahre, als der erste wirkliche Kummer Gesundheit und Freudigkeit des Daseins untergraben hatte; damals behielt er das eigentlich Trostlose und Herzabfressende für sich, und die Seinen konnten wohl die Stille und den tiefen Ernst bemerken, aber sie

waren doch nicht um den Sonnenschein der väterlichen Liebe und Milde gebracht, und die Kinder wenigstens führten ihr sorgloses und seidenes Leben nach wie vor. Eben so jetzt: was ihn in tiefster Brust bewegte, was er mit seinem Gott, mit seinem Könige und Vaterlande abzumachen hatte, das blieb auch seiner nächsten Umgebung, seinen Liebsten und Getreuesten verborgen. Er nahm äußerlich Theil an den momentanen Errungenschaften, als da waren Bürgerwehr, Versammlungen, Urwahlen, Clubbs und was dergleichen Auswüchse des Augenblicks mehr waren; aber er nahm Theil in seiner alten Würde und Eigenschaft. Das war unendlich viel und ein einziger Heroismus. Heute, nach 7 Jahren will das Niemand mehr wahr haben; und wer als Geheimrath sich seines Ranges vor dem süßen Pöbel geschämt, oder wer leutseliges Blickes mit dem ersten besten Schuster in Reih' und Glied stand und fraternisirte, der weiß es jetzt nicht mehr und thut gar verächtlich gegen die armen Schlucker, die sich auch einmal in ihrem Leben gefühlt haben. Wohl Mancher hat die literarischen Exulcerationen jenes famösen Sommernachttraums gesammelt, um sie einst als corpus delicti zu brauchen und dem ungläubigen Unterthanenverstande späterer Generationen als Schreckbild und Popanz vorzuhalten; aber man sollte doch als ächter Jünger des Plutarch auch die Stoßseufzer so vieler Beamten, die jetzt mit Abscheu jener Zeit die Rückseite zukehren, in Parallele stellen und untersuchen, was perfider gewesen sei, der Jubelruf irgend eines demokratischen Schusterjungen oder verkommenen Literaten oder das hündische Wedeln eines zaghaften Geheimräthlichen an seine lieben Mitbürger. Wahrlich, der Staat war bei solchen Stützen gar übel berathen!

Und mein Schwiegervater? frage ich nochmals. Er schwieg und litt, — und doch war er unermüdlich thätig für das Bessere, für den Staat an sich. Mit Gott für König und Vaterland! das war seine einzige Devise, und er war doch wahrhaftig kein Freund der Kreuzzeitung. Er trug, nach dem modernen Ausdrucke, der Zeitbewegung Rechnung, aber er stand, wenn das überhaupt möglich ist, mehr wie alle seine Freunde und Bekannten über ihr. Ich habe eigentlich nur

in den ersten 4 Tagen ihn etwas unruhig und öfter als gewöhnlich außer dem Hause gesehen; er schien nach den Anzeichen, die von oben kamen, allerdings auf Augenblicke oder auf kurze Zeit einer goldenen Neuzeit entgegen zu gehen. Die Geschichte weiß, daß Alles ein lebensunfähiger Embryo geworden war; wohl Niemand trug den Verlust stiller, geduldiger und vernünftiger als er. Ein süßer Trost war ihm geblieben, die Wissenschaft und die Musen; und die stillen Nächte wissen von dem einsam Wachenden zu erzählen. — Bald war man auch überall den Lärm der neuen Freiheit gewohnt, und es kehrte wohl noch Mancher zu ernsteren Beschäftigungen zurück. Vor Allem aber stellte sich der Lebenshumor wieder ein, und Altes und Neues lief lustig nebeneinander. Wir Lehrer liefen von der Nachtwache in die Klasse und aus der Klasse in die Wachstube: es war ein wirklicher Sommernachtstraum! — Ich will nun aber nicht weiter in der Schilderung dieses Traumes gehen, welchen das prächtigste Wetter bis spät in den November hinein, wo schon die harte Posaune der Wirklichkeit ihn weggeschrieen hatte, begünstigte; ich würde sonst meine eigenen Erlebnisse, die äußerlich freilich kaum oder selten von den seinigen geschieden waren, aufzeichnen. Es giebt auch nichts Buntscheckigeres und im Ganzen nichts Unerquicklicheres als ein Panorama vom Sommer 1848; aber bei aller Verunglimpfung und Verkleinerung muß man den Berlinern wenigstens das Lob lassen, daß sie im Ganzen mäßig und bescheiden gewesen sind, gleichviel ob aus Schlaffheit oder aus Ueberlegung oder aus Instinkt oder aus wer weiß welchem Grunde, welchem Einfluß.

Die Krankheit des Vaters war scheinbar gehoben und durch die natürliche Aufregung der ersten Tage und Wochen beseitigt, wenigstens in den Hintergrund geschoben. Aber einen Mann und Staatsbürger von solcher Treue und Ergebenheit mußten die Ereignisse doppelt packen und doppelt angreifen. Er vermochte es freilich nicht, mit Gleichmuth über Alles sich hinwegzusetzen, so wenig wie er 10 Jahre vorher sich Ungerechtigkeiten konnte gefallen lassen: er vermochte jetzt gewiß nicht seine Bezirksgenossen mit: Meine lieben Mitbürger! anzureden, und doch war er von jeher der liebreichste

und freundlichste Mitbürger auch gegen den Geringsten gewesen. Wie damals, so nagte auch jetzt an seinem Herzen das Bewußtsein des ohnmächtigen Widerstrebens, und sein Körper verfiel in neues Siechthum. Zur Badekur war freilich keine Zeit; es mußte Genesung oder wenigstens ein leidlicher Gesundheitszustand durch häusliche Mittel geschafft werden. Das gichtische Leiden zog im ganzen Körper umher, auch das Auge, das so viel herrliche Geistesfunken zum Gemeingut Aller hatte fördern helfen, ward ernstlich bedroht. Wie tief er innerlich krank war, zeigt das Schlußwort zum Novemberheft 1848: „Nicht ohne einige Beschämung sende ich heute, am letzten Tage des Jahres, wo das 12te Heft des Schulblatts in den Händen aller Leser desselben sein sollte, den Schluß des Manuscriptes zum 11ten Heft in die Druckerei. Ein hartnäckiges Augenübel, das mir kaum die regelmäßige Bearbeitung der amtlichen Arbeiten gestattete, hat es mir unmöglich gemacht, das frühzeitig genug angefangene 11te Heft zu vollenden, und ich habe lange geschwankt, ob ich nicht mit dem Schluß dieses Jahres von der Redaktion des Schulblattes zurücktreten sollte. Der Wunsch einiger Freunde und die Aussicht auf deren thätigen Beistand hat mich bestimmt, jenem Gedanken wenigstens jetzt noch nicht Folge zu geben.“ u. s. w.

Es war nicht das Augenleiden, was zuerst und zunächst ihn auf den Gedanken bringen mochte, ganz von der Redaktion des Schulblattes zurückzutreten. Er schützte das körperliche Gebrechen vor, und er litt größere und unheilbare Schmerzen, wenigstens sah des kurzsichtigen Menschen Auge keine Hülfe, keine Rettung aus diesem Chaos, dieser rudis indigestaque moles, die wie ein ungeheurer Alp auf den Herzen aller wackeren und treuen Unterthanen lag; und er mochte wohl fühlen, daß der gegenwärtige Kampf ihm nicht blos Kraft und Freudigkeit sondern das Leben rauben würde. Sonst sind gerade die Jahrgänge 1848 und 1849 des Schulblattes, welche ich im dritten Abschnitt noch näher skizziren werde, die leuchtendsten Beweise ungeschwächter Geistesschärfe, ja sie stehen, weil zu dem gemüthlichen Sarkasmus früherer Friedensjahre die zeitgemäße Ironie, bisweilen auch Bitterkeit gemischt war, an Witz und geist-

reicher Darstellung unbedingt über allen früheren Jahrgängen, vielleicht das Jahr 1835, den sogenannten Schulfreund, ausgenommen, der, ganz sein geistiges Eigenthum, allen nachfolgenden Jahrgängen voranleuchtet.

Ich will hier aber weder die amtliche noch die schriftstellerische Auffassung charakterisiren, ich will nur, was die letzten Quellen zur Schilderung des persönlichen Lebens bieten möchten, heraussuchen. Für die früheren Jahre bot sich dazu weniger Gelegenheit, nicht als ob nicht gerade jedes Schriftstück ein Spiegel des Lebens und somit eine Quelle biographischer Darstellung wäre; aber Leben und Lebensanschauung war einfacher und ungetrübter, die Darstellung nicht so erregt und der Witz harmloser; und obenein hoffe ich, daß ohne häufiges Heranziehen des Schulblattes doch dasselbe als Quelle benutzt ist und von dem kundig vergleichenden Leser herausgefühlt werden wird.

Was in früheren Jahren den Leuten nicht gesagt zu werden brauchte, — denn dem Einen war die politische Gesinnung eines einflußreichen Mannes und Beamten gleichgültig, Vielen war der Begriff: politische Gesinnung überhaupt etwas Unklares; das Häuflein der Verstockten, der Sturmvögel der Revolution, fragte noch weniger nach Rechtfertigung und Vertheidigung, denn es war lange fertig mit seinen Ansichten, — das schien jetzt fast ein Prüfstein bewährter Gesinnung in utramque partem, will sagen, ein Prüfstein für Liberalismus oder Servilismus zu sein. Jeder bemühte sich, jetzt Parthei zu nehmen, und es oft, offen und ausdrücklich zu sagen und zu schreiben, welcher Parthei er angehöre, weil er von jeher ihr Jünger gewesen sei. Mit lachendem Munde und dahinter klappernden Zähnen, mit heroischer Armbewegung und darunter schlotternden Knieen, mit anscheinend freudeglühenden Wangen und darüber angsttriefender Stirn bekannten die Jünger der Freiheit und des Fortschritts ihre ungeheuchelte Liebe zu den Geringsten des Volks, fraternisirten die Vornehmen, die jetzt einen Abscheu vor Glacéhandschuhen und feinen Manieren bekommen hatten, mit den schmutzigsten Proletariern, tranken Weißbier und Schnaps, aristo-

kratischen Lippen sonst ganz unbekannte Flüssigkeiten, und nahmen mit freundlichem Bückling aus schmierigen Dosen abscheulichen Taback. Wer bist denn du? mögen alle Diese fragen, daß du einen Stein auf uns wirfst? Hast du es besser und anders gemacht? Nun, ich kann mich wenigstens rühmen, nicht gar viel dran gegeben zu haben, daß ich später auch nicht eben viel zurückzunehmen brauchte. Daß ich aber und Alle mit mir überhaupt herabstiegen zum Volk, und Jeder nach seiner Weise sich volksthümlich gebärdete, das war nicht unsere Schuld, das ist die Schuld der Tage vom 18. bis 22. März, und das gesammte Volk büßt fort und fort für die Schuld dieser heillosen Pentarchie der Märztage!

Und O. S.? — Oben habe ich gesagt, daß er schwieg, daß er nicht mit offenen Armen sich in die neue brausende Tagesfluth stürzte, die auch den Vernünftigsten in ihren rasenden Strudel hinabzuziehen vermochte, daß er still seines Weges ging und es ruhig und würdevoll litt, wenn die Sturmeswellen auch an ihn sich heranwälzten und ihn auf Momente überflutheten. Er schwieg selbst zu uns, zu mir; er wollte die Jüngeren gewähren lassen, ihre Bahn selbst finden lassen, sein persönliches Beispiel war Lehre und Fingerzeig genug. Auch in den damaligen Bezirksversammlungen sprach er wenig, und wenn er sprach, so ging's ihm traurig und erregt vom Herzen, und seine Worte fanden natürlich geringen Beifall. Das eine Mal, wo er jene Antwort auf eine Interpellation gab, die nachher als „Abgedrungene Erklärung" im Druck erschien, war auch darum eine schwere Last und eine ungerechte Strafe für ihn, weil er bis dahin sich niemals und nirgend vorgedrängt und sein Rednertalent versucht und gezeigt hatte. Ich glaube überhaupt, daß er, der bei geselliger und ernster Veranlassung so schön und beredt und zum Herzen zu sprechen wußte, nie eigentlicher Volksredner geworden wäre; es fehlte ihm, abgesehen von der dazu nöthigen besonderen Gesinnung, die ruhige Perfidie oder die perfide Ruhe dazu, welche das Unbedeutendste, Armseligste, Heterogenste mit gleicher Pikanterie auftischt, welche nie roth wird über das, was sie sagt und will, und bei allem Dahinbrausen der Worte kühl bleibt bis ans Herz hinan.

Was aber O. S. durch sein Schweigen, sein ganzes stilles Verhalten und Gehaben, seiner Umgebung, seinen Mitbürgern nah und fern sein wollte, der still Zuwartende aber nicht Apathische sondern eifrig zum Bessern Wirkende: das hat er durch seine Schriften, vornehmlich aber durch das Schulblatt den besseren Schichten der Gesellschaft gezeigt. Er sah vor Vielen die Stürme des Jahres 1848 voraus, nicht erst in dem kurze Zeit vorher geschriebenen Schlußwort zum ersten Heft des Jahrgangs 1848, sondern in den früheren schon spricht er unverholen seine Besorgniß aus, daß die Zeitrichtung zunächst des Lehrerstandes in der angebahnten Weise nicht fortgehen könne und dürfe. Und ich dächte, daß sein ganzes amtliches Unglück ein beredtes Vorspiel zu dem Drama von 48 ist.

Ich muß aus dem genannten Schlußwort eine Anzahl Stellen anführen, weil sie die Geschichte seines inneren Lebens schreiben. „So oft ich einen Jahrgang des Schulblatts beschließe oder einen neuen Jahrgang desselben beginne, ist's mir immer als müßte ich gegen die Leser mein ganzes Herz ausschütten und ihnen alle meine Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen in Beziehung auf das Schulwesen mittheilen." So beginnt es, und es folgt sogleich eine Besprechung des Wichtigsten aus dem Jahre 1847 und früher. Die begonnene Trennung der Kirche von der Schule, begonnen in der Trennung der Consistorien von den Schulcollegien, ist ihm unläugbar das Wichtigste und das Bedenklichste; er war ein Mann, für den Kirche und Schule zur Bildung des Volkes zusammengehörten. Er beleuchtet dann die Wünsche des Jahres 1847 in Bezug auf die Stellung der Volksschule und ihrer Lehrer. Aus den Wünschen besonders der Rheinischen Lehrer hebt er Folgendes heraus: „Zwei Ansichten sind es, die in den Verhandlungen über Bildung der Schullehrer als gefährliche Klippen hervorragen: die eine, daß die Bildung des Schullehrers wieder auf das Minimum zu beschränken sei, das vor dem Jahre 1806 für ausreichend gehalten wurde; die andere, daß dem künftigen Schullehrer vor seinem Eintritt in das Seminar eine vollständige Gymnasialbildung zu geben sei." (S. 122.) Zu der ersten Ansicht sagt er: „die Welt schreitet nicht mehr zurück!",

zur zweiten: „der Volksschullehrer soll in seiner Bildung über dem Volke, aber in seiner Lebensweise im Volke stehen. Nichts trauriger als ein Landschullehrer, den ländliche Beschäftigung und ländliches Leben anwidern, der sich (wegen seiner Gymnasialbildung) zu gut dünkt, unter dem Landvolk zu leben" u. s. w. Vergl. J. 1848, S. 438. ff., wo mit großer Wärme dem Volksschullehrer die Gränzen des Wissens und des Lebens gesteckt werden.

Ich würde indeß selbst diese Stellen kaum anführen, obwohl sie immerhin biographisch wichtig sind, — aber das war ja eigentlich jedes Wort aus seinem Munde und aus seiner Feder, — aber sie werden recht charakteristisch, da sie nach dem 18. März gerade so und nicht anders lauten. Ehe ich jedoch die entsprechenden Stellen aus den verschiedenen Schriftstücken nach dem 18. März in Parallele stelle, um die Standhaftigkeit, die Unwandelbarkeit seiner Denkweise, die Größe und den Muth seiner Gesinnung daran zu zeigen, kann ich es den Lesern und mir nicht versagen, das Ende jenes bedeutungsvollen Schlußwortes hierherzusetzen. Die beiden anderen Herausgeber des Schulblattes, Striez und Ule, haben diese „bedeutungsvollen prophetischen Worte" zu einem „Zeugnisse von dem tiefblickenden Geiste, von der gereiften Einsicht und von dem hohen Standpunkte, welchen ihr verewigter Freund unter den Denkern und Sehern unserer Zeit einnahm," in die Erinnerung der Schulblatt-Leser zurückgerufen. Mir scheint besonders das absolut Negative an dieser Stimme des Predigers in der Wüste bemerkenswerth und zu jener Zeit fast einzig in seiner Art. Prophezeihungen hat es zu allen Zeiten, auch zutreffende und buchstäblich erfüllte gegeben, und gerade die vierziger Jahre waren voller Ahnungen und Weissagungen. Was man will und wünscht, das hält man auch für möglich; und die getäuschte Erwartung steigert das Wünschen zur Weissagung. Das absolut Negative aber war die ernste Mahnung an das ganze Volk, an Haupt und an Glieder. Man lese nur die Schriftstückchen oder wenigstens deren Titel aus diesen Jahren; immer predigt der Eine auf den Andern ein, immer hat nur der Eine Schuld und der Andere ist der Bedrückte. Wo ließen sich Stimmen für eine wahr-

hafte Reform an Haupt und Gliedern vernehmen? So gedieh das Kraut der Revolution und ward üppig im Sonnenschein der Literatur und ward gepflegt und groß gezogen von Indifferenten und Aengstlichen.

Hören wir seine Stimme: „Ueber etwanige Unbilden oder Mißdeutungen, die das Schulblatt oder vielleicht einzelne Mitarbeiter erfahren haben, will ich kein Wort verlieren; es wäre sehr übel, wenn noch eine weitere Rechtfertigung, als in den Sachen selbst liegt, erforderlich schiene. Dies ein für alle Mal für diejenigen, die sich über unser Stillschweigen gegen heimliche und versteckte Gegner, gegen grobe und subtile Angriffe wundern möchten. Weit näher liegt es mir, meinen Schmerz auszudrücken über beklagenswerthe Verirrungen in der religiösen Richtung unserer Zeit, die nach dem natürlichen Lauf der Dinge auch die Schule nicht unberührt lassen konnten. Nicht das sehe ich als ein Unglück an, daß neben den bestehenden kirchlichen Gemeinschaften sich drei oder vier andere gebildet haben und deren vielleicht noch mehrere bilden werden. Es kann schon Gründe geben, weshalb es Einem innerhalb dieser oder jener Gemeinschaft zu eng wird, und in dem bekannten Wort Friedrichs des Großen „von der freien Façon selig zu werden", das man so oft als einen Ausdruck der vollkommensten Gleichgültigkeit in religiösen Dingen anführt, liegt doch wohl ein tieferer Sinn, als diejenigen ahnen, die jenes Wort zum Schiboleth religiöser Freisinnigkeit stempeln möchten. Aber das beklage ich und gewiß Viele mit mir, daß so viele von Hause aus edele Menschen ihrem Unmuth über drückende Verhältnisse nur dadurch Luft zu machen wissen, daß sie einzustürzen suchen, was der Grundpfeiler unserer Bildung und für viele Tausende der einzige Trost im Leben und im Sterben ist, und daß so viele andere, minder edler Natur und unbekümmert um eigenes und fremdes Wohl, das Heilige, so viel an ihnen ist, entheiligen und in den Staub ziehen, und das oft in der Meinung, daß Einreißen und Zerstören auch ein Fortschritt sei. Aber ich wende mich gern weg von einer Betrachtung, die nichts Tröstliches darbietet, wenn es nicht etwa das ist, daß Erscheinungen, wie die

besagte, im Schulstande im Ganzen doch nur selten sind. Dabei gemahnt es mich gar seltsam, wenn ich dieses Geschlecht betrachte, das sich selber genug ist und keiner Hülfe und keines Trostes von oben bedarf; ich gedenke der Zeit, die kaum 30 oder 40 Jahre hinter uns liegt, wie da Alle den Herrn ihren Gott so recht von Herzen suchten und fanden, und Niemand sich dünken ließ, daß er seiner Gnade entbehren könne; ich frage mich oft, wie es den Wortführern unserer Zeit wohl ergangen sein möchte, wenn sie im Jahre 1812 oder 1813 mit der Weisheit aufgetreten wären, der die Jahre 1845, 1846, 1847 laute Bewunderung zollen. Aber schon vor mehr denn 2000 Jahren hat es der Prophet gesagt: Herr, wenn Trübsal da ist, so sucht man Dich, wenn Du sie züchtigest, so rufen sie ängstiglich! Nun, die Trübsal wird auch nicht ausbleiben; denn es taugt nicht, daß der Mensch sein eigner Gott sein will." (2. Februar. S. 128.)

Hören wir nun auch die Bestätigung seiner Gesinnung! Des nächsten Heftes Schlußwort ist nach dem 18. März geschrieben. Wie angemessen und würdig spricht O. S. über das Ministerium Eichhorn, dem er wahrlich nichts zu danken hatte, wie ruhig abwartend und entgegensehend der neuen Entwickelung der Dinge! (S. 248. ff.) Trotz körperlicher Schwäche und Krankheit nahm er an Allem den lebhaftesten geistigen Antheil. Im dritten Doppelhefte steht die „Abgedrungene Erklärung"; aber zu eigener und der Leser Stärkung und Erbauung geht voran ein prächtig Stück Satire, betitelt: „Ein Probeblatt aus dem pädagogischen Wörterbuch von Adam Hellweg in Scheeringen", das mit klassischem Humor eine Anzahl neu aufgetauchter und moderner Schlagwörter des Tages analysirt: fast, wie es scheint, zur Selbsterheiterung und zur Selbstironie niedergeschrieben und gesetzt, um in guter Stimmung an den schweren Satz des folgenden Schriftstücks zu gehen. In solcher Gesellschaft erhält auch jene „Abgedrungene Erklärung" ein neues Lüstre; und es will mich bedünken, als habe O. S. eben durch diese Zusammenstellung das unendlich Aergerliche, aber auch unendlich Lächerliche einer solchen Situation andeuten wollen, einer

Situation, wo ein Beamter und Gelehrter vor Leuten Rede stehen muß, die ihn gar nicht kennen, und von Dingen reden, die sie gar nicht verstehen, und Gründe angeben, die sie gar nicht begreifen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt! — Wie fuhren die Stimmen daher der Lehrer und Lehrer-Conferenzen. Tivoli und der 26. April waren das Panier! Da gab es was zu lesen an Paragraphen, und zu antworten auf alle diese Schulconstitutionen, die gerade in den Nonsensen und Unausführbarkeiten wundersam harmonirten! Die folgenden Hefte des Schulblattes drehen sich fast ausschließlich darum, um diesen Ausgeburten der Neuzeit den rechten Namen zu geben. Und mit welcher Freundlichkeit, mit welch liebreichem Ernst geschieht das! In der Antwort auf ein wegen seiner Schärfe und Härte nicht aufgenommenes Sendschreiben heißt es: „Es ist so natürlich, daß Männer, die so lange Zeit in gedrückten Verhältnissen gelebt, und in diesem Druck nur die Ungerechtigkeit des Zeitalters, vielleicht noch etwas Schlimmeres, die Lauheit und Mißgunst ihrer Vertreter gesehen haben, daß diese jetzt, wo ihnen eine bessere Zukunft aufzugehen scheint, sich in ihren Forderungen überstürzen und hier und da Vorschläge machen, die entweder unausführbar sind oder, wenn sie ausgeführt werden könnten, nicht zum Heil der Schule gereichen würden. (Vergl. J. 1849. S. 537. Anm. 2.) Ich kann ihnen daraus keinen Vorwurf machen: es betrübt mich schon jetzt, wenn ich bedenke, wie weit die Wirklichkeit zurückbleiben wird, nicht blos hinter den Wünschen sondern selbst hinter den freundlichen Aussichten, die sich ihnen in der Versammlung unserer Volksvertreter zu eröffnen scheinen." (S. 415.) „Sehen Sie diese Aeußerung nicht so an, als wollte ich es gern vermeiden, ein freies Wort über den Gegenstand zu sprechen, aus Besorgniß, daß eine freie Aeußerung mir das Mißfallen der zeitigen oder künftigen Gewalthaber oder, was für den Augenblick noch betrübender wäre, der Lehrer selber zuziehen könnte. Ueber solche Besorgnisse ist man hinweg, wenn man sechszig und etliche Jahre hinter sich hat und so ziemlich am Ende seiner Laufbahn steht; auch meine ich, das

Schulblatt selber könne davon Zeugniß geben, daß mich Besorgnisse dieser Art niemals beherrscht haben. Wie ich vor den Märztagen dieses Jahres über Verfassungsfragen und Lehrerverhältnisse gedacht habe, grade so denke ich noch heute, nur mein Urtheil über Ausführbarkeit und Nothwendigkeit mancher Veränderungen hat sich geändert, weil die Zeit eine andere geworden ist, und so viele Verhältnisse ihrer Auflösung oder einer Umgestaltung entgegen gehen."

So dachte er, so schrieb er, so war er! Das Jahr 1848 war für ihn kein Prüfstein, sondern, wie es sich eben gestaltet hatte, ein reines Unglück des ganzen Landes wie des Einzelnen; und er konnte nur die Leichtgläubigen, Verblendeten, Heißblütigen von Herzen warnen oder bedauern; verdammen konnte er die Unglücklichen, die Verführten und Irregeleiteten nicht.

Auch an heiteren, unpolitischen Genüssen war das Jahr und der Sommer 1848 nicht so gar arm. Die nahe beisammen wohnenden Familien hielten treu zusammen und ertrugen gemeinschaftlich den wüsten Lärm des Tages und die charakteristische Permanenz des Signalhorns und der Allarmtrommel. Ein mehrtägiger Ausflug nach Stettin zu J. G. Graßmann, den ich mitmachte, verlief außerordentlich gemüthlich, und auch in unserer Residenz wurde das schöne Sommerwetter fleißig benutzt; wie der Vater denn überhaupt den Wünschen der Kinder gern und oft zuvorkam. Noch am 30. October, — ich erwähne es der Curiosität wegen, denn der laue Winter, der warme und frühe Frühling, der lang' andauernde Sommer und der prächtige Herbst waren nach der Meinung Vieler recht eigentlich geschaffen, um die Revolution in Permanenz zu erklären — machten wir eine Landparthie mit einigen Freunden aus unserer Straße nach dem Spandauer Berg und konnten bis lange nach Sonnenuntergang leichtgekleidet im Freien sitzen.

Der nun folgende Winter 1848 bis 1849, der letzte, den er durchleben sollte, ward angestrengtester Arbeit gewidmet. Erneuerte Symptome des Podagra und der Gicht traten heftiger gegen das

Frühjahr auf und zogen sich eigentlich bis zur Abreise nach Carlsbad hin, obwohl er bis dahin sein Amt und seine amtlichen Reisen fast ohne Unterbrechung abmachen konnte. Eigentliche Schonung seines Körpers kannte und übte er nicht; es lag ja nicht in seinem Charakter, sich den Bedürfnissen des Körpers unterzuordnen, er konnte nur einem Herrn, seinem Geist dienen. So ist es möglich, wenn in so ernsten Dingen nicht jede derartige Behauptung albern und müßig wäre, daß er den Ruin seines Körpers an seinem Theile hat befördern helfen. Er liebte Gesellschaft bei sich und bei Anderen, er liebte es, nach der Anstrengung des Tages seinen Geist am heiteren Lhombrespiel ausruhen zu lassen, zu erfrischen; aber in der Stille der Nacht aus der Gesellschaft oder vom Lhombretisch heimkehrend, überließ er sich nicht sogleich herzstärkendem Nachtschlaf, sondern je nachdem es ihn trieb, arbeitete er mit der Feder oder mit dem Kopfe noch manche gute Stunde. Es ist möglich, daß das seinen Körper schneller ruinirt hat, daß die berechnende Sorgfalt eines Lebemannes ihn noch länger möchte erhalten haben: trösten wir uns damit, daß er nur uns, den Seinen, zu kurz, seinem Ruhme aber und der Welt lange genug gelebt hat.

Nicht diese Anstrengungen allein aber, auch der herzkränkende Unmuth über den traurigen Verlauf und die Folgen der Märztage vernichteten seine Gesundheit. Nur diesem innerlich stets zunehmenden Unmuth mögen wir es zuschreiben, daß er den Jahrgang 1849, seinen letzten, mit solchem Vorworte und dem geharnischten Aufsatze: „Die Revolution und die Schule, ein Rückblick in das Jahr 1848" eines langjährigen Mitarbeiters eröffnete; vielleicht mutatis mutandis demselben Aufsatze, dessen Nichtaufnahme in den Jahrgang 1848 er durch jene schon angeführte glänzende Antwort oder offenes Sendschreiben motivirt hatte. Er selbst zwar hatte an seiner Milde und Ruhe nichts verloren; aber der gerechte Kummer, daß das Jahr 1848 ein Phantom gewesen und geworden war, daß eigentlich Nichts gefördert aber Vieles zurückgekommen war, der machte ihn nachgiebig gegen die Hitze und die Waffen Anderer. Die Aufsätze seiner Hand sind mit derselben Ruhe und Durchsichtigkeit geschrieben, und der letzt ge-

druckte „Die sokratische Lehrmethode" ist ein würdiger Sprößling des Schulfreundes von 1835.

Und doch war eine große Veränderung in ihm vorgegangen: Er fühlte seinen Tod herannahen, er sprach über Vieles, das er früher mit sich allein abgemacht hatte, er ließ unverholen seine Besorgniß, seinen tiefsten Kummer blicken, er, der Starke und Selbsteigene, schien sich durch bloße Mittheilung und in ihr Trost und Rath zu holen. Er sprach mehrmals auf unseren gemeinschaftlichen Gängen von seinem Tode ruhig und berechnend: Siehst du, sagte er, noch das Rechenbuch und die Raumlehre will ich vollenden, wenn es geht, und dann wird es zu Ende sein. Und wenn ich ihm mit einem traurigen: Aber, lieber Vater, was redest du da vom Tode? entgegnete, so fuhr er mit derselben Ruhe fort: Ich fühl' es, ich weiß es, lieber Sohn, du wirst es selbst sehen. Dann fragte er auch oftmals nach meinen Einnahmen, meinem Lehrergehalte, das er doch kannte. Und dann sagte er weiter nichts, und ging still vor sich hin: er rechnete nach, wie es uns gehen würde, wenn sein treues Auge nicht mehr für uns sehen und sorgen könne!

So nahte die Zeit seiner letzten Reise nach Carlsbad und Teplitz. Begleiten wir ihn dahin; des Freudigen gab es nicht viel, aber es ward doch einige Hoffnung wieder rege. Die Reise ward glücklich und ohne alle Fährlichkeit zurückgelegt und am 19. Juni bezogen sie, d. h. der Vater mit seiner Begleiterin und treuen Pflegerin, seiner zweiten Tochter, eine reizend gelegene Wohnung im Mylords-Tempel in der Marienbader Gasse. Charakteristisch im Vergleich zu früheren Jahren war die beständige schriftliche Unterhaltung mit seinen Kindern in Berlin; 12 Briefe, 7 aus Carlsbad und 5 aus Teplitz, wären für einen Zeitraum von ungefähr 6 Wochen an sich schon ein deutliches Sehnsuchtszeichen, und dabei waren sie meist recht lang und ausführlich; und wie man im Schreiben immer unvermerkt einen Zuwachs an guter Laune erhält und sich aus dem trübsinnigsten Zustande zu heiterem Gleichmuth heraus- und emporschreiben kann, so waren auch seine lieben Briefe meist freundlich und witzig.

Der Brunnen wollte ihm anfangs nicht bekommen, es stellten sich allerlei Beschwerden, Wallungen, Zwickereien und Gelenkschmerzen ein. Bald legte sich das etwas, und wenn es wieder zu plagen anfing, so nannte das der Badearzt die vortreffliche Wirkung des Brunnens und war sehr zufrieden damit, daß der Kranke so vortrefflich reagire. Zu der körperlichen Verstimmtheit kam noch die traurige Aufregung, daß er einen alten Freund aus Berlin wenige Tage nach seiner Ankunft sterben sehen mußte. Mit rührender Ausführlichkeit beschreibt er dessen letzte Tage, dem er noch auf alle Weise Erheiterung und Zerstreuung verschafft hatte. Das Wetter war auch im Ganzen nicht günstig, unbeständig und oft kühl und naß, ein ächt Carlsbader Wetter; und sie reisten mit großem Behagen nach dem warmen und sonnigen Teplitz ab.

Ich will aus seinen Briefen Einiges anführen, das besser für sich und für ihn spricht als mein Resumé und Räsonnement. (20. Juni.) „Frage bei Pätsch (dem Hausarzte) an, ob es mir nicht zuträglicher sein werde, wenn ich nach beendigter Kur in Carlsbad eine Reise in den Thüringer Wald oder irgend sonst wohin mache. Wenn ich nach Teplitz gehen soll, so möchte ich dort Egerbrunnen trinken oder auch Kissinger oder auch gar nichts.“ (26. Juni.) „Der Brunnen sagt mir dies Jahr weniger zu als in den beiden früheren Jahren. Am Sonntage habe ich zuerst 2 Becher Sprudel und 4 Becher Mühlbrunnen getrunken, es haben sich aber Gichtschmerzen eingestellt, und der Arzt verlangt, daß ich in den nächsten Tagen nur Mühlbrunnen trinken soll. Heute haben sich meine Schmerzen ziemlich gelegt, ich habe aber doch nicht getrunken, weil ich durch ein längst vorhergesehenes und nun doch schneller als ich glaubte eingetretenes Ereigniß sehr erregt worden bin.“ u. s. w. Es folgt die Beschreibung jenes Todesfalls. (4. Julius.) Sanitätsbericht an den Berliner Hausarzt: „Ich habe bisher täglich 6 Becher Mühlbrunnen getrunken und erst seit 4 Tagen begonnen, statt eines Bechers Mühlbrunnen einen Becher Sprudel, täglich einen mehr, zu trinken. So bin ich gestern dahin gelangt, daß ich 4 Becher

Sprudel und 2 Becher Mühlbrunnen trinke. Dabei will ich nach der Vorschrift von P. auch bleiben, wiewohl Pr. hier der Meinung ist, daß mir 6 Becher Sprudel ohne Mühlbrunnen ganz heilsam sein würden. Wegen meiner Diät kannst Du den Doktor ganz beruhigen. Ich esse zu Mittag weniger als irgend einer meiner Tischgenossen, und Abends nichts als eine einfache Suppe. Wein trinke ich sehr mäßig, eine Flasche reicht für 4 bis 5 Tage aus; es ist sonderbar, daß der Wein mir nicht schmeckt; hätte ich eine Flasche 1846er von Balckenberg, sie würde mir besser munden. In Teplitz werde ich nach der Anordnung von P. Egerbrunnen trinken. Daß ich auch in Teplitz die Carlsbader Diät fortsetzen muß, weiß ich; vielleicht aber wäre ein Glas Oedenburger, den man in T. sehr gut hat, erlaubt. So viel von der langweiligen Kur." (5. Julius.) „Ich bin einen Tag ernstlich unwohl gewesen, es war aber nur eine Erkältung, und ein Thee von Lindenblüthe hat Alles wieder gut gemacht. Heute habe ich blos einen Becher Sprudel und 5 Becher Mühlbrunnen getrunken und ich werde mich überhaupt mehr dem Mühlbrunnen zuwenden." (11. Julius.) „Mit meinem Befinden geht es leidlich; ich bin nicht mehr so todmüde wie bisher, aber es schmeckt mir nichts, weder das Essen, was hier kein Wunder ist, noch die Cigarren, worüber Julius sich auch nicht wundern wird, noch der Mühlbrunnen, was Pätsch natürlich finden wird, noch endlich der Wein, was ich wirklich als das Wunderlichste aller Wunder ansehe." (11. Julius.) „Gestern hat mich mein Arzt besucht, er findet meinen Zustand sehr gut, er meint, meine Natur reagire vortrefflich gegen den Brunnen. Da werde ich freilich wohl ein Reactionär sein." (16. Julius.) „Der Brunnen hat mir ein Fieber zuwege gebracht, bei dem der Arzt es nicht für rathsam hält, daß ich die Trink-Kur fortsetze. Ich werde daher übermorgen den 18. von hier nach Teplitz fahren und hoffe dort mich zu erholen, denn hier hat mich die Kur und das Fieber, das jedoch seit gestern ganz gehoben ist, sehr heruntergebracht."

So viel über seine Kur und seinen Gesundheitszustand in Carlsbad. Am 19. Julius kam er zwar müde und körperlich sehr angegriffen

aber doch sonst wohlbehalten in Teplitz an und zog in das aus dem Jahre 1842 wohlbekannte Gürtlerbad. Er hatte sich nicht durch das Gerücht, daß in Teplitz die Cholera wüthe und Alles verjage, zurückschrecken lassen. Ihm war die Erde, waren die Menschen überall Gottes; und so trug er auch keine Besorgniß, so bald als möglich zu den Seinen nach Berlin, wo wirklich die Cholera grassirte, zu eilen. (5. August.) „Nach Onkels Rath länger auszubleiben, bis die Cholera sich etwas gelegt hat, fällt mir nicht ein. Wie lange würde ich da wegbleiben müssen! Der Jonas wollte dem Herrn entfliehen, da packte ihn der Wallfisch; und der König David meint, daß man selbst mit Flügeln der Morgenröthe dem Herrn nicht entfliehen könne. Da will ich also getrost hingehen, wohin ich gehöre, und mich mit der Hoffnung trösten, daß der Würgengel vor uns vorüber gehen wird." Ueber seine Kur und seinen Gesundheitszustand steht in den Teplitzer Briefen eigentlich nichts. Nur im letzten vom 8. August: „Mit meiner Gesundheit ginge es ziemlich, wenn ich nicht einen sehr bedenklichen Husten mitbrächte."

Es ist natürlich, daß sein körperlicher Zustand ihn lebhaft und unausgesetzt beschäftigte, aber er benahm ihm durchaus nicht den Sinn für Gegenwart und Gesellschaft. Daß er den Gedanken des Todes mit sich herumgetragen habe, könnte natürlich scheinen. Gewiß ist es, daß er, je näher er dem Tode war, desto weniger von ihm sprach, vielleicht um so eifriger auch die kleinste Lebenshoffnung nährte und ausbeutete. Er liebte das Leben wie jeder Mensch; er liebte es um so mehr, je höher er durch Bildung und fromme Gesinnung über Vielen stand. Ihm war das Reich Gottes auf Erden die irdische Vollkommenheit der sterblichen Menschennatur, und nach ihr trachtete er mit allen Kräften seiner Seele, und hatte erfolgreich und genug gewirkt, als die Nacht herankam, wo er nicht mehr wirken konnte. So konnte auch der körperliche Schmerz ihn nicht überwältigen, dem Leben Valet zu sagen, und bis in die Mitte seines letzten Schmerzenslagers blieb er selbst für sein Amt noch thätig.

In Carlsbad und Teplitz machte und unterhielt er zahlreiche und angenehme Badebekanntschaften, und von seinem geselligen Verkehre handelt er oft in seinen Briefen. Sub rosa giebt's immer einige Sarkasmen; das sind die Wahrheiten, die man den Leuten nicht gerade ins Gesicht sagen kann, die das Gesetz der guten Gesellschaft ins Kämmerlein des Herzens bannt, oder höchstens dem Briefgeheimniß anvertraut. Darum übergehe ich diesen Theil seiner Briefe; er war gern in Gesellschaft, aber auch gern zu Haus, und es war eine willkommene und wohlthätige Unterbrechung, wenn Regenwetter ihn zur Häuslichkeit nöthigte, und er seinen todmüden Körper den ganzen lieben Tag in aller Zurückgezogenheit und Bequemlichkeit hinstrecken konnte. Auch an politischen Ereignissen nahm er regen Antheil, die ungestörte Muße ließ ihn Alles klar und scharf erkennen, aber die krankhafte Verstimmung seines Körpers ließ ihn nicht Alles im rosenfarbenen Lichte sehen. Wie Diogenes von seiner Tonne, so schmählte er von seinem Carlsbader Stübchen aus auf die Hast, die Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit der menschlichen Natur.

Ueber die unregelmäßige Besorgung der Zeitung durch die östreichische Post hatte er vielfachen Aerger. (4. Julius.) „Die Zeitung vom 1. Julius erhielt ich etwas später und war schon recht böse, daß mein Auftrag nicht pünktlich besorgt sei; nun aber habe ich Julius als Belohnung für seine Pünktlichkeit einen Gulden Conventions-Münze ausgesetzt, was für hiesige Zustände ein ansehnlicher Rekompens ist." Er las fleißig darin und theilte oft seine Bemerkungen mit. (4. Julius.) „Der Vorstand des Vereins für deutsche Sprache in Potsdam ärgert sich über die vielen Fremdwörter, besonders aber über die Exuration des Lehrerstandes; das sei doch ein ganz barbarisches Wort, das in keinem Lexikon stehe. Nun wäre Exuration von exurere zwar nicht viel schlimmer als Referat; es soll aber Epuration heißen. Der Verfasser des Artikels hat p und x verwechselt, wie es dem Otto (seinem Enkel) wohl zuweilen begegnet. So etwas müßte man doch den Leuten vorhalten."

Aber auch mit ernsten und wissenschaftlichen Fragen beschäftigte er sich, wo sich irgend Gelegenheit bot, und er hatte durchaus die volle Schärfe seines Geistes und den vollen Willen. In einem der letzten Briefe heißt es: „Die Einlage magst Du nach Deinem Gefallen an Friedrich von Raumer befördern." Bald darauf erfolgte seine Rückkehr, und bald auch gab es ganz Anderes zu bedenken. Darum stehe diese Einlage als sein letztes opusculum hier:

„Zufällig komme ich hier in Carlsbad über den fünften Jahrgang Ihres historischen Taschenbuchs, in welchem der Aufsatz von Stieglitz über die Sage vom Dr. Faust steht. Stieglitz giebt die schon fehlerhaft geschriebene lateinische Inschrift zu dem einen Gemälde in Auerbachs Keller noch fehlerhafter wieder und überläßt die Erklärung derselben den Philologen; eine Anmerkung erwähnt verschiedene Erklärungen der angeblich durch barbarische Wörter entstellten Inschrift in dem Leipziger Tageblatt vom Jahre 1833."

„Es sollte mich wundern, wenn Niemand bemerkt hätte, daß diese Inschrift nach Beseitigung einiger unbedeutenden Schreibfehler (obgraegare statt obgraecare und asterat statt ast erat) ein vollständiges und fehlerfreies Distichon in gutem Latein ist. Das Distichon heißt:

Vive, bibe, obgraecare, memor Fausti hujus et hujus
Poenae; aderat claudo haec, ast erat ampla, gradu.

D. i.

Lebe, trink und sei ein Wüstling und gedenke an diesen Faust und dessen Strafe; sie kam langsames Schrittes, aber sie war groß."

„Der Faustus Socinus, dessen Stieglitz erwähnt, wird wohl einer der beiden bekannten Socini sein, welche in Polen die Gemeinden der Antitrinitarier oder Socinianer gegründet haben und von den Rechtgläubigen sicherlich als Teufelsgenossen angesehen worden sind. O. S."

Freilich war seine Körperkraft bald zu Ende und das machte

ihn verstimmt und unglücklich. (Vom 5. Julius.) „Lang genug ist der Brief, aber interessant ist er wenig; das schadet aber nicht; ich wollte, Ihr schriebt mir recht viel, wenn es auch langweilig wäre. Arbeiten kann man hier nicht; ich habe genug zu thun, wenn ich die Zeitung und ein Buch lese."

Und nun noch die Stellen, in denen sein Vaterherz spricht (20. Junius): „Wegen der Mittwoche habe ich bei meiner Abreise keine Bestimmung getroffen; dies will ich hiermit nachholen. Jeder Mittwoch wird mit 1 Thaler und jeder Sonntag, den Ihr bei mir hättet sein sollen, mit 1 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf. vergütet (2 Thlr. wäre offenbar zu viel). Nun, nehmt Eure Kinder recht in Acht, laßt sie nicht zu viel auf den Zimmerplatz gehen; Otto (damals 6½ Jahr alt) soll alle Tage eine volle Seite lesen und drei Reihen aus der Fibel abschreiben. Ich lege einen Brief für ihn bei; er muß ihn aber selbst zuerst lesen, und Ihr müßt ihm denselben versiegelt übergeben. Schreibt mir auch, was ich ihm wohl mitbringen soll." Das Briefchen ist mit lateinischen Buchstaben so sorgfältig geschrieben, daß selbst einmal ein d ausgestrichen ist, weil der Großvater sich beim Schreiben erinnerte, daß sein Enkel nur die Form d kenne; es ist überdies ein Musterbriefchen für ein Kind, dessen Lesekunst noch auf schwachen Füßen steht. (26. Junius.) „Ich freue mich, daß Ihr recht oft kleine Ausflüge macht, nehmt nur die beiden Jungen immer mit; sie sind bei Euch doch besser aufgehoben, als auf dem Zimmerplatz" (der hinter unseren zusammengränzenden Häusern lag). (4. Julius.) „Nun ein halbes Schock der schönsten Grüße an (folget eine Anzahl Freundesnamen) — den Otto, die Käthe, die Motte, auch die kleine Elisabeth könnt Ihr in meinem Namen etwas abküssen und abknautschen; ich bin sehr neugierig, was die Motte (Spitzname von seinem Enkel Eberhard) mir tuschen wird; sage ihr, mein Fuß thue mir nicht mehr weh; ich müsse hier aber sehr hungern. Was soll ich denn dem Otto mitbringen? Deine Reise nach Teplitz soll Dir nicht zu viel kosten, ich helfe schon nach." (11. Julius.) „Der Otto muß einen guten Riecher haben, in der That wollte ich Clara bitten, einen Wintermantel

machen zu lassen, den ich ihm schenken wollte. Nun bitte ich, kauft für ihn ein verschließbares Kästchen, in dem er seine Sachen aufbewahren kann, und ein halbes Dutzend recht zierlicher Schreibebücher. Für die andern wollen wir hier Kleinigkeiten kaufen, Kindes Hand ist bald gefüllt, und Ihr kennt ja meine alte Redensart: ich kann mich nicht von allem Gelde entblößen." (11. Julius.) „Darin geschieht mein Wille (nämlich im endlichen Reguliren der Zeitung); darin aber geschieht er nicht, daß Ihr so viel ausfliegt und einkehrt, und wenn Ihr meinen solltet, es sei doch eigentlich nur Einer, den das trifft, so mögt Ihr Dem gemeinschaftlich den Text lesen; ja, wenn ich mitausfliegen und miteinkehren könnte, dann wäre es noch etwas Anderes." (16. Julius.) „Nehmt die Kinder und Euch selbst recht in Acht; es ist hier so kühl, man kann wohl sagen, kalt, daß ich mich recht nach der wärmeren Luft und den warmen Bädern aus diesem Hungerthale hinwegsehne." (17. Julius.) „Den Hattenheimer könnt Ihr auf bessere Zeiten sparen; ich denke, daß noch ein Vorrath von Rothwein vorhanden ist, und im Herbst schickt a) der Vetter ein halbes und b) der große Unbekannte aus Bordeaux ein ganzes Oxhoft. Ihr könnt also immerhin von dem Rothwein nehmen, was Ihr braucht. — Mit dem Kästchen wird Clara wohl Recht haben; also für Otto einen Wintermantel, für die Motte ein Röckchen, Käthe muß bis zum 31. August (ihrem Geburtstage) warten und die Lisbeth, die ist bald zufrieden gestellt." (20. Julius aus Teplitz.) „Einem Briefe von Euch sehe ich mit Sehnsucht entgegen."

Der liebe Alte! er brauchte nicht lange zu warten; am 24. Julius früh war ich selbst bei ihm, nicht unangemeldet aber doch überraschend. Ich fand ihn im Bette; er war so eben aus dem Bade gekommen und sehr ermattet, seine treue Pflegerin war fröhlich und gesund. Meine Gegenwart wirkte in der That wohlthuend auf ihn, am zweiten Tage hatte ich ihn dahin gebracht, mit uns Kindern den Morgenkaffee auf der Schlackenburg zu trinken, was er noch niemals vorher und in den früheren Jahren gethan hatte. Leider, ich sage jetzt leider, damals freilich dachte ich nicht

daran, leider war ich, obwohl zu seiner Erheiterung ausdrücklich gekommen nicht immer um ihn. Er vermochte nicht unserem jugendlichen Ungestüm, unserer Spazierwuth überall hin zu folgen; aber er trieb uns selbst zum Ausgehen an, und er gönnte uns von Herzen die Luft und die Freiheit. Leider auch war mein Aufenthalt zu kurz; ich erwartete selbst Besuch, der aber länger ausblieb, und ich reiste eher zurück, als es nöthig war. Es sind aber unvergeßliche Tage des ungetrübtesten, innigsten Zusammenlebens, es ist nicht blos der letzte sonnenhelle Abschnitt sondern überhaupt ein Glanzpunkt in dem ganzen neunjährigen Verkehr mit meinem Schwiegervater. Wir waren eigentlich jetzt zu vollständiger gegenseitiger Anerkennung, vollständiger Klarheit, vollständiger Zusammengehörigkeit gelangt. Unsere Liebe zu einander war wo möglich noch gesteigert, und wir waren in der That ein Herz und eine Seele geworden. So wenigstens fühle ich, wenn ich jener Zeit gedenke, und daß er so gefühlt hat, das zeigt mir noch jetzt jedes Wort seiner Briefe.

Während ich in Teplitz war, ging es mit seinem Befinden leidlich; wir waren doch täglich mitsammen im Freien, gingen zu Mittag, ins Café, ins Theater. Und wenn er dann sein theures müdes Haupt zur Ruhe gelegt hatte und in dem ersten Schlafe sich gesund träumte, dann flogen wir lustigen Sommervögel noch einmal aus und schwelgten in Lindenduft und Mondesglanz. Denn das war ihm die zweite Freude, daß ich auch zur Kurzweil seiner treuen Pflegerin gekommen war und sie für die einsamen Tage vorher und nachher zu entschädigen mich bemühte. Sobald ich die Theuren verlassen und Berlin wieder sah, begann der Briefwechsel von Neuem. Während meiner elftägigen Anwesenheit hatte er es nur zu zwei Zeilen eines Grußes an seine Tochter Clara bringen können, das Weitere uns überlassend. Die letzten Briefe aus Teplitz beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Abreise und den Anordnungen für die Ankunft und den Empfang in Berlin. Der Gedanke der baldigen Erlösung machte ihn nur noch häuslicher, und seine Begleiterin mußte das schönste Wetter vom Zimmer aus mit ansehen, während er auf dem Sopha lag und schlief und dann freilich mitunter über schlaflose

Nächte klagte. Seine letzten Worte wie er meinte aus Teplitz (6. August) sind: „Meine Herzenskinder, lebt wohl, ohne Noth schreibe ich von hier aus nicht wieder. Ich hoffe, daß wir uns am Sonntag (11. August) froh und gesund wieder sehen. Behaltet lieb Euren treuen Vater O. S." Aber es war doch nicht der letzte; seine letzten Worte an uns sind vom 8. August: „Das war also noch nicht der letzte, wie Ihr seht. Da sitze ich im Prince de Ligne und warte auf Elisen, und weil die nicht kommt, so fällt mir's ein, an Euch zu schreiben. Zuerst herzlichen Dank für Deinen Brief, den wir heute von Dir erhalten haben; ich bin einige Tage in einiger Unruhe gewesen, weil ich immer daran dachte, was Ihr und die Kinder doch machen möchtet. — Das Franco auf dem letzten, vorletzten und jetzt vorvorletzten Briefe ist hier ausgestrichen worden, weil der Brief sonst nicht mehr hätte angenommen werden können. Ein Brief von uns ist schon 18 Kreuzer werth; dieser auch, denn ich kann ihn nicht frankiren und will allenfalls aufkommen für Schaden und Nachtheil." Nun kommen Anordnungen. „Es darf aber nicht später als 1½ Uhr gegessen werden. So wenig ich Appetit habe, so verlangt es mich doch sehr nach einem Mittagsessen im eigenen Hause und nach berlinischer Zubereitung u. s. w. Also Sonntag Mittag! Haltet Euch brav! Euer treuer Vater O. S."

Vor Jubel und Freude und vor dem Zujauchzen der Kinder und Enkel sahen wir freilich nicht, daß sein Aussehen nicht das eines Genesenen und Gestärkten war; auch später überhörte ich Stimmen, die da besorglich meinten, daß der Schulrath doch sehr angegriffen und gealtert aussähe. In dem täglichen Umgang und in der Freude des Zusammenseins merkt man Veränderungen und Verschlimmerungen kaum, ehe es zum Aeußersten kommt. Die ersten Wochen vergingen in anscheinendem Wohlsein, er sah die alten Bekannten und Freunde bei sich und versah sein Amt und begann wieder zu arbeiten. Aber es mußte doch rasch zur letzten Krankheit gehen. Erst bei der letzten Spazierfahrt durch den Thiergarten, die er wie gewöhnlich mit Kindern und Enkeln machte, bemerkte ich die vollkommene Ver-

änderung seiner Farbe und erschrak über die anders gewordenen Gesichtszüge.

Wenige Tage darauf, jene Spazierfahrt war, so viel ich mich erinnere, am letzten Sonntage des August, begann er das Haus zu hüten. Die Krankheit trat leise auf, und wir, die wir ihn schon oft in ähnlicher Weise hatten leiden sehen und wieder gesund werden, hatten nichts Arges dabei. Nach einigen Tagen, aber auch da dachten weder wir noch auch der Arzt an eine ernstliche Erkrankung, ließ er sein Bett aus dem kleineren und kühleren Hinterzimmer in das sonnige Wohnzimmer seiner Tochter bringen, und hielt sich nun auf dem Sopha und im Bette abwechselnd auf. Er empfing Besuche, erhielt nach wie vor seine Akten und stand noch auf alle Weise mit dem äußeren Leben in Berührung und Verbindung. Aber es ging unmerklich schwächer; wir kurzsichtigen und hoffnungsvollen und ungeduldigen Kinder sahen nur zu unserem Leidwesen, daß es nicht besser ging. Er versuchte zu rauchen, es schmeckte ihm nicht und es war keine Cigarre herauszufinden; er versuchte seinen besten Wein, er mundete nicht mehr, und mit dem Essen konnte man es ihm gar nicht recht machen.

Bald verschwanden auch die Akten von seinem Schmerzenslager; die Bücher, welche er zu lesen verlangt und versucht hatte, blieben unberührt. Er hörte auf mittheilsam und theilnehmend zu sein, er ward schweigsam und seine Rede beschränkte sich auf Klagen über namenlosen Schmerz im Leibe. Er verlangte nicht mehr nach den Enkeln, die er mit so unendlicher Liebe umfaßt hatte, und den Lieben, die sein Lager umstanden und ihn hülfreich bedienten, gab er kein Zeichen der Liebe.

Die letzten Wochen seiner Krankheit hatte ich Ferien, und ich konnte ohne Unterbrechung um ihn sein und seiner unermüdlichen Pflegerin, seiner Tochter Elise, helfen. Das gichtische Leiden war zur Wassersucht geworden. Er verbrachte seine Tage und Nächte in unsäglichem Schmerz und namenloser Angst. „Ich möchte so gern und hätte noch Manches mit Euch zu sprechen, aber ich kann vor Schmerzen nicht.“ So sprach er und weiter

nicht, aber oft sprach er so. Dann zeigte er wohl auf die Gegend der Herzgrube und beschrieb mit seinem Finger einen Kreis und klagte: „Hier, hier, wenn der Doktor das ausschneiden könnte!" Es war wohl die Stelle, wo das Wasser dem Herzen nahte und es beengte. Er war abwechselnd im Bette, auf dem Sopha und im Lehnstuhl; die durch den Andrang des Wassers verursachte Herzensangst ließ ihn nicht lange auf einem Flecke ruhig. Es war eine Geduldprobe für mich, ich wenigstens habe sie oft schlecht genug bestanden und möchte noch jetzt dem theuren Entschlafenen abbitten, daß ich nicht vollkommen seine Schmerzen und den Grund seiner Angst und Unruhe begreifen konnte.

Eigentlich lichte Momente, wo man hätte Hoffnung auf Genesung schöpfen können, hatte er nicht, und doch waren wir bei der kleinsten Regung freudenvoll bis zum Uebermuth. Eines Tages besonders, aber es war nicht lange vor dem Todestage, schien er uns lebendiger, er ließ sich von uns in dem Lehnstuhl vor den Spiegel rollen, um auch 'mal selber, wie er sagte, sein Gesicht zu sehen; dann kommandirte er uns, nach der Station Ofen ihn zu fahren. Wir waren außer uns vor Freude über dies Fünklein Humor, aber der Sonnenstrahl war sogleich hinter den trüben Wolken des Krankheitsernstes verschwunden.

Auch zu dem Unbedeutendsten greift der Mensch und klammert überall seine Hoffnung an. In diesen Tagen war eine Sendung edles Weines, die er vor zwei Jahren in Worms persönlich ausgesucht und bestellt hatte, angekommen. Wir hielten ihn für ein Lebenselixir und gaben ihm davon zu trinken. Er fand ihn zu feurig und mochte ihn nicht. Die Aerzte hatten wiederholt Bäder verordnet, um durch sie vielleicht Schweiß hervorzubringen; ich brachte ihn mit dem Vetter Heindorf in die Wanne und heraus; er war ein vollkommener ecce homo! Das Wasser sammelte sich in den Höhlungen und Furchen und wollte nicht heraus; er machte seinen Scherz darüber, es war aber ein Anblick zum Weinen. Ich hatte ihm täglich mehrere Male den Leib einzureiben, ich that es pünktlich und machte ihm rechte Schmerzen. Zuletzt machte ihm Alles Schmerzen, aber er

trug es geduldig, denn er war schon mit der anderen Welt beschäftigt, und mit seinen treuen Pflegern hatte er nichts mehr abzumachen. In den letzten Tagen wurde ihm auch das Wasser an den Beinen abgezapft; er äußerte keinen Schmerz; er hatte sich durchgelegen, und er seufzte nur leise, als des Arztes Hand die offene Wunde mit heilender Säure berührte.

Merkwürdig und ein Zeichen des ungeheuren körperlichen Schmerzes war es, daß er, obwohl bei vollkommener Besinnung bis zu seinem letzten Augenblicke, doch unfähig war zu sprechen, wenigstens zusammenhängend, wie er es so gern wollte, uns Kindern für unsere Zukunft noch so Manches mündlich zu hinterlassen. Das ist nun unwiederbringlich verloren, aber es wäre Vieles und Bedeutendes anders geworden und besser, wenn wir eine Idee von letztem Willen auch nur in einem mündlichen Lebewohl erhalten hätten. Aber auch zum Schreiben fehlte ihm die Kraft; das letzte Wort aus seiner Feder, aus dieser wunderbar begabten Feder war: Seciren!

Und es kam der Tag seiner Erlösung heran. Die Nacht vom 16. zum 17. Oktober war besonders unruhig; sein beständiger leiser Ruf war: hebt mich, hebt mich! Die Angst des herantretenden Wassers machte es, daß er immer höher liegen wollte. Gegen Morgen ward er ruhiger und blieb länger auf derselben Stelle liegen. Kurz vor Tagesanbruch sagte er, und das waren seine letzten Worte: Nun legt mich noch einmal ordentlich zurecht! Wir legten ihn auf die linke Seite mit dem Gesichte nach dem Fenster zu. Der Morgen brach an, es war der Morgen des 17. Oktober, seines Geburtstages, an dem er vor 67 Jahren in dem schlichten und frommen Pfarrhause zur Freude seiner Eltern und der Welt geboren ward. Sieh, Vater, sagte ich zu ihm, da bricht der Morgen an! Ich mochte nicht sagen oder ich konnte es vor Bewegung nicht: der Morgen Deines Geburtstages! Er hätte es ja doch nicht vernommen. Aber er richtete auf meine Worte seinen letzten Blick nach dem Fenster, und dann schloß er das liebe Auge für immer. Sein Athem war sanft, er war endlich aus seinen Schmerzen zur Ruhe durchgedrungen. Er lag so sanft und still, daß ich unmittelbar an seinem Haupte,

nur durch das Kopfkissen geschieden, in dieser feierlichen und heiligen Stille der eignen Ermüdung erliegend einschlummerte und erst von dem Onkel geweckt wurde, als der letzte Athemzug schon gethan war.

Wie ernst zwar und kummervoll, aber ruhig, geduldig und gottergeben sein Gesicht! Wie hatte sich auf den lieben Zügen gleichsam das Einverständniß mit dem Abscheiden von seinen Lieben und dem Eingehen zu anderer Freude verklärt! Ja, wer so stirbt, der stirbt wohl! Nicht umsonst hatte er auf seinem Schmerzenslager von seiner Tochter Elise sich sein Lieblingslied: O Haupt voll Blut und Wunden! recht oft vorlesen lassen; nicht umsonst die letzten Verse: Wenn ich einmal soll scheiden, und: Erscheine mir zum Schilde; so innig wie sie gelesen, so innig empfunden und zum letzten und stärksten Herzenstrost gemacht. So starb er im Aufblick zu seinem Erlöser, und sein Erlöser hatte alle Zweifel und Schmerzen, alles Zagen seiner irdischen Natur hinweggenommen und ihm seinen Uebergang ins Jenseits leicht und freudig bereitet.

Am 20. Oktober, es war an einem Sonnabend Nachmittags, ward er bestattet. Des Liedes: O Haupt 2c. erster und die beiden letzten Verse eröffneten und schlossen die Feier im Sterbehause. Der Prediger Sydow hatte den Text: Der Tag des Todes ist besser, denn der Tag der Geburt. Er hob beredt und wahr das Seltene einer solchen Natur hervor, wie sie sich in dem Verewigten nach allen Seiten zur herrlichsten Blüthe entfaltet hatte. Ein buntes Gemisch von Amtsgenossen, Freunden, Schülern, ein zahlreiches Gefolge der Berliner Lehrer geleitete ihn zu Grabe. Der Zug passirte die Klosterstraße, und aus dem lieben Kloster her ertönte von den Schülern: Ich bin ja, Herr, in Deiner Macht; bis die Letzten vorüber waren. Das waren die alten Klosterklänge, das war unendlich rührend und unendlich erfreulich! Unter Gesang und Gebet und in der Stille des freundlichsten Abendroths ward er auf dem Nikolai- und Marienkirchhofe am Prenzlauer Thore dem Schooße der Mutter Erde zurückgegeben. Hier ruht er an der Seite seiner Gattin; ein gemeinschaftlicher Epheuhügel deckt die

Theuren und ein einfaches Kreuz nennt ihre Namen dem müßigen Beschauer.

Giebt es auch wohl noch theilnehmende Beschauer, die da wallfahrten zu dem Grabe dieses Menschenfreundes und ihres Wohlthäters? Ich hoffe und glaube es, denn ich glaube, daß die Welt immer besser, also auch immer dankbarer wird.

Vier seiner Kinder ruhen dort auch; denn nach weniger als zwei Jahren folgte ihm seine ältere Tochter Clara, meine Ehefrau, ins Grab. Und so habe ich Alles, was mir lieb und theuer war im Leben, dort beisammen; aber ich lasse mir vergeblich vorreden, daß die Erinnerung an ein Glück auch ein Glück sei; sie ist wenigstens ein so bitteres und trübseliges Glück, daß ich lieber sagen möchte, der einzig unheilbare und darum namenlos unglücklich machende Schmerz ist die Erinnerung an ein verlornes Glück!

Zweiter Abschnitt.

Das Amt.

Für das Leben eines Beamten giebt es anscheinend sichere und unfehlbare Quellen, nämlich die über ihn und die namhaftesten Ereignisse seiner Amtsführung gesammelten Personalien. Die namhaftesten Ereignisse sind: Belobigungen, Gratifikationen, Gehaltszulagen, Ordensverleihungen, Beförderungen; später oder auch gleich von Anfang an gesellen sich zu diesen gehörig formulirten und zu den Akten geschriebenen Ereignissen, diesen Lebens-, Liebes- und Gnadenzeichen, die zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Zwecke eingereichten Urlaubsgesuche und deren Bewilligung. Hierher gehören denn auch die für einen Departementsrath alljährlich wiederkehrenden und eine einstweilige Vertretung erheischenden Dienst- und Inspektionsreisen. Gegen das Ende eines solchen Personalienbandes werden die Urlaubsgesuche für Badereisen häufiger, umfangreicher und dringlicher; der mürbe gewordene Körper des treuen Staatsdieners bedarf mehr und mehr einer längeren Ruhe und Erfrischung, und es ist außer diesen Badereisen schon von längerer Vertretung für andauernde Krankheiten, einem gleichsam unfreiwilligen Urlaub, die Rede; eines Tages, und das ist denn auch der letzten Aktenstücke eines, meldet dann der Nächste der Hinterbliebenen, daß der N. N. nach langen Leiden sanft und schmerzlos hinüber gegangen ist, oder auch, daß er durch einen plötzlichen Tod seiner trostlosen Familie und dem Staate entrissen ist. Alsdann pflegt gemeiniglich

noch ein Aktenstück, betreffend die Ansprüche der Erben auf das sogenannte Gnadenvierteljahr und deren Berechnung zu folgen, und Alles wird wohlgeheftet und paginirt zu den Personalien des betreffenden Collegiums gelegt und ruht daselbst fast so ungestört, als der Gestorbene, dem die Akten gelten, den müden Leib in der stillen Gruft ausruht.

Ich habe keine Bekanntschaft mit Akten und der Composition und dem Inhalte eines Aktenvolumens der Art, wie ich es ein normales nennen möchte; aber ich denke doch in der Schilderung nicht geirrt zu haben. Es steht darin lauter Liebes und Gutes, lauter Gesetzmäßiges und Erfreuliches, lauter Natürliches und Menschliches. Und dennoch giebt es für einen Dritten, dem die persönliche Bekanntschaft mit dem amtlich Approbirten und Belobten abgeht, keine unsicherere Quelle als gerade solche Personalien, in denen das Lob weder die Negation noch die Ausschließung des Tadels, die Zufriedenheit nicht das Kriterium der Tüchtigkeit, die Beförderung nicht die Belohnung der Anstrengung und Pflichttreue sein muß. Die einzelnen Personalienstücke, Verfügungen u. s. w. stehen in Raum und Zeit zu weit von einander, daß es unmöglich ist, durch Gedankenkombinationen die Lücken im Fluge auszufüllen, geschweige denn richtig zwischen den Zeilen zu lesen. Und so ist wenigstens Das unmöglich, daß man von all den günstigen Merkmalen und Bemerkungen solcher Personalien einen Rückschluß machen darf auf Glück, Befriedigung und Zufriedenheit des Individuums.

Und O. S.? Ja, dessen Personalien kenne ich, denn er hat sie selbst gesammelt und als ein Vermächtniß hinterlassen, Den habe ich persönlich so kennen gelernt, daß ich keiner fremden Vermittelung zwischen den einzelnen Aktenstücken bedarf, dessen Personalien sind freilich die sicherste Quelle für meine Darstellung. Aber eben diese Personalien sind durchaus keine normalen, keine der oben bezeichneten Art; sie sind wenigstens für den vierten Theil der Amtsdauer abnorm, und aus dem ruhigen Geleise eines amtlichen Stilllebens gewichen, verlieren sie in Breite und Länge das gewöhnliche Maß und Ziel, und über die mäßig grünen Ufer des

bescheidenen Lebensbächleins hinausgetrieben, überschwemmen sie mit trüben, unerquicklichen Fluthen Freund und Feind. Doch zeigen sie mir gerade in den Nachrichten über die ruhigen und ebenmäßigen Jahre, daß die Personalien von der bezeichneten normalmäßigen Art nicht anders sein können.

Ich spreche im Folgenden nur von dem Amte als Schulrath. Was ich von der Professur in Stargard und am Grauen Kloster zu sagen wußte, habe ich in dem ersten Theile niedergeschrieben; ich habe auch dort die Gründe angegeben, warum ich den Lehrer weniger als den Beamten vom Menschen zu scheiden weiß. Endlich ist während jener 15 Jahre am Kloster vergleichungsweise nur Erfreuliches und Herzerfreuendes geschehen und erlebt. Darum beginne ich meine Erzählung gleich mit dem Jahre 1826.

Die ganze Amtsdauer von 23 Jahren, nämlich vom Herbste 1826 bis zum Herbste 1849, läßt sich in zwei ziemlich gleiche Hälften scheiden, die als gemeinschaftliche Gränze das Jahr 1838 haben. Bis dahin geht Alles mit geringer Ausnahme normal, und die Personalien sprechen nur und oft genug von Anerkennung aller Art; von da ab hebt aber eine Correspondenz an, wie sie ihres Gleichen kaum noch haben dürfte, und das ist die abnorme und traurige Seite dieser Personalien.

Ursprünglich zum Provinzial-Schulrath für das Volksschulwesen berufen, hatte O. S. bis zum Jahre 1832 (die neue Geschäftsvertheilung war vom 22. Juli 1833), wo der vom Rhein berufene Fr. Lange, der Uebersetzer Herodots, eintrat, doch vorzugsweise mit den Gymnasien zu schaffen, und selbst nach dem Eintritt des neuen Schulraths noch bis zum 1. Januar 1838 die Bearbeitung der Angelegenheiten des Joachimsthalschen und Französischen Gymnasiums (Verfügung des Ober-Präsidenten vom 16. September 1837). Von da ab hatte er mit Ausnahme der Gymnasien und der mit dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium unmittelbar verbundenen Anstalten alle übrigen bürgerlichen Bildungsstätten in seinem Departement. Obgleich für die beiden genannten Gymnasien fünf andere Anstalten: das Blinden-Institut, Schindler'sche Waisenhaus, Luisen-Stift,

Wadzecks-Anstalt, Cauer'sche Anstalt zu Charlottenburg, seiner Beaufsichtigung übertragen wurden, so war der Umfang seiner Geschäfte doch kaum so beträchtlich als bei seinem Amtsantritt, wo er auch die Externa der ihm übergebenen Anstalten zu bearbeiten hatte.

Die Fülle und der Umfang der amtlichen Pflichten waren ihm gerade recht, denn er war mit der Vollkraft des Wissens, Wollens und Könnens in seinen neuen Beruf getreten, und selbst gewaltsame und plötzliche Unterbrechungen, wie die schon erwähnte erhebliche Verletzung des rechten Arms durch einen unglücklichen Fall (13. Februar 1830), hemmten seine Thätigkeit kaum, da er sofort Rath zu schaffen wußte, um die Geschäfte ungestört fortzuleiten. Und wenn irgend Einer, so hatte er den im Spätherbst 1833 bewilligten Urlaub und die Unterstützung zu der pädagogischen Erholungsreise unter der gedoppelten Last der Geschäfte und Arbeiten nach dem Tode des Wirkl. Ober-Consistorialraths Nolte gar redlich und recht sauer verdient. Er war ja Einer der Auserwählten, welche selbst äußeren Druck und äußere Noth zwar schmerzlich fühlten und menschlich beklagten, aber durch innere Erhebung und durch erhöhte Spannung der Seele und des Geistes, freilich auf Kosten der nicht stichhaltigen, schwächlichen Menschennatur paralysirten. Um wie viel größer also und erhöhter war seine Arbeitskraft und Arbeitsfreude in dieser ersten Hälfte, wo es mit Allem, selbst mit der Lebenskraft noch ungehindert und lustig bergauf zu gehen schien.

Vom Jahre 1838 an, in der zweiten Hälfte seines Amtes, war der Umfang seiner amtlichen Thätigkeit im Ganzen derselbe geblieben; er hatte freilich das Decernat über das Berlinische Seminar für Stadtschulen aufgeben müssen, aber die an diese Entziehung sich anreihenden außerordentlichen und nicht etatsmäßigen Schreibereien wogen recht reichlich den eventuellen Zeitgewinn auf. Aber das Amt begann mit seiner Last ihn zu erdrücken, und es ging mit Allem, nur nicht mit seinem ewig jungen Geiste, bergab und schnell und schneller zu Ende.

Nach dieser ganz allgemeinen Skizzirung seines Amtes als Provinzial-Schulrath sind es nun hauptsächlich drei Fragen, die ich

μάλ' ἀτρεκέως, d. h. quellenmäßig und objektiv zu beantworten gedenke, Fragen, die man an und über jedes Beamtenleben thun sollte, in welche auch die Antwort wie in einen fleckenlos glänzenden und treu zurückstrahlenden Spiegel schauen müßte. Es sind die Fragen, die, je leuchtender ein Meteor war, um so weiter her gethan werden, die aber in seiner Sphäre auch an den unbedeutendsten Ephemeren ergehen; Fragen, die in unendlicher Abstufung und Modifikation eigentlich an jedes Alter und jeden Stand irgend einmal im Leben anklopfen. Die erste aber lautet: Was hat er in seinem Amte geleistet? Wie war er in seiner amtlichen Stellung, und wie machte und gestaltete er sie? heißt die andere Frage, und die dritte endlich: Welches war der Erfolg seiner amtlichen Leistungen?

Wie ich es jetzt überschaue, erschöpfen diese drei Fragen das Nothwendige und Wissenswerthe, und ich denke auch, daß sie prägnant genug und selbständig sind. Die Antwort auf die erste wird also vom Positivsten und Erquicklichsten handeln, nämlich vom Genie und seinen Früchten, und da wird es mit ihr glatt und rasch und unzweideutig gehen. Bei der zweiten freilich giebt's viel und mancherlei Antwort auf einmal und durcheinander, und somit könnte sie fast ungenau gestellt scheinen; aber sie ist doch einfach und präzis, und ich wollte nur nicht grob und etwa so fragen: Wie betrug er sich in seinem Amte? Die dritte endlich, — nun mit der ist am Ende gar nicht fertig zu werden, und doch will auch sie nur einfach hinaus, und ich wollte nur wieder nicht so kaufmännisch und eigensüchtig fragen: Welches war der Lohn seiner Bestrebungen? Denn das wäre ja noch unbestimmter, und es käme mit Recht Einer und fragte: welchen Lohn meinst du denn? den geistigen oder den leiblichen? und ich wüßte wahrhaftig im ersten Augenblick nicht welchen? und müßte ihn getrösten, die ausführliche Antwort abzuwarten. Oder es käme noch ein Anderer und fragte: meinst du etwa den Lohn der Welt? und du weißt nicht, daß die Welt immer mit Undank lohnt, und thust so unnütze Fragen? und ich wüßte wahrhaftig weder Ja noch Nein zu sagen, denn ich vermöchte nicht die Welt

gradezu des Undanks anzuklagen, und müßte ihn wieder bitten: Wart's ab, Lieber, ich will dir nachher schon gerecht werden!

So also denke ich diplomatisch gewesen zu sein und will's dafür nachher wieder gut machen, daß Niemand Veranlassung noch auch Lust habe, noch mehr zwischen den Zeilen zu suchen.

Getrost nun zur wichtigsten und erfreulichsten Antwort auf die erste Frage: Was hat O. S. in seinem Amte geleistet?

O. S. war vom Gymnasium in das Amt eines Provinzial-Schulraths berufen worden. Er selbst spricht darüber einige Worte gelegentlich in einer Rezension eines wunderlichen Buches des ehemaligen Seminar-Direktors zu Weißenfels, nachherigen Pfarrers zu Elbei, Dr. Harnisch: „Der jetzige Standpunkt des gesammten preußischen Volksschulwesens" ꝛc. (Schulbl. J. 1845 S. 198 ff.). Mit Schonung und Humor widerlegt er dessen Ansicht von der Unwissenheit der ehemaligen Gymnasiallehrer in Allem, was das Volksschulwesen betreffe, grade an den Beispielen, die derselbe theils nennt, theils andeutend errathen läßt. Von sich selbst aber schreibt er (S. 214): „Da ich selbst unmittelbar vom Gymnasium in mein jetziges Verhältniß eingetreten und also gewissermaßen Partei bin, so will ich die Sache (mit der absoluten Fähigkeit und Unfähigkeit) nicht weiter ausführen, sie erledigt sich auch für jeden Verständigen von selber. Es ist weder ein Seminar-Direktor vorzugsweise geeignet, noch ein Gymnasial-Lehrer der Regel nach ungeeignet, als Schulrath im Volksschulwesen zu arbeiten; jenem geht oft der freie Blick für das Ganze und namentlich für das höhere Schulwesen, das mit dem Volksschulwesen doch in einiger Verbindung steht, mehr oder weniger ab; dieser ist oft in den Kreis des Gymnasial-Unterrichts so fest gebannt, daß er sich in andern Kreisen nicht mehr zurecht finden kann, obwohl einem wahrhaft tüchtigen Gymnasial-Lehrer auch das Volksschulwesen nicht ganz fern stehen sollte. Es kommt daher wenig darauf an, aus welchem Stande der Regierungs-Schulrath gewählt wird, aber darauf kommt es an, daß er über-

haupt Kenntnisse vom Schulwesen und pädagogische Einsicht, daß er Anstelligkeit in Geschäften und die Gabe sich leicht zu orientiren besitze, vor allen Dingen aber, daß er für das Volk und das Volksschulwesen ein rechtes Herz habe." In der Duplik auf des Herrn Harnisch Replik — man könnte diese Duplik eine Vorbotin der „Abgedrungenen Erklärung" vom Jahre 1848 nennen — klingt S. 4 derselbe Gedanke wieder an (1846, Nicolai.), und es sind überhaupt diese beiden Schriftstücke, jene Rezension und die zweite Antwort auf das Sendschreiben des Pfarrers zu Elbei, für die Selbstdarstellung seiner amtlichen Thätigkeit die wichtigsten Dokumente. Er mußte durch die Indiskretion und die Persönlichkeiten jenes „Standpunktes" und seiner Vertheidigung herausgefordert und gezwungen Mancherlei zu selbsteigener Rechtfertigung über seine Person und seine eigenen Verhältnisse sprechen; er that es mit Widerstreben und so kurz wie möglich: „Aber der Standpunkt des Herrn Harnisch hat mich wohl angesteckt. Ich fange an, von mir selber zu reden; es ist Zeit, daß ich schließe." (J. 1845. S. 224.) (Vergl. Duplik S. 6.)

Doch um den Grad und die Größe seiner Leistungen und Schöpfungen in seinem Amte als Schulrath richtig bemessen zu können, dürfte ein Rückblick in die nächste Vergangenheit und eine Charakteristik des Zeitpunktes, in welchem er eintrat, nothwendig sein.

Drei Gesichtspunkte sind es, von denen aus man das geistige Leben eines Staates betrachten und zu einem einigermaßen erschöpfenden Resultate gelangen kann: das politische Leben, die Gesetzgebung und das wissenschaftliche Leben. Sind diese drei Faktoren des geistigen Staatslebens, die man unbedingt und zu jeder Zeit als Herren und Beherrscher des materiellen Staatslebens ansehen muß und findet, sind diese eins und unzertrennlich und in bewußter Gemeinschaft und gemeinsamer Thätigkeit, oder fördert jeder an seinem Theile und in seiner Sphäre und zieht jeder unbekümmert um den andern oder hemmt auch an dem stetig fortrollenden Wagen der Zeit? — Das ist eine inhaltschwere Frage, und ich will ihr

lieber gleich mit dem Faktischen antworten. Man ist bekanntlich durch die Bemühungen der Philosophie zu dem Glauben, ich kann nicht sagen zu der Gewißheit gelangt, daß, wie jede jüngere Philosophie die Spitze und das Produkt aller früheren philosophischen Systeme sein soll, daß so auch die Gegenwart überhaupt die natürliche und nothwendige Folge der Vergangenheit, also auch im Vergleich zu allem Früheren das jedesmal Höchste und die Krone und Spitze des bis dahin vom Menschengeiste Errungenen sei. Für alles Technische im weitesten Sinne und Umfange bedarf dieser Satz keines Beweises, denn Nichts schreitet so sicher und unaufhaltsam vorwärts als das Technische, Nichts überflügelt und vernichtet die Vergangenheit faktisch so unwiderstehlich als das Technische. In der reinen Wissenschaft im weitesten Umfange kann es nicht anders sein, und es geht ohne Unterlaß fort in das für das sterbliche Menschenauge Ungeheure und Unendliche und läßt sich durch kein Edikt bannen zum Einhalten und zur Umkehr — und ist und bleibt am Ende doch, und das sollte doch ein gewisser Trost für die Aengstlichen und Kleinherzigen sein, gegen das Ewige nur eitel Stückwerk und Armseligkeit. Aber die Wissenschaft im Dienste des Staates, in ihrer ephemeren und praktischen Nutzanwendung zum Wohle des jedesmal beliebten Gesellschaftszustandes, die Wissenschaft im Dienste der Mode? Nun, die muß freilich allerlei Gewand tragen, bald Schnürbrust und Uniform, bald griechischen Faltenwurf, bald schön und duftig glänzendes Haupthaar, bald Puderzopf und Perrücke, traurig oder lachend, heuchlerisch oder offen, versteckt oder ehrlich einhergehen, wie es der jeweilig herrschende und zwingende Zeitgeist verlangt. — Und doch ist die praktische Wissenschaft in all ihren Manifestationen nur und immer nur ein Sendling der wahren Wissenschaft, und sie mag noch so wunderbar sich gebärden und ihren Ursprung und ihren Grund verläugnen: von ihrem ewigen Fundamente kann sie sich doch nicht ablösen und nur, was unwesentlich und augenblicklich, so recht eigentlich praktisch an ihr war, das verwittert und verweset, und das Innerste, das ewige Wahre, d. i. der Wille, der das Höchste und die Vereinigung mit

dem Höchsten sucht, das bleibt als immergrünes Blatt der unsterblich blühenden Wissenschaft. Darum endlich ist auch die praktische Wissenschaft in stetem Fluß und Fortschritt, und alle Hemmnisse und alles Schädliche und für den Einzelnen Schmerzliche, es ist gering, ein winziger und bald verschwindender Fleck an einem sonst reinen und gelungenen Bilde. Und wären wir Menschenkinder nicht so unendlich kurzsichtig, so ängstlich und eigensinnig, wie ganz anders und ruhiger und besser würden wir die Erscheinungen im staatlichen Leben betrachten und würdigen, die uns zur Ungebühr peinigen und verstimmen. Nicht als ob die menschlichen Urheber politischer Lebensregungen unfehlbar und nur nicht von Allen begriffen und verstanden wären — nein, die gewisse Zuversicht mag uns trösten und über Alles hinwegbringen, daß sie selbst, wie auch wir, nur Kinder und Schüler der Zeit sind und nicht anders können und ihr gehorchen müssen.

Die drei Faktoren also, das politische Leben, d. h. das äußere Verhältniß von Staat zu Staat und Volk zu Volk, die Gesetzgebung, d. h. die Wissenschaft im Dienste des Staates, und die Wissenschaft an sich, d. h. das wissenschaftliche Leben und Forschen ohne äußere Rücksicht und ohne äußere Verbindung mit dem besonderen staatlichen Leben; diese drei Faktoren sind in der That innerlich vereinigt und unzertrennlich, und die Wissenschaft ist das perpetuum mobile, das Alles durchdringt, hebt, wieder gut macht, hemmt und modifizirt und das schließlich dafür sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. — Aeußerlich aber trennt sich die Wissenschaft scheinbar von den beiden andern Faktoren und thut vornehm und fremd gegen ihre nicht ebenbürtige Schwester, die Praxis, und mit dem politischen Leben will sie nun gar nichts zu schaffen haben und flüchtet sich vor dem Alltagsleben in die lichten Räume und Höhen, wo sie dem Ewigen näher zu sein glaubt. Aber sie thut Unrecht und bereut es bald; sie verliert den Pfad, sie wird unsicher und unstät, je weiter sie allein vorwärts dringt, und sie muß zurück auf die platte Erde und ins Alltagsleben, und sie fühlt alsogleich, daß sie der Antäus ist und daß sie nicht über das gewöhnlichste Stücklein Erde und den

gewöhnlichsten Erdensohn hinwegsehen und hinwegeilen darf, ohne ihren Stab, ohne ihre Kraft und ihren Inhalt zu verlieren.

Aeußerlich also will es auch in unserem engeren Vaterlande, wie wohl überall in der Welt, scheinen, als überflügele die Wissenschaft seit lange und zu bestimmten Zeiten ganz besonders die Gesetzgebung, als laufe, um mit anderen Begriffen zu reden, die Theorie der Praxis so weit voraus, daß sie kaum mehr das ängstlich nachgerufene Halt ein! und Kehr' um! vernehmen könne. Aber es hat freilich keine Noth damit und die Einigung muß immer von Zeit zu Zeit geschehen, entweder daß die Praxis ihren bequemen Schritt beflügelt oder die Theorie geduldig wartet.

Die Principia regulativa oder der General-Schulen-Plan vom 30. Juli 1736 wurden durch die Verordnung vom 30. November 1840 neu und auf so lange bestätigt, „bis etwa durch die im Zusatze 215 des Ostpreuß. Prov.-Rechts im Jahre 1802 verheißene Schulordnung eine andere allgemeine Einrichtung für das Land-Schulwesen getroffen sein wird". In mehr als einem Jahrhundert also und gerade in dem der vermeintlichen und der wirklichen Aufklärung war man nur zu dem § 2 jener Verordnung gekommen, der so lautet: „Hat sich durch Vertrag oder verjährtes Herkommen eine vom Inhalte der gedachten Principien und der dieselben abändernden und ergänzenden späteren Bestimmungen (namentlich des Rescripts vom 29. October 1741 und des Reglements vom 2. Januar 1743) abweichende Norm gebildet, so hat es dabei sein Bewenden." Natürlich sind darunter Bestimmungen gemeint, wie jene aus den Princ. Regul. Nr. 10: „Ist der Schulmeister ein Handwerker, kann er sich schon ernähren; ist er keiner, wird ihm erlaubt, in der Erndte 9 Wochen auf Tagelohn zu gehen." S. Heckert, Schulgesetzgebung Preußens. In Beckedorff's Jahrb. (Bd. 2 S. 48) steht nur 6 Wochen. Ein Beitrag für die Philologie späterer Jahrhunderte. Welcherlei Handwerke übrigens das Küster- und Schullehreramt nicht ausschlossen, besagt ein früheres Patent vom 10. November 1722, nach welchem außer Schneidern, Leinwebern, Schmieden, Radmachern und Zimmerleuten sonst keine anderen Handwerker zu

Küstern und Schulmeistern angenommen werden sollen. — Die Schneider scheinen geborene Schulmeister zu sein, das Rescript vom 17. September 1738 verordnet, daß außer Küstern und Schulmeistern gar kein Schneider auf dem platten Lande geduldet werden soll.

Während jene Principia regulativa für die äußere Stellung der Schullehrer gelten, organisirt das General-Landschulen-Reglement vom 12. August 1763 daneben auch Form, Umfang und Leistung der Landschulen, und erst nach 90 Jahren und vor ganz kurzer Zeit ist durch „die drei Regulative vom 1. 2. und 3. October 1854" nicht gerade ein Pendant zu der Verordnung vom Jahre 1840, sondern eben zu jenem General-Landschulen-Reglement ans Licht getreten; d. h. wir haben erst nach beinahe einem Jahrhundert ein neues Regulativ für die Technik der Landschullehrer, das zugleich die Seminarien, die Präparanden-Anstalten und die städtischen Elementarschulen in gesonderten Verordnungen umfaßt.

Eine Parallele zwischen jenem General-Landschulen-Reglement von 1763 und seiner späteren Ausführung durch die Anweisung für die Schullehrer in den Land- und niedern Stadtschulen zu zweckmäßiger Besorgung des Unterrichts der ihnen anvertrauten Jugend vom 16. December 1794 (Heckert, S. 99) und diesen drei Regulativen von 1854, und der Nachweis, in welcher Weise das Streben und der Fleiß eines ganzen Jahrhunderts benutzt worden und beachtet ist, dürften hier um so weniger eine Stelle finden, als der theure Mann, dem diese Zeilen gelten, schon ein Jahrfünf vor der Publikation dieser Regulative in die ewige Heimath zurückgekehrt ist, in welcher es Gottlob keiner Regulative mehr bedarf. Indessen will ich doch auf einige Punkte aufmerksam machen, um zu zeigen, daß ein Jahrhundert in der Culturgeschichte eines Volkes und für die wirkliche Geistesbildung nur ein Moment ist.

Die Regulative nämlich von 1854 und namentlich das dritte über die einklassigen Elementarschulen unterscheidet sich von jenem General-Landschulen-Reglement von 1763 nur durch das modernere Gewand der Darstellung; der Inhalt, d. h. die Anforderungen an Lehrer und Schüler sind dieselben. Hier wie dort sind die Unterrichts-

gegenstände: Religion, Lesen und Schreiben, Rechnen, Gesang (vergl. §§ 18 und 19 des G.-L.-S.-Reglem. und § 1 der Anweisung von 1794). Die Stellung und die Pflichten des Schullehrers dürften sogar im Jahre 1763 noch eindringlicher und bestimmter und in den Jahren 1763 und 1794 noch frommer und demüthiger bezeichnet sein als im Jahre 1854. Ich verweise vornehmlich auf §§ 12, 14, und 20 und besonders auf § 17 des Reglements, und auf §§ 2, 4, 8, 9 und 14 der Anweisung von 1794. In § 20 ist von den zu gebrauchenden Lehrbüchern die Rede, und da sind freilich diese Lehrmittel noch einfacher und beschränkter, als es heut zu Tage sein kann. Das Reglement von 1763 gleichwie die Anweisung von 1794 will dem Volke einen geordneten volksmäßigen Unterricht verleihen, und es ist ein entschiedener Fortschritt in der Volkspädagogik, daß Jeder seinen Antheil Bildung bekommen soll.

Seitdem ist die Volksbildung ausgesprochenes Staatsprinzip geblieben; aber die armselige Art seiner Ausführung und Verwirklichung trat besonders grell hervor in Preußens Unglücksjahren, und es war für Volksbildung leider mehr gesagt als geschehen. Und daß das Volk sich nicht zur Schule und zum geordneten Unterricht drängte, beweisen die Verfügungen vom 1. Januar 1769 und vom 15. Januar 1788, in welchen die Eltern vermahnt werden und angehalten werden sollen, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Seitdem also hat es an Einzelreformen und Einzelgesetzen nicht gefehlt; es ist für Volksbildung unermeßlich viel geschrieben, gesprochen, geeifert; unermeßlich viel auch gelehrt und falsch gelehrt und, Dank der trägen Masse des Volkes, tauben Ohren geprediget.

Da erscheinen als Resultat einer hundert- oder meinetwegen dreihundertjährigen Bemühung die drei Regulative von 1854, wahrlich kein Fortschritt in der Volkspädagogik im Sinne jener halbgelehrten Schulmänner, sondern ein durchdringender Haltruf zur Umkehr.

Ob ich mit dieser Umkehr einverstanden bin, das wird sich aus der folgenden Darstellung von selbst ergeben. Es ist klar, daß die Regulative in jedem Abschnitte dieses Thema predigen:

„Du, preußisches Volk, sollst an der sogenannten Civilisation und all ihren Früchten und Vortheilen nur mitgenießend und wenn mitwirkend, dann mechanisch und unbewußt mitwirkend theilnehmen; du sollst nie fragen Wie? und Warum? und Woher? und Wozu? und wenn du so frägst, so sollst du nur eine Antwort darauf wissen: Christus das *A* und das Ω, und die Gnade Gottes in Ihm der Ursprung aller Civilisation."

Und das muß auch der Gedanke des großen Friedrich gewesen sein, nämlich, daß ein bestimmtes und beschränktes Maß von Bildung dem Volke geboten werden müsse, daß es die Vortheile der höheren Bildung und die Gaben höherer Cultur mitbewundern und mitgenießen, nicht aber mitbegreifen dürfe.

Jenes von Hecker verfaßte, von Friedrich eigenhändig verbesserte Reglement von 1763 ist neben dem früheren vom 2. Januar 1743 und den späteren ergänzenden Bestimmungen aus den Jahren 1765, 1768, 1771, 1773, 1776 u. s. w. (vergl. außer Mylius auch Preuß, Friedrich der Große Bd. 3 S. 113 fgg.) ein hinlänglicher Beweis für des großen Königs ernsten, besonnenen und nachhaltigen Willen, die heilige Sache des Volksunterrichts zu fördern, und alle Verunglimpfungen, die er in dieser Beziehung von der kleinen und engherzigen Mit- und Nachwelt erfahren hat, gleiten von ihm ab und fallen seiner Zeit und seinem Volke selber zur Last. Wer vermag ihn denn gänzlicher Verkennung der Volksbildung und ihrer Bedürfnisse zu zeihen, wenn er, der 21 Jahre früher durch die Resolution vom 9. Juli 1758 festgesetzt, daß Schulmeister- und Küsterstellen nicht zu den mit Invaliden zu besetzenden kleinen Bedienungen gerechnet werden sollten, wenn er (C.-O. vom 31. Juli 1779) gediente Soldaten, wenn sie mores hatten und lesen, rechnen und schreiben konnten, als Schulmeister anzustellen befahl? Die C.-O. Sr. Maj. des jetzt regierenden Königs vom 16. Mai 1844 verhält sich zu dem Befehle Friedrichs des Zweiten wie die Regulative von 1854 zu dem General-Landschulen-Reglement, und es wird nach aber 50 oder 100 Jahren in ähnlichen Befehlen und Reglements

das Bewußtsein der Regierung von Neuem formulirt und ausgesprochen werden, daß für die Volksbildung eine bestimmte Gränze innezuhalten sei, deren Ueberschreitung ins Maßlose, den Staatszwecken Zuwiderlaufende, schlechthin Staatsgefährliche führt oder stürzt.

Ich habe die Gränze bezeichnet, innerhalb welcher die Betrachtung des Preußischen Schulwesens bleiben muß, in welcher natürlich auch das Leben von D. S. liegt. Ich will nur noch kurz die wichtigsten Ereignisse in der Schulgesetzgebung und in der Schulwissenschaft bis zum Jahre 1826 hin zusammenfassen.

Das erste und relativ wichtigste Ereigniß ist die Gründung von Schullehrer-Seminarien, zunächst des im Jahre 1748 (s. Das Potsdamer Seminar und seine Jubelfeier. Schulbl. 1848 S. 719 fgg.) durch Hecker, den Gründer der Realschule, und zwar in Verbindung mit dieser. Halberstadt, Magdeburg, Stettin erhielten während der Regierung Friedrichs II. Seminare; das Bedürfniß nach einem technisch gebildeten Schullehrerstande hatte sich Bahn gebrochen und die Mittel gefunden (Preuß a. a. O. S. 117). Die beiden berühmten Aktenstücke unter Friedrich Wilhelm II., nämlich: die Instruktion für das Ober-Schul-Collegium vom 22. Februar 1787 und das Edikt, die Religions-Verfassung in den preußischen Staaten betreffend, vom 9. Juli 1788, erscheinen heute zwar, als wären sie ohne faktisch nachweisbaren Einfluß auf Gestaltung und Förderung des Elementar-Schulwesens geblieben, und es wird ihnen in der That auch nicht viel besser ergangen sein, als den Bestrebungen der Regierung Friedrichs II.: aber sie sind als Zeichen der Zeit und als Vorzeichen für ähnliche Zeiten von besonderer Wichtigkeit, und wie das Religions-Edikt auf das General-Landschulen-Reglement, so wird in minder kurzem Zwischenraum auf die Regulative von 1854 ein in vieler Beziehung gewiß heilsam restringirendes neues Religions-Edikt folgen. Und daneben geht die Civilisation unaufhaltsam vorwärts und paralysirt auch jedes neue Edikt, bis sie, selbst Edikt, weder der Hemmung mehr noch der Aufmunterung bedürfen wird.

Neben den Seminarien wurden andere Schulen für andere Lebenszwecke errichtet, so durch C.-O. vom 27. Juni 1800 die Organisation der Kunst- und Handwerksschulen befohlen. Das ohne Zweifel wichtigste Ereigniß aber für die Geschichte und Entwicklung des Schulwesens war die Städteordnung vom 19. November 1808, welche die städtischen Schulen unter die Aufsicht und Verwaltung der städtischen Behörden und besonderer Schul-Deputationen brachte, deren spezielle Organisation durch das Rescript vom 26. Juni 1811: Verordnung für die Schul-Deputationen nach der Städte-Ordnung, veranlaßt wurde. (Vergl. dazu das Rescript vom 27. November 1823.)

Auch die äußere Lage der Schullehrer ward Gegenstand besonderer Sorgfalt, wie die C.-O. vom 28. September 1810 und, in Bezug auf Befreiung von Communallasten, die C.-O. vom 13. September 1815, 11. März 1816 und 30. Januar 1817, imgleichen die Berechtigung und Verpflichtung zum Beitritt zur Allgemeinen Wittwenkasse (vom 10. October 1816, 22. August 1817, 3. September 1817) bezeugen. Die besondere Leitung indeß durch eine technische Schulverwaltungs-Behörde von Seiten des Staates trat erst 1825 ins Leben; die Instruktion für die durch das Gesetz vom 30. April 1815 angeordneten Provinzial-Consistorien vom 23. October 1817 schreibt den Consistorien das Recht der Verfügung in Schulsachen (§ 11) zu, und hieher dürfen wir auch die Verordnung vom 22. April 1823 über die Schulinspektion durch die Superintendenten ziehen; während die Provinzial-Regierungen (Instruktion vom 23. October 1817) die Verwaltung der Schulangelegenheiten haben.

Die eigentliche Ernennung einer technischen Schulbehörde, des Provinzial-Schul-Collegiums, erfolgte also erst im Jahre 1825. Bis dahin war noch mancherlei Erfreuliches für das Schulwesen und seine nächsten Vertreter, die Schullehrer, geschehen, was man im Allgemeinen in den Gedanken zusammenfassen kann, daß die Gesetzgebung die Schullehrer als Staatsbürger anerkannte und schon seit geraumer Zeit auf einen besondern Schullehrerstand hinarbeitete,

dessen wirkliches Auftreten als Stand auch durch den guten Willen der Behörden für Sicherstellung der äußeren Lage und Verbesserung des Einkommens bezeichnet ward. Dahin gehört außer den oben angeführten C.-O. das Gesetz vom 11. Juli 1822 über die Befreiung der Schullehrer von allen direkten Beiträgen zu den Gemeinlasten; wozu ich gleich die C.-O. vom 21. April 1827 (Rescr. vom 28. Mai ejd. a.), über die Steuer-Immunitäten der Geistlichen und Schullehrer, als ergänzende Bestimmung anführen will. Besonders aber ist hier das Rescript vom 3. November 1824, betreffend die Wahl und Bestellung der Schullehrer auf dem Lande, zu berücksichtigen, welcher den § 21, Tit. 12, Th. II. des A. L.-R.: — die Bestellung der Schullehrer kommt in der Regel der Gerichtsobrigkeit zu —, ausdrücklich und von Neuem zur Norm macht; desgleichen das Rescript vom 20. Mai 1824, welches die Prüfung und Bestätigung der von Privat-Patronaten vocirten Lehrer den Regierungen resp. Consistorien ohne Einschränkung vorbehält. (Vergl. dazu das Rescript vom 3. Mai 1826, betreffend die nähere Einwirkung des geistlichen Ministeriums auf die Anstellung des gesammten Lehrpersonals an den höheren Lehranstalten und Seminarien.) Auch für das Innere der Schule, d. h. zunächst für die technische Ausbildung des Lehrerstandes, war gesorgt und, wie das Rescript vom 1. Juni 1826, betreffend die Prüfung und Anstellungsfähigkeit der Schulamts-Kandidaten, zu Anfang ausdrücklich erwähnt, hinreichend gesorgt; und durch das Rescript vom 28. Februar 1825 (Publ. 22. März 1825) war dafür gesorgt, daß die in den Seminarien gebildeten Schulamts-Kandidaten ihren für die pädagogische Ausbildung übernommenen Verpflichtungen nachkämen. Während dieser Zeit war endlich auch durch die Organisation der Provinzial-Schul-Collegien gleichsam der Schlußstein zu dem der Erweiterung und Verschönerung immer noch fähigen und bedürftigen Bau des Preußischen Schulwesens eingesetzt. Die C.-O. vom 31. December 1825 (ergänzt durch die Verordnung vom 27. Juni 1845) schuf diese Provinzial-Schul-Collegien als besondere Abtheilung der Provinzial-Verwaltungs-Behörde neben den Consistorien.

Bei all dieser Sorgfalt der Regierung für die Entwicklung des Schulwesens und bei dem natürlichen Aufschwunge, den es bei dem Gefühl der allgemeinen Bildungsbedürftigkeit machte, blieb die Regierung besonnen und fest und warnte bei Zeiten vor der Hast und dem Zuviel. Die C.-O. vom 28. December 1821 (Rescr. vom 29. März 1822) lautet in dem Rescript: „Des Königs Majestät hat geruhet, in einer auf das Schulwesen eines Regierungsbezirks bezüglichen Cabinetsordre vom 28. December v. J. ausdrücklich zu äußern: daß Allerhöchstdieselben den regen Sinn, welcher sich für das Elementarschulwesen bethätigt, nicht anders als beifällig anerkennten, zugleich aber darauf aufmerksam machten, daß solches in seinen Gränzen gehalten werden müsse, damit nicht aus dem gemeinen Mann verbildete Halbwisser, ganz ihrer künftigen Bestimmung entgegen, hervorgingen. Das Ministerium bringt diese Allerhöchste Willensäußerung deshalb zur Kenntniß sämmtlicher Königl. Regierungen, damit dieselbe allenthalben zur Richtschnur und zur Befestigung in jenem besonnenen Verfahren dienen möge, welches bei der Einwirkung auf die Volkserziehung niemals vergißt, daß jene Bildung nur stufenweise gefördert werden kann, daß dem Nöthigeren jederzeit das Ueberflüssige weichen und daß bei aller Unterweisung auch die künftige Bestimmung derer, welche belehrt werden, im Auge behalten werden müsse.“ (Heckert S. 133.)

Ich habe diese Verordnung ausführlich mitgetheilt, weil sie bei der dritten Antwort selbstredend zur Grundlage dient. An dieser Stelle ist sie nur ein neuer Beitrag zu den oben angeführten Gesetzen, Regulativen alter und neuer Zeit, und ein Belag, daß alles Regiment von Zeit zu Zeit in ähnlicher Weise sich äußern und verfahren wird und, weil nun einmal das Ueberschwängliche und Maßlose der Menschennatur nie aufhört, sich äußern und verfahren muß.

Das also ist die kurze Aufzählung der Erlebnisse des Preußischen Schulwesens bis zum Jahre 1826; ich darf nicht auf Ausführlichkeit Anspruch machen, ich verweise auf die Gesetzsammlungen von Heckert, Oesterreich, Neigebaur, auf die Geschichtliche Skizze in Beckedorffs Jahrbüchern Band II. Es war mir nur

darum zu thun, das auszuwählen, was mir für eine Schilderung eines Standpunktes des Preußischen Schulwesens um 1826 passend erschien. Ich habe dabei des höheren Schulwesens nicht gedacht, obgleich O. S. auch darin und dafür thätig gewesen ist, und obgleich er als Philolog und Gymnasiallehrer der reinen Wissenschaft neben der Praxis eine Reihe von Jahren hindurch treu gedient hat, theils weil die Kluft zwischen klassischer Gymnasialbildung und eigentlichem Volksunterricht groß und unvermittelt ist und bleiben wird und bleiben muß, theils weil die Sorge des Staates für Förderung und Erhöhung des Gymnasial- und Universitäts-Unterrichts ungescheut das scheinbare Maß überschreiten darf und nur vor dem Zuwenig sich zu hüten braucht und vor allem Halbwissen. Denn der Zweck des Gymnasial-Unterrichts und seiner Vollendung durch die Universität kann doch kein anderer sein, als auf historischem Wege und mit festem historischen Wissen und Bewußtsein zur Selbsterkenntniß und zum positiven Glauben zu gelangen; der Zweck des Elementar- und Volksunterrichts aber ist es, dem gemeinen Mann die einfachen Lehren und Gesetze des Glaubens vorzuhalten und einzuprägen. Der beste Schulmeister freilich und Nachhelfer für beide Lehrarten ist immer das Leben selbst, es thut hinzu und macht von selbst, was der Unterricht versäumt oder vergeblich angestrebt hat.

Es wäre von unendlichem Interesse, die oben einzeln angeführten Momente der Gesetzgebung einerseits mit dem politischen Leben und andererseits mit der Wissenschaft so zu parallelisiren, daß die Zusammengehörigkeit und Unzertrennlichkeit dieser drei Faktoren evident würde. Man erwäge, daß während dieses Jahrhunderts von der Zeit Friedrichs des Einzigen an in Wissenschaft und Poesie die goldene Zeit Deutschlands erblüht und verblüht ist. Die Strahlen, die von den großen Geistern der Wissenschaft und Poesie ausgingen, wie weit sind sie gedrungen und haben sie alle Schichten der Gesellschaft erwärmt und entzündet? Gewiß, wie jedes gute neue Lehrbuch für höhere Schulen die Ergebnisse aller bisherigen Forschungen und

mühsamer Einzelarbeiten zusammenfassen, vorarbeiten und für den Lernenden leicht und faßlich machen soll, wie der Schüler dabei gar nicht gewahr wird, welch eine Fülle von einsamen Studien, von Anstrengung und Schweiß zu den wenigen Worten einer leicht klingenden Definition und Theorie geführt hat; ebenso ist, was an den philanthropischen Bestrebungen eines Basedow, Pestalozzi u. A. wahr und unvergänglich ist, längst schon Gemeingut des Volksunterrichts geworden; und es ist gar nicht nöthig, nicht einmal ersprießlich, daß ein Volkslehrer das historische Bewußtsein und die genetische Entwicklung seiner Lehrart stets vor Augen habe oder gar seinen Schülern auseinandersetze. Jede gute Lehrart ist eine ἄλογος τριβή, und der ist der beste Lehrer, der an seinen Schülern merkt, daß er's gut gemacht hat, nicht an dem Festhalten an einer gelernten und todten Methode. Wie aber die Schulpraxis, so läßt auch die Gesetzgebung sich von der Wissenschaft leiten und durchdringen, so lange bis sie nahe daran ist, irregeleitet zu werden, d. h. selbst Wissenschaft, unbrauchbare Theorie zu werden. Und dies wäre eben für einen Historiker die lohnende Aufgabe, die Inkarnation des Geistes in jedem Zeitabschnitt und die Rückwirkung der Zeit auf das geistige Leben und überall die Wechselwirkung aufzuspüren und darzulegen. Ich vermag es selbst für meinen speziellen Zweck nur in allgemeinen, unsicheren Umrissen.

Um das Jahr 1826 also war das Volksschulwesen des Preußischen Staates zu einer Höhe gelangt, wie sie die vorangegangene goldene Zeit in Wissenschaft und Poesie und die sittliche und politische Erhebung des Preußischen Staates auch für die kühnsten Erwartungen großartig hervorrief. Das Ministerium Altenstein, durchdrungen und geleitet von den Lehrsätzen der neuesten Gottmensch-Philosophie, erstrebte in folgerichtiger Anwendung der neu gepredigten Menschenrechte einen Standpunkt der Volksbildung durch die Reform der Schullehrer-Seminarien, der schließlich zu den Regulativen von 1854 geführt hat.

Die beabsichtigte Ausbildung der Volkslehrer ward bei der Menge und Beschaffenheit der gebotenen geistigen Kost eine durch-

aus verfehlte, unerwünschte und unerwartete. Die Schattenseite jener Philosophie, nämlich die Verführung zu bodenloser Spekulation, zur Ungründlichkeit, zu Worten ohne Inhalt, zu Gedanken ohne Realität, war mit Begier und Eifer von Lehrern und Schülern, Halbwissern und Halblernenden ergriffen und ausgebeutet. Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hatte man dem großen Philosophen richtig abgeguckt, man hatte die Kunst gelernt, Worte zu machen und stets bereit zu halten; die neue Methode, verbrämt mit Pestalozzischer Menschenliebe, ersetzte und verdrängte alles Positive und Reale; eine neue Sophistik thronte in Land und Stadt, und der dürftigste Elementargeist rühmte sich mit seiner Dialektik Alles zu begreifen, d. i. zu beherrschen. Man wähnte, die Erkenntniß, welche nur durch ganz anderes Studium und auf dem mühsamsten historischen Wege kommen kann, durch müheloſe Construktion zu finden und zu haben, und während die wahre Erkenntniß und das wirkliche Wissen zur wahren Religion führt, führte die bodenlose Dialektik, die sogenannte Methode in allem Unterricht, gerades Weges zum Zweifel an Allem, zum Unglauben; denn was der Mensch nicht weiß oder nicht seinem Wesen nach begreift, das bezweifelt er.

Daß es in folgerichtiger Weiterbildung der einmal angebahnten und gebotenen Lehrweise zu einem unerquicklichen Resultate kommen würde, das hatte das Ministerium Altenstein nicht geahnt; und als es zu der Ueberzeugung gelangt war, daß eine theilweise Umkehr nöthig sei, hatte es nicht die Kraft, vielleicht auch nicht den Willen einzulenken. „Ich habe Ursache zu glauben, sagt Eilers („Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn"), daß der Minister von Altenstein schon geraume Zeit vor seinem Ableben die Unzweckmäßigkeit der Schullehrer-Seminarien in ihrer von ihm selbst angeordneten Einrichtung erkannte; wenn aber einmal große Institute im Leben gewurzelt und mit vielen verschiedenartigen Interessen verschlungen sind, so ist es äußerst bedenklich, radikale Veränderungen mit ihnen vorzunehmen." (S. 117.)

Unter diesen Verhältnissen und in dieser Zeitrichtung trat O. S. in das Provinzial-Schul-Collegium, mit einem Wissen, einem Eifer

und einem Herzen, von dem sich das Beste für die wahre Förderung des Schulwesens erwarten ließ. (Damals war Beckedorff Ministerialrath für das Volksschulwesen, und aus seinen Jahrbüchern sind besonders die Aufsätze: „die Preußischen Schullehrer-Seminarien" [Bd. I. S. 91 ff.]; „Reglement für das evangelische Schullehrer-Seminarium zu Mörs" [Bd. I. S. 152 ff.] und ebenso die mit Nr. 14 und 16 und 18 bezeichneten, für die Darstellung benutzt worden.) Ein Bericht des Ober-Präsidenten v. Bassewitz (vom 25. October 1829) besagt, „daß O. S. mit der größten Anstrengung und dem lebhaftesten Interesse die Geschäfte seines Wirkungskreises betrieben und hierdurch es bewirkt habe, daß großes Leben und eine bedeutende Regsamkeit sich fast allenthalben in selbigem zeigt, wodurch recht erfreuliche Fortschritte schon stattgefunden haben und größere bei gleicher künftiger Thätigkeit zu erwarten sind".

Die erste größere Schöpfung auf dem Felde der praktischen Pädagogik war die Gründung des Berliner Seminars für Stadtschulen. O. S. schildert dieselbe ausführlich in der „Nachricht von dem Berlinischen Seminarium für Stadtschulen" (Schulbl. J. 1836 S. 42 ff.) und in der mehrerwähnten Rezension des „Standpunktes" von Harnisch (Schulbl. J. 1845 S. 220 ff.). Seine dringenden Vorstellungen für Gründung eines Organs zur gleichmäßigen Ausbildung der Berliner Elementarlehrer wirkten endlich so viel, daß nach manchen Schwierigkeiten das Seminar mit dem Direktor Diesterweg und einem Lehrer ins Leben trat. Zu derselben Zeit ward die Neue Töchterschule auf der Friedrichsstadt errichtet und dem damaligen Seminarlehrer, jetzigen Schulrath Bormann übertragen, bald aber zu einer selbständigen Anstalt gemacht und mit einer Bildungs-Anstalt für Lehrerinnen verbunden.

So waren fast zu gleicher Zeit zwei Seminare in Berlin ins Leben getreten, das eine für Lehrer, das andere für Lehrerinnen, und beide nahmen einen erfreulichen Fortgang. — Um dieselbe Zeit ferner (Ostern 1832) ward die Friedrichsstädtische Knabenschule, welche bis dahin Privatschule gewesen war, auf den Antrag des Vorstehers selbst von der Königl. Behörde übernommen und mit

dem neuen Seminar in unmittelbare Verbindung gebracht, so daß der Seminar-Direktor die Beaufsichtigung und Leitung des Unterrichts und der in der Schule unterrichtenden (vier) Seminaristen, der Seminarlehrer aber die Kassenverwaltung und die Sorge für die äußeren Angelegenheiten der Schule übernahm (Schulbl. 1836 S. 55). Kurz darauf endlich, zu Michaelis 1832, wurde eine vierte Anstalt, eine Seminarschule für Knaben eröffnet und auch diese, die sich im Lokal des Seminariums selbst befand, nahm einen raschen und fröhlichen Aufschwung. In dem Complex dieser vier Anstalten hatte sich der Provinzial-Schulrath ein Organ geschaffen, um dem Elementar-Schulwesen, zunächst Berlins, eine feste Norm herzustellen und heranzubilden.

Der Plan des Ganzen war klar und bestimmt und besonnen gefaßt und im Sinne der Zeit besonnen ausgeführt; aber es war erstlich nicht für alle Eventualitäten vorgesehen und gesorgt, zweitens waren es der Anforderungen zu viele, und endlich war die Ausführung in einem wichtigen Theile, nämlich in der Seminarschule, eine durchaus verfehlte und gewiß nicht beabsichtigte An diesen drei Mängeln war die Zeit selbst, die Alles beherrschende, Schuld und die Richtung des Ministeriums Altenstein. Darum ward erstlich ein Mann an die Spitze dieser Anstalten gewählt, der sich zu gut dünkte für Elementar-Unterricht und für elementare Auffassung des Elementar-Unterrichts, und weil er nun einmal vermöge seiner Bildung auf das Elementare angewiesen war, mit Widerwillen zur einzig möglichen Sphäre der Volksbildung herabstieg und, um diesen Widerwillen loszuwerden, an der Volksbildung zu rütteln und sie über ihre natürlichen Gränzen hinaus und in ein hohles Nichts zu treiben bemüht war. Darum zweitens war es zu viel, aber nur unter der erstgenannten Bedingung zu viel, wenn das Seminarium den dreifachen Zweck hatte: 1) Lehrer für Stadtschulen sowohl theoretisch als praktisch auszubilden, 2) die Fortbildung der hiesigen Hülfslehrer durch Lehrkurse und andere angemessene Mittel, namentlich durch die denselben gestattete Benutzung seiner Büchersammlung zu fördern, und 3) den hier sich aufhaltenden Kandidaten

des Predigtamts Gelegenheit zu geben, sich mit dem Volksschulwesen theoretisch und praktisch bekannt zu machen: obwohl ausdrücklich der unter 1. genannte Zweck als der Hauptzweck bezeichnet wird. (Verfügung des Schul-Collegiums vom 18. Januar 1836.) Darum drittens, aber auch nur wieder in Folge des ersten Zuviel, waren die Anforderungen in Bezug auf die Lehrgegenstände für die Seminaristen zu hoch: Religion, deutsche Sprache, Geographie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, und von technischen Fertigkeiten Gesang, Violinspiel, Schreiben und Zeichnen. Freilich, das sind Namen von Lehrgegenständen, die auch das Regulativ von 1854 erheischt; aber es sind eben nur Namen und gefährliche Namen, weil der Lehrer ihnen erst Inhalt und Bedeutung giebt; das sind Wissenschaften, die im Munde der sogenannten Methodenmänner, die die Erde und ihre Geschichte, die Natur und ihre Geschichte und ihren Inhalt, die Religion und ihren Verlauf, die Alles, Alles dialektisch und a priori construiren oder nach dem beliebten Ausdrucke pragmatisch behandeln, ein Gift sind, das man mit den schärfsten Mitteln unschädlich machen muß.

Darum endlich war, um vom Speziellen zu reden, die Seminarschule für das Seminar und seine Zwecke ein Nonsens; denn weil man es nicht sauber genug fand, an der Hefe des Volkes die Liebe und Fähigkeit zum Lehren und Lehrstand zu lernen, so ward als Uebungs-Phantom eine höhere Knabenschule für höhere Stände eingerichtet. Deshalb heißt es auch in ihrer Beschreibung von dem damaligen Seminar-Direktor: „Die Seminarschule ist demnach eine Knabenschule, welche ihre Schüler entweder unmittelbar in das bürgerliche Leben entläßt oder an Tertia eines Gymnasiums abliefert. Sie könnte daher den Namen einer Bürger- oder Stadtschule oder den eines Progymnasiums tragen. (Freilich, das klingt gelehrt und schmeichelhaft!) Aber sie heißt nicht so, sondern Seminarschule? Warum? Dieser Name ist in Betreff des Zweckes und der objektiven (?) Bestimmung von einem unwesentlichen, weil äußerlichen, Merkmal (!!) hergenommen; aber er ist passend, weil er, im Vergleich mit andern hiesigen Schulen, die obige Zwecke mit ihr gemein

haben, eine wenn auch äußere (!) Eigenthümlichkeit bezeichnet. Die Seminarschule gehört mit der im Jahre 1830 hier errichteten Bildungs-Anstalt für Lehrer an Stadtschulen, dem „Schullehrer-Seminar für Stadtschulen" in Berlin an, und steht mit demselben in der genauesten Verbindung, bildet mit ihm ein Ganzes." (Schulbl. 1836 S. 70.)

Nun, diese Beschreibung, denke ich, zeigt deutlich genug, in welchem Sinn und in welcher Gesinnung die Arbeit an diesen combinirten Anstalten, bei welchen man nur zu bedauern schien, daß man sie nicht „Akademie oder Universität für Lehrer an Stadtschulen in Verbindung mit einem Progymnasium" genannt hatte oder umtaufen durfte, begonnen und fortgesetzt ward, und welchen Verfolg und Fortgang das Ganze haben mußte. Die C.-O. vom 10. September 1829 hatte bei der Genehmigung der Anstalt ganz andere Zwecke und Hoffnungen: — „Genehmige Ich nicht allein die Errichtung eines Seminars für städtische Schulen zu Berlin, nach dem vorläufig entworfenen Plane, sondern empfehle Ihnen auch dringend, diesem wesentlichen Gegenstande Ihre Wirksamkeit zuzuwenden, damit nicht allein das Unterrichtswesen, vorzüglich in den mittleren und kleineren Städten verbessert, sondern hierdurch auch der Andrang zu den Gymnasien abgeleitet und die Ertheilung des höheren wissenschaftlichen Unterrichts in denselben auf solche Zöglinge beschränkt werde, die dessen für ihre künftigen Verhältnisse bedürfen. — Was Sie bei dieser Veranlassung über den Lehrplan für die Seminarien äußern, hat überall Meinen Beifall, nur wird auch ernstlich dahin zu sehen sein, daß die Gränzen des Unterrichts sowohl in demjenigen, was nach Ihrem Berichte zur Kenntniß der organischen Einrichtung des Vaterlandes gehört, als in demjenigen, was die Kenntnisse der Natur, deren Behandlung und Benutzung betrifft, mit strenger Berücksichtigung des künftigen Standpunktes der Zöglinge auch fest beobachtet werden" ꝛc. O. S. sagt darüber etwa 10 Jahre später: „Wenn sich später die Verhältnisse so gestaltet haben, daß der ursprüngliche und nächste Zweck des Seminars nicht mehr erreicht werden kann, und von Seiten desselben für die Fortbildung der Hülfslehrer (auch) nichts mehr geschieht, so ist das wenigstens nicht

meine Schuld und es ist mir lieb, daß ich es nicht zu verantworten habe.“ (Schulbl. 1845 S. 224.)

Gewiß, ein Vorwurf und eine Verantwortung kann ihn deshalb nicht treffen, er mußte sich zum Theil nach den Einrichtungsplänen schon bestehender Seminarien richten. Eine Neuerung wäre im Sinne jener Zeit nur eine Steigerung des bis dahin Verlangten und Geleisteten gewesen. Er freute sich seiner Schöpfungen, und mit unermüdlichem Eifer suchte er mehre Jahre hindurch auf das Volksschulwesen zunächst Berlins und dann der Provinz durch dieses Organ einzuwirken. Das Seminar mit allen seinen Pertinenzien war allerdings seine Handhabe für die Bestrebungen in der Volkspädagogik; sie ward ihm entwunden und er verlor sie, als er sie kräftig und erfolgreich zu gebrauchen gedachte. Der Unsegen lag also nicht in seiner Schöpfung sondern in der Zeit und Zeitgeschichte. Davon und von dem scheinbar Vergeblichen seiner ganzen Amtsführung wird in der Beantwortung der dritten Frage die Rede sein.

Eine Lieblingsidee war von Anfang an die Gewinnung und Begeisterung des geistlichen Standes für den Volksunterricht; es war ja der dritte Zweck des Seminariums, daß die Predigtamtskandidaten sich mit dem Volksschulwesen theoretisch und praktisch bekannt machen sollten. Und für die Ausführung dieser Idee spricht er bei jeder Gelegenheit sich kräftig und consequent aus; so Schulbl. 1847 S. 27 ff., 1848 S. 420, S. 445 ff., S. 492. Da aber das Seminar auch hierin anders sich gestaltete, so suchte O. S. auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. Er hielt eine Reihe von Jahren unter lebhafter Theilnahme Vorträge über das Schulwesen für Kandidaten des Predigtamts; aber damit seine Zuhörer nicht blos über die Schule zu sprechen lernten, mußte er sie auch zur praktischen Thätigkeit führen und anleiten. Aus diesem Bedürfniß entstand die „Neue Knabenschule auf der Friedrichsstadt“ im Jahre 1837, die ihren besonderen Vorsteher hatte und unter der Oberleitung des Schulraths stand. An ihr erhielten fortwährend 8 bis 12 Kandidaten von O. S. eine praktische Anweisung zum

Unterricht und zur Leitung einer Schule; und „wenn's auch gar nicht viel ist, so ist doch einiges Gute dadurch gestiftet worden. Viele der von mir gebildeten Kandidaten, die jetzt als Geistliche und Lehrer wirken, so wie viele Lehrer, welche die Schule kürzere Zeit besucht haben, sind der Meinung, daß die von mir getroffene Veranstaltung ihnen von Nutzen gewesen sei". (Sendschreiben an Harnisch, S. 12.)

Welche Veränderungen in diesem Jahre 1837 überdies in seinem Wirkungskreise stattfanden, das habe ich oben schon berührt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß er mit demselben Eifer den Taubstummen- und Blinden-Unterricht förderte und glücklicher Weise mit weniger Hindernissen förderte. Es wußte überhaupt Keiner klarer als er Zweck und Ziel seines Amtes und seiner Befugnisse; Keiner kannte gründlicher und klarer die Sphäre, für welche er arbeiten und wirken sollte; darum hielt auch Niemand fester an den einmal gefaßten Grundsätzen. Aber gerade weil er, um vom Besonderen zu sprechen, den Umfang und die Gränzen des Elementar-Unterrichts mit aller Berücksichtigung des damaligen Zeitcharakters auf das Genaueste abgemessen und gezogen hatte, darum erschien er ungefügig, unbequem, und weil man in Wahrheit Nichts an ihm und an der Führung seiner Obliegenheiten auszusetzen wußte, darum machte man seine Tugenden und Vortrefflichkeiten zu Fehlern und Schwachheiten. Weil er die Weiterführung des Seminars in der bisherigen Weise nicht mit den Grundsätzen, für welche er einstand und die er zu verantworten hatte, vereinbar fand: darum ward ihm die Oberleitung oder das Decernat über dasselbe durch Ministerial-Verfügung vom 3. Mai 1839 entzogen und einem Schulrathe übertragen, der mit Allem zufrieden war, das ihn zufrieden ließ. Als kurz darauf das Ministerium Eichhorn eintrat, wurde sogar die einstweilige Anordnung des früheren Ministeriums zu einer bleibenden erhoben. Das Ministerium Eichhorn war, so lange es bestanden, zwar auf einer wenigstens dem Volksschulwesen heilsamen Umkehr begriffen, aber es ist leider immer nur im Begriff gewesen. Es hat die Wunden mehr betupft als geheilt, und damit mehr aufge-

regt als besänftigt. „Der Minister Eichhorn", sagt Eilers, „unternahm es, getrieben von dem Gefühl seiner amtlichen Pflicht, diese Anstalten durch alle erforderliche innere und äußere Abänderungen in Uebereinstimmung mit den wahren Bedürfnissen des Volksschulwesens zu setzen, und war fest entschlossen, der mit Sicherheit zu erwartenden Gegenbestrebungen nicht zu achten. Schon hatte er Hand ans Werk gelegt und zugleich Vorbereitungen zu einer umfassenden Verbesserung der geringeren Schulstellen getroffen, als die Barrikadenbauer in Berlin — über seinen Sturz jubelten." (S. 117.) Freilich, wenn man nach achtjähriger Amtsführung erst bis zum Hand-ans-Werk-legen gekommen ist, dann ist es oft zu spät und das Gewollte vielleicht schon Antiquität.

Im Jahre 1846 mußte O. S. das Decernat wieder übernehmen; die Anstalt war wirklich geworden, was sich voraussehen ließ, eine Ruine und ein Unding. Bis dahin hatte O. S. in jedem Jahresberichte die Ungehörigkeit der bestehenden Geschäftsvertheilung beklagt, aber nicht auf seine Klagen hatte er das Decernat, das er nur als gehorsamer Unterthan wiedernahm, wiedererhalten, sondern weil man so noch zu retten hoffte, was irgend zu retten war. Von 1846 bis zu seinem Tode hatte er das Decernat über das Seminar, das inzwischen seinen Direktor gewechselt hatte, ungestört. Während dieser ganzen Zeit hatte er eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, nämlich die praktische Ausbildung der Predigtamts-Kandidaten, nicht aufgegeben, wiewohl in den letzten Jahren die Uebungen in der Knabenschule nicht mehr, und das war theilweise durch seine Krankheiten veranlaßt, so regelmäßig wie sonst waren. Die verschiedenen Vorschläge, die er in dieser Beziehung an das Ministerium Eichhorn machte, blieben unberücksichtigt; zum Glück aber gedieh die Knabenschule so, daß er mit ihren Mitteln seine Zwecke erreichen konnte.

Fassen wir also zusammen, was unter seiner Amtsführung für Erweiterung des öffentlichen Unterrichts in Berlin geschehen ist, so ist es zunächst die Gründung von fünf neuen Anstalten, nämlich der vier um das Jahr 1832 und der im Jahre 1837 gegründeten

Knabenschule. Was ferner für Gründung anderer Schulen vom Jahre 1826 an geschehen und unter seiner Mitwirkung geschehen ist, das hat das Schulbl. 1848 S. 344 fg. aufgezählt. Es sind im Ganzen mit Einschluß der genannten bis zum Jahre 1848, während 22 Jahren, 30 Schulen theils neu gegründet, theils dergestalt umgewandelt worden, daß sie als ganz neue Anstalten gelten können. Was aber für die Erweiterung und den Ausbau der übrigen Anstalten seines Departements geschehen ist, wie überall Leben und Regsamkeit geweckt und gefördert worden, das möchte schwer darzustellen sein, das kann ich überhaupt nur voraussetzen oder schließen. Und zwar auf zweierlei Weise! Nämlich zuerst aus seinen amtlichen Verfügungen und dann aus seinen aus der amtlichen Wirksamkeit zunächst hervorgegangenen Schriften. Beide Beweisquellen will ich mehr aufzählen als prüfen; denn sie bedürfen auch keiner Prüfung.

Die nächste Quelle für seine amtliche Thätigkeit, insofern sie sich in Verfügungen des K. Schul-Collegiums zeigt, ist das Schulblatt seit 1836 und der Schulfreund von 1835. Beckedorffs Jahrbücher reichen nur bis 1828; und die dazwischenliegenden 7 Jahre bis 1835 sind einigermaßen im Schulfreund und im ersten Jahrgang des Schulblatts nachgeholt. Sonst aber stehen mir nur die allgemeinen Schulgesetzsammlungen zu Gebote, die freilich wohl nur die Hauptzüge geben dürften.

Was das Schulwesen im Allgemeinen anbelangt, so muß ich wiederholen, daß die Organisation desselben bei seinem Amtsantritt schon gegeben war. Es waren Schulen für alle Schichten der Gesellschaft da und ein Schullehrerstand für dieselben, der für seine Qualifikation eine amtliche Prüfung zu bestehen hatte. Es kann also nur von Ausbau und Verbesserung des Vorhandenen durch amtliche Verfügungen die Rede sein.

Nachdem das schon im Jahre 1826 vielfach angeregte und im Jahre 1829 durch C.-O. vom 10. September genehmigte Lehrer-Seminar für Berlin am 6. Januar 1831 eröffnet war, ergingen Aufforderungen des Schul-Collegiums zu fernerer Gründung von

Präparanden-Anstalten in den beiden Regierungsbezirken der Provinz Brandenburg an die Prediger und Superintendenten (Circular-Verfügungen vom 24. Februar 1834 und 15. October 1836), welche nach der Bekanntmachung des Schul-Collegiums vom 7. Mai 1836 im Regierungsbezirk Frankfurt überall Anklang und erfreuliche Ausführung fanden. Daß in den Seminarien wie in den Präparanden-Anstalten die Lehrzeit innegehalten werde, bestimmten die resp. Verfügungen vom 20. Februar 1837, 14. October 1837, 18. Januar 1838, und durch die Verfügung vom 6. März 1838 ward das Maß der Anforderungen an die Präparanden bei ihrer Aufnahme in die Seminare festgesetzt: — ein bemerkenswerther Akt, der das Wesentliche, nämlich die Anforderungen in Beziehung auf den Religions-Unterricht, scharf begränzt und auch in Beziehung auf Sprachfertigkeit und Gesang Besseres geleistet wissen will. Ergänzungen und weitere Bestimmungen dazu geben die Verfügungen vom 4. Januar 1836, vom 26. Mai 1840, 8. Julius 1840, 3. Februar 1842, 7. März 1842, 24. Junius 1842, 13. Februar 1843, 29. Julius 1843, 26. Januar 1844; die Verfügung vom 7. Februar 1846 endlich erforderte auf höheren und höchsten Befehl ein Gutachten, ob überhaupt bei der Vorbildung für Lehrer an Stadt- oder Landschulen ein Unterschied in dem Lektionsplan der Seminarien hinsichtlich seines Umfanges zu machen erforderlich scheine. Dazu erschien ein vollständiger Organisations- und Lektionsplan für die Elementarlehrer am 2. Februar 1846. Außer diesen Verfügungen, die sich entweder speziell auf einzelne oder auf sämmtliche Seminare und Präparanden-Anstalten der Provinz erstrecken, sind natürlich die die Richtung und Bildung des gesammten Elementarschulwesens betreffenden organisatorischen Verfügungen ebenfalls hierher rechnen; ich werde sie aber abgesondert anführen.

Obgleich ihm das Decernat in Taubstummen-Angelegenheiten erst im Jahre 1837 vollständig übertragen ward, so entwickelte er doch eine bedeutende Thätigkeit schon seit seinem Amtsantritt in diesem Zweig des Volksunterrichts. Vergl. die Circular-Verfügungen vom 31. December 1834, 6. August 1836,

10. December 1836, 11. April 1838, 25. Februar 1839, 26. Mai 1840, 31. März 1843.

Für die Blinden-Anstalt finde ich spezielle Verfügungen vom 14. Februar 1838 und 18. Mai 1840. Für das gesammte Elementar-Schulwesen sind besonders wichtig die Verfügungen vom 31. Juli 1838 und vom 13. Juli 1844, betreffend den Sprachunterricht in Volksschulen, und vom 12. Juli 1844 und 24. August 1844, betreffend die Einführung neuer Lehrbücher und die Auswahl der den Lehrern zu empfehlenden Schulbücher, (vergl. schon die frühere Bekanntmachung vom 14. December 1836;) ferner die Verfügung vom 14. September 1837, betreffend den Religions-Unterricht in den Elementarschulen (zunächst für Berlin, vergl. Verfügung vom 30. April 1838 für die Gymnasien) und die Verfügung vom 8. Juli 1840, die Erlernung der vorzüglichsten Kirchenlieder betreffend.

Wichtig und folgenreich sind die Bestimmungen und Verfügungen für die Prüfungen zum Schulfach. Der erste Aufsatz des ersten Jahrgangs 1836 des Schulblatts giebt eine „Uebersicht der in der Provinz Brandenburg bestehenden Vorschriften über die Prüfungen für das Schulamt", und die Verfügungen und Circulare vom 3. März 1837, 12. Mai 1837 (die Lehrerinnen betreffend, womit besonders die ausführliche Verordnung vom 7. Januar 1845 zu vergleichen), 9. October 1837 (Prüfungen pro schola), 7. März 1842, 13. Juni 1842, 26. Januar 1844 (Ministerial-Verfügung), 4. Mai 1846, 15. April 1847, erstrecken sich auch auf andere Lehrfächer und Lebensverhältnisse außerhalb der Elementarschule.

Ein besonders wichtiger Zweig des Elementar- wie überhaupt des ersten elementaren Unterrichts ist der Confirmanden-Unterricht und sein Verhältniß zur Schule. Auch darüber hat O. S. eine „Zusammenstellung der in der Provinz Brandenburg geltenden Bestimmungen, die Confirmation der christlichen Jugend betreffend", im Schulbl. 1837 S. 117 fgg. herausgegeben, welche bis zu der neuesten Verordnung vom 29. Mai 1837 reicht. Ergänzende Bestimmungen dazu sind die Circular-Verfügungen vom 18. October

1841 über die jährlich zweimalige Confirmation, und vom 28. December 1841 über Beaufsichtigung des Confirmanden-Unterrichts.

Die Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit des Elementar-Schulwesens und der Kirche hat O. S. überall auf das Bestimmteste ausgesprochen und geltend zu machen sich bemüht. Von seinem Eifer für Unterweisung der Predigtamts-Kandidaten im Schulfache habe ich oben Beweise gegeben. Von Verfügungen instruktiver Art sind hier vornehmlich zu nennen: die Circular-Verfügung vom 29. April 1840, mit einer erläuternden Beilage, vom 14. November 1842, und vom 15. Februar 1847; ergänzende Bestimmungen dazu enthalten die Circular-Verfügungen vom 13. Februar 1843 und 20. Januar 1844.

Hiermit sei es der Aufzählung von Verfügungen genug. Bei einem so reichen Leben und Wirken sind überhaupt die Paar von mir herausgehobenen Nummern vielleicht überflüssig, vielleicht auch schädlich, denn sie geben weder ein Bild seines Fleißes und reformatorischen Talentes, noch geben sie überhaupt einen Beweis reger geistiger Thätigkeit; und ein Registraturgenie würde gar über das winzige Häuflein Nummern für eine solche Reihe von Jahren mitleidig die Nase rümpfen und die Achseln zucken. Indeß Jeder, auch wer gerade kein Aktenmann, weiß, welcherlei und wie viel Arbeit einer solchen Verfügung vorausgeht oder vorauszugehen pflegt, welche Klarheit und Bestimmtheit oft dazu gehört, um solche Verfügungen durchzusetzen. Es ist von allen seinen Amtsgenossen und zu jeder Zeit gerühmt worden, daß diese Tugenden der Klarheit und Bestimmtheit und der vortrefflichen Darstellung O. S. in hohem Grade auszeichneten, und daß überall eine leichte und glückliche Auffassung ihm hülfreich die Feder führte. Endlich habe ich diese wenigen amtlichen Akte deswegen hervorgehoben, um mit ihnen die gleichzeitigen, gleichsam amtlichen Schriften zusammenzustellen. Was nämlich in den Verfügungen oft ohne, oft nur mit kurzen Motiven vorgeschrieben wurde, das suchte er mit seinen Gedanken zu begleiten, zu stützen, zu erläutern, zu begründen. Ich werde diese Aufsätze, die das gesammte Schulwesen und die einzelnen Materien behandeln, meist

auch nur nomenklatorisch anführen, jedoch so, daß ich aus der Gesammtheit die besonderen Verdienste um das Schulwesen herauszustellen hoffe.

In Bezug auf Seminare übergehe ich die hie und da zerstreuten Nachrichten statistischer und historischer Art, und nenne vornehmlich zwei Aufsätze, aus Jahrgang 1836 S. 261: „Ein Wunsch in Beziehung auf die Wirksamkeit der Schullehrer-Seminare" und Jahrgang 1844 S. 3: „Klagen über die Wirksamkeit der Schullehrer-Seminare". Im ersteren heißt es S. 263: „Es fehlt an der lebendigen Wechselwirkung zwischen den Seminaren und den Geistlichen als Aufsehern der Volksschulen, also an einem der ersten Erfordernisse, um die Seminare vor Einseitigkeit und unpraktischem Treiben zu bewahren und die Wirksamkeit der in ihnen gebildeten Lehrer zu sichern und zu fördern", und S. 264: „Das Seminar gestaltet sich zu einer Universität für Volksschullehrer, der Seminarlehrer wird zum bloßen Docenten, und in den Seminaristen bildet sich immer mehr die Studentenansicht und der Studententon aus" (vergl. S. 266 und 268), und endlich S. 269: „In dreifacher Beziehung ist für die Seminare die Mitwirkung der Geistlichen von Wichtigkeit, in Rücksicht auf die Vorbildung der Seminar-Präparanden, in Rücksicht auf die Fortbildung der in den Seminaren vorbereiteten Lehrer und endlich auch in Rücksicht auf die ganze Richtung und den Umfang des Seminar-Unterrichts." (Vergleiche Schulbl. 1843 S. 307 fgg., Anmerkungen zu dem Aufsatze: „Die Schulaufsicht der Geistlichen, eine Stimme aus der Kirche.")

Aus dem zweiten aber kann man sein ganzes System kurz und klar herausnehmen; S. 10: „Ich billige keineswegs die Ansicht derer, die den künftigen Schullehrer nur zum Schulhalten abrichten wollen und es für hinreichend ansehen, daß er gerade so viel wisse, als er zu lehren hat." Und S. 9: „Nur der Widerspruch zwischen dem eigentlichen Gehalt der Seminarbildung und der wissenschaftlichen Form, in der sie gern auftritt, zwischen der Sphäre des Elementarlehrers und den einzelnen wissenschaftlichen Erörterungen, in denen sich die Seminarlehrer zuweilen gefallen, das ist es, was

die Leute eigentlich meinen, wenn sie gegen die wissenschaftliche Richtung der Seminare sich ereifern, und da will ich nicht verhehlen, daß ich selber an der wissenschaftlichen Richtung der Seminare zuweilen Anstoß nehme." S. 12: „Meidet so viel als immer möglich die wissenschaftliche Form und den wissenschaftlichen Ausdruck; er ist für den Schüler ein Rothwälsch, das er sich nun und nimmer aneignet; er ist für viele Lehrer auch nur der weite Mantel, der ihre Blöße oder die Lumpen ihres Kleides verhüllen soll", und zweitens S. 14: „Hütet Euch vor allem Stückwerk, vor Allem, das nicht halb und nicht ganz ist", und drittens S. 15: Hütet Euch vor der Ansicht, daß Ihr fertig seid". Und das alte Mittel, um dem Vorwurf über Mangel an praktischer Bildung der Schullehrer zu begegnen, steht S. 18: „Das Amt selber muß die Meister erst für das Amt ausbilden, und es ist recht eigentlich Sache des geistlichen Schulaufsehers, dahin zu wirken, daß das Amt für den Lehrer eine Schule werde, nicht aber dadurch, daß er ihm die eigenen Mängel aufrückt, sondern indem er ihm seine Erfahrungen mittheilt, ihn auf gute Einrichtungen in andern Schulen aufmerksam macht, das Gelungene freundlich anerkennt, das Verfehlte mit Nachsicht beurtheilt." Und endlich, wo von der sittlichen oder Charakterbildung der künftigen Lehrer die Rede ist, da findet er die Vorwürfe begründet „in der Ueberschätzung des eignen Werthes" (S. 20), in dem „Streben nach hohen Dingen" (S. 22), wo es heißt: „Worin besteht denn die weitere Ausbildung des Lehrers? Darin, daß er immer geschickter werde, sein Amt zu verwalten, daß er zunehme an Erkenntniß und Geschicklichkeit zu lehren, vor Allem aber, daß er wachse in der Liebe, der Geduld und in der Treue, die den rechten Schulmeister als solchen auszeichnen." Als weitere Vorwürfe, die immer ihren guten Grund haben, führt er dann auf S. 23 „die Unfügsamkeit gegen die vorgesetzten Geistlichen", S. 24: „die Unzufriedenheit mit ihrer beschränkten Lage, und den Mangel an Selbstbeherrschung und sicherer Haltung im Leben" und endlich S. 26 „den Mangel eines lebendigen Glaubens" an. Mit welcher Liebe, Wärme und Schonung er diese Vorwürfe beleuchtet, das möge Jeder weiter und selbst

nachlesen; nur den Schluß noch will ich hersetzen, der nicht blos hierher sondern in jedes Kapitel seiner Lebensbeschreibung paßt, den ich ja aus seiner letzten Schrift als Motto gewählt habe, S. 27: „Kenntnisse und Methode sind Etwas, ja sie sind dem Lehrer unentbehrlich, aber nur der ist würdig und wohl geschickt, ein Lehramt zu verwalten, der es als einen ihm von Gott angewiesenen Beruf ansieht.“ In solchem Sinne und Geiste leitete O. S. die Seminarien und das Volksschulwesen seines Departements, und als das Jahr 1848 heraufgezogen war, dachte er just nicht anders, und er konnte die Bestrebungen des Augenblicks mit überlegener Ruhe und überlegenem Wissen beurtheilen und überwinden. (Vergl. Jahrgang 1848 S. 200 und 719 und Jahrgang 1849 S. 87, 217, 117, 160).

Ueber den Taubstummen-Unterricht finden wir Methodisches und Statistisches und Historisches zunächst im Jahrgang 1836, S. 437—464; aber auch schon der Schulfreund von 1835 enthält unter der launigen Ueberschrift: „Taubstummes, für Taube, die nicht hören und für Stumme, die nicht reden wollen“ S. 97 fgg.: Methodisches und Statistisches; dessen Hauptinhalt, da der Verfasser sich und seiner Lehre wie in allem Uebrigen so auch hierin treu bleiben konnte, in einem Aufsatze des Jahrganges 1840 S. 391 fgg. wiederholt ist. Der Aufsatz endlich im Jahrgang 1843 S. 490 fgg. „Der Taubstummen-Unterricht in der Provinz Brandenburg“ ist ebenfalls historisch-statistischer Natur. Schließlich erwähne ich einen beherzigenswerthen Aufsatz: „Ueber Warteschulen oder Kinder-Bewahrungs-Anstalten“ Schulblatt 1837 S. 243.

Welche Fülle von schönen und zutreffenden Bemerkungen aber in verschiedenen Anzeigen neuer Bücher niedergelegt sind, das will ich nur andeuten. Sie anzuführen fehlt es an Raum. Ueberhaupt findet sich gerade für die speziellen Formen des niederen Unterrichts in den überaus zahlreichen Kritiken und Anzeigen der neuerschienenen je einen speziellen Theil behandelnden Bücher ein Reichthum an Gedanken und Lehren, den zu einem

Ganzen und Lehrgebäude zusammenzustellen zwar Mühe, aber recht lohnende Mühe machen würde.

Am meisten generalisirt der fröhliche Schulfreund von 1835, man lese nur die Aufsätze „Idealisten und Realisten auf dem Gebiet der Pädagogik" S. 4 und S. 58, wo der schalkhafte Autor mit der eigenen Ansicht doch etwas auf der Lauer liegt; und die Darstellungen des „Preußischen (S. 81) und Berliner Schulwesens (S. 113 und S. 254.)" Die Lehre von der „höheren Bürgerschule" (S. 145, S. 161, S. 177, S. 193 fgg. und Schulblatt 1842 S. 42, und 1847 S. 651) macht einen Uebergang zu den speziellen Materien, doch da sie meist von äußerer Einrichtung und geschichtlicher Entwickelung handelt, so habe ich sie hier angeführt. Ebenso dürften die Berichte und die Theorie von der „Wechselseitigen Schuleinrichtung", die er auf einer pädagogischen Reise nach Aschersleben und Magdeburg persönlich in Augenschein nahm, hier am schicklichsten ihre Stelle finden; sie stehen aber Schulfreund S. 209 und 235; Schulblatt 1836 S. 425, 1837 S. 76. Daß D. S. gerade kein Freund dieser Art Schulen gewesen ist, kann man aus seiner ganzen Auffassung des Volksunterrichts, welche vor Nichts so sehr als vor Maschinenmäßigem und methodistischem Abrichten warnt, von vorn herein abnehmen. Endlich übergehe ich all die Nachrichten von dem numerischen Fortschritt und Gedeihen des gesammten Volksschulwesens, die sich überall im Schulblatte finden.

Die Glanzpunkte nicht blos des Schulblatts sondern seiner ganzen pädagogischen Wirksamkeit bilden außer den genannten Abhandlungen, welche die praktische Seite und die Form besonderer Schulgattungen beleuchten, jene überaus zahlreichen über die einzelnen Gegenstände des Elementar-Unterrichts. Sie sind natürlich nicht in systematischer Aufeinanderfolge gegeben, sondern wie Bedürfniß und Gelegenheit sie gerade in die Gedanken führten und in die Feder diktirten; aber trotz dem, daß sie auch der Zeit nach auseinander liegen, bilden sie doch zusammen ein vollständiges Lehrbuch der Volkspädagogik, das nur zusammengestellt und zusammengedruckt zu werden braucht, um wie aus einem Gusse fertig da zu stehen.

An die Spitze stelle ich wie billig Schulblatt 1836 S. 83: „Allgemeine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts." Es heißt darin S. 93: „Nicht jede absichtliche Einwirkung auf die Bildung des Menschen heißt Erziehung, sondern nur die planmäßige Einwirkung auf die vollständige Entwickelung des Menschen." Ferner Schulblatt 1840 S. 45: „Zweck und Umfang des Elementar-Unterrichts." S. 52 heißt es, nachdem der Begriff „Höhere, Bürger- und Elementarschule" erklärt ist, über die Bestimmung des Höheren und Elementar-Unterrichts: „Eine solche Bestimmung glauben wir zu geben, wenn wir den Unterschied beider Arten des Unterrichts dahin bestimmen, der höhere Unterricht bezwecke eine wissenschaftliche, aus allgemeinen Grundsätzen abgeleitete Erkenntniß und wende sich daher überwiegend an die höheren Seelenkräfte, der Elementar-Unterricht bezwecke Uebung und Fertigkeit und eine auf Anschauung gegründete Einsicht, und er wende sich daher zunächst an die Anschauung und überhaupt an die niederen Seelenkräfte." Danach gehört in den Kreis des Elementar-Unterrichts nur dasjenige, „was auf dem Wege der Anschauung zur Klarheit gebracht werden kann, und was zugleich in jeglichem Lebensverhältnisse Anwendung findet und hier Gegenstand der Uebung und Fertigkeit wird." (S. 53.) Und daß dazu Begränzung und unbedingtes Festhalten an den Gränzen des Unterrichts-Umfanges nöthig sei, steht Schulbl. 1847 S. 170. „Gerade um die Bildung des Bürgers und des Landmanns intensiv zu steigern, muß man den Lehrstoff eher beschränken als erweitern, und es kann nicht genug empfohlen werden, überall die Anfänge vielseitiger zu üben und, um diesen Zweck zu erreichen, Manches zu übergehen oder einer späteren Zeit vorzubehalten, was an sich zwar nützlich aber nicht geradezu unentbehrlich ist."

Hiernach normirt er, wie weit einzelne Lehrgegenstände der Elementarschule angehören; in der Religion vor allen Dingen, — weil es ein wesentliches Stück unseres kirchlichen Lebens ist, daß beim Gottesdienst die Bibel erklärt und angewendet wird, — Kenntniß der heiligen Schrift und der in ihr niedergelegten göttlichen

Offenbarung; ferner Kenntniß der volksthümlichen Bekenntnißschriften, wie des kleinen lutherischen Katechismus, endlich die Kenntniß der vorzüglichsten Kirchenlieder und der vorzüglichsten und gangbarsten Melodien (S. 54.)

In der Sprache soll das Ziel sein „ein leichtes und ein sicheres Verständniß des Gelesenen oder Gesprochenen, so weit es nicht wissenschaftliches Inhalts ist, und Fertigkeit im eigenen sowohl schriftlichen als mündlichen Ausdruck, soweit der Gegenstand innerhalb der durch Elementar-Unterricht zu gewinnenden Kenntnisse liegt". Hierbei heißt es weiter: „Man hört nicht selten die Behauptung: für die Volksschule sei es genügend, wenn die Kinder nur Lesen und Schreiben lernen, und diese Behauptung läßt eine doppelte Beurtheilung zu. Ist sie dahin gemeint, das Kind solle nur so viel vom Lesen und Schreiben lernen, als etwa erforderlich ist, um für gewisse Dienstleistungen geschickter zu sein, so ist diese Ansicht von dem Zweck des Sprachunterrichts in der Schule nicht blos eine wahrhaft klägliche, sie ist auch unsittlich und unchristlich; denn sie geht aus von der Selbstsucht, die den christlichen Mitbruder nur als ein Mittel für die eigenen Zwecke, als eine bloße Maschine behandeln will" u. s. w. (S. 55.)

Von der Grammatik der Muttersprache gehört so viel in die Volksschule, „als einerseits erforderlich ist, das Gelesene mit Sicherheit zu verstehen, und als anderseits sich aus einem verständigen Lesen von selbst ergiebt". (S. 56.)

Vom Rechnen gehören die vier einfachen Rechnungsarten und die einer anschaulichen Behandlung fähigen und in allen Lebensverhältnissen ihre Anwendung findenden in die Volksschule. (S. 57.)

„In den Elementar-Unterricht in der Raumlehre gehört: die Kenntniß aller sowohl ebenen als körperlichen Figuren, die Kenntniß derjenigen Eigenschaften derselben, welche aus der Entstehung der Figuren abgeleitet werden können, und das Verfahren bei deren Ausmessung und Berechnung, alles jedoch nur insoweit, als es auf anschauliche Weise begründet werden kann." (S. 61.)

„Was von der alten Geschichte (für den Elementar-Unter-

richt) nothwendig ist, gehört in die biblische Geschichte, und ist hier mit wenigen Stunden abgethan, das Wenige aber, was auf diese Weise und in dieser Verbindung erlernt wird, ist für den Elementarschüler wichtiger als Alles, was aus weitläuftigen Lehrbüchern vorgetragen, erlernt und doch nicht verstanden wird. Auch für die neuere (christliche) Geschichte giebt es einen Anknüpfungspunkt für den Elementar-Unterricht, das ist der bürgerliche und kirchliche Zustand des Volkes." (S. 64.) Endlich gehört auch einige Kenntniß der vaterländischen Geschichte dazu.

Schließlich sagt er: „Was über Naturgeschichte und Naturlehre, Geographie und gemeinnützige Kenntnisse zu sagen wäre, wollen wir hier um so mehr übergehen, als es sich in der Kürze doch nicht vollständig darlegen läßt." (Vielleicht auch, weil alles Uebrige als besondere Disciplin gar nicht in den Elementar-Unterricht gehört.) „Nur das Eine wünschte ich klar gemacht zu haben, daß der Elementar-Unterricht überall das Bedürfniß des Lebens, nicht das gemeine des körperlichen Daseins, sondern das edlere des menschlichen Geistes berücksichtigen soll." (S. 65.)

Was dieser Aufsatz, aus dem ich das Vorstehende entnommen, etwa Abweichendes von der „Anweisung über die Einrichtung der allgemeinen Elementarschulen", einem im Schulblatt 1843 S. 3 fgg. mitgetheilten Schul-Gesetz-Entwurf aus dem Jahre 1818 enthält, das ist ganz untergeordneter Natur. In den Grundzügen jenes Aufsatzes ist er überhaupt, und das kann ich nicht oft genug wiederholen, weil das eine seltene Erscheinung ist, sich immer treu und konsequent geblieben; die Theorie der einzelnen Unterrichtsfächer entspricht aber den mitgetheilten Ansichten und Grundsätzen in allen Stücken.

Das erste und elementarste, für die Volksschule und für die Schule überhaupt Wichtigste, nämlich der Leseunterricht, ist von ihm auch am meisten besprochen worden. Hierher gehören zuerst Schulblatt 1837 S. 273: „Geschichtliches über den Leseunterricht, mit Rücksicht auf die Methode der Griechen und Römer", zugleich eine Ankündigung der in demselben Jahrgang S. 379

befindlichen „Anweisung zum ersten Leseunterricht", welche kurz nach dem Erscheinen der Handfibel als Beigabe und Erläuterung für den Lehrer erschien. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, daß diese Anweisung in einzelne Abschnitte mit besonderen Ueberschriften getheilt ist, damit doch gewiß etwas davon gelesen werde. Das soll aber kein Vorwurf sein für die Anweisung sondern für die große Zahl derer, welche aller Anweisungen überhoben zu sein glauben. Unermüdlich thätig gerade für das Erste in der Schule schrieb er Jahrgang 1838 S. 382 fgg.: „Beiträge zur Verbesserung des Leseunterrichts in Schulen", ebenfalls paragraphirt und ein wenig weitergehend in der Technik des Leseunterrichts und somit eine Fortsetzung und Weiterführung der Hauptabhandlung von 1837. Auf diesen ersten Abschnitt: „Das richtige Lesen des einzelnen Wortes" folgt Jahrgang 1839 S. 237 fgg. ein zweiter Abschnitt: „Das richtige Lesen des Satzes". Wie charakteristisch sagt er am Ende: „Aber es wird der Regeln zu viel, und es ist im Grunde doch immer nur dieselbe. — Die richtige Betonung lernt nur, wer Lesenswerthes mit rechter Aufmerksamkeit lies't und das Gewicht jedes einzeln Gedankens sich klar macht." (S. 268.) Wie bald er sich des Gelingens seiner Bestrebungen zu erfreuen hatte, erkennt er dankbar an, Schulblatt 1840 S. 35: „Einige Worte über die Berlinische Handfibel und das Berlinische Lesebuch." Er fand seine Methode so bewährt, daß er nun auch nach ähnlichen Erscheinungen sich umsehen konnte. Das that er Schulblatt 1841 S. 131 fgg. in den „Anweisungen zum Unterricht im Lesen" über Stephani, Kawerau, Krug, Graßmann, Stern, ohne bestimmte Zeitfolge. Ich will aber, um in der Reihe zu bleiben, gleich den Aufsatz, Schulblatt 1841 S. 178 fgg.: „Ueber die gangbarsten Lesebücher für Volksschulen" anfügen, wo er S. 183 die fünf allbekannten von Rochow, Wilmsen (2), Zerrenner, Hempel heraushebt, und sich für Hempel's Volksschulfreund und Wilmsen's Kinderfreund am wenigsten günstig ausspricht (S. 199). In dem launigen Aufsatze: „Was ist früher dagewesen, Buchstabieren oder Lautieren?" beweiset er, daß der Erfinder der Buchstabenschrift lautiert und

zwar so lautiert habe, wie er es in seiner „Anweisung zum ersten Leseunterricht“ als die einfachste und natürlichste Weise empfohlen habe. (Schulblatt 1843 S. 83 fgg.)

Unmittelbar anknüpfend an die „Anweisung“ von 1837 sind die „Bemerkungen über die Methode des ersten Lese-Unterrichts“, wie eine Anmerkung besagt, in amtlichem Auftrage für einen besondern Zweck ausgearbeitet; Schulblatt 1844 S. 174. Der § 11 spricht über den Zweck der Handfibel. Polemischer Natur ist „die Fabel im Lesebuch“, Schulblatt 1844 S. 495 und eine Vertheidigung der bei der Composition der Handfibel und des Lesebuchs befolgten Grundsätze. Gewiß war es ihm dabei um keine Suprematie zu thun, geschweige denn Alleinherrschaft; im Schulblatt 1846 S. 177 beurtheilt er „drei neue Schriften über Behandlung des ersten Unterrichts im Lesen“, die in der That nicht viel Unerhörtes zu bieten scheinen, mit Schonung und Anerkennung. Zu den genannten Aufsätzen kommen nun noch kürzere Anzeigen neuer Erscheinungen in fast zahlloser Menge; aber auch diese ungerechnet, möchten die genannten Abhandlungen hinreichend andeuten, daß es Keinen gegeben, der ernster und wissenschaftlicher das erste Schulbuch, die Handfibel, begonnen und ausgeführt und weitergeführt hat.

Mit gleichem Eifer und Ernst war er bemüht, dem Sprachunterricht in der Volksschule seine Gränzen vorzuzeichnen. Die erste hierher gehörige Abhandlung steht Schulblatt 1837 S. 33 fgg. „Ueber den Sprachunterricht in der Volksschule“. Er dringt vor Allem auf Abschaffung aller wissenschaftlich klingenden und abstrakten Zuthaten, Benennungen und Erklärungen; das verständige und ausdrucksvolle Vorsprechen und Lesen eines Satzes wird dem Kinde am besten seine Form mit seinem Sinne deutlich machen. Wie leicht und naturgemäß seine Lehre ist, deutet er selbst am Schluß mit den Worten an: „Diejenigen, die gern auf der gebahnten Heerstraße bleiben, werden mit einiger Verwunderung meinen, das Alles sei doch nichts Neues und verstehe sich gewissermaßen von selber. Darin haben sie freilich nicht Unrecht, aber gerade darum frage ich mit Recht, warum sie es denn nicht schon längst so gemacht haben.“

(S. 75.) Als kritisch-historische Beigabe dazu kann die mit frischem Humor geschriebene Recension: „Ueber die Anleitungen zum Sprachunterricht von Scholz, Honcamp und Wurst", Schulblatt 1838 S. 159 genannt werden; (vergl. Schulblatt 1847 S. 29 fg. über die Aufnahme seiner Ansicht vom Sprachunterricht, und Schulblatt 1847 S. 154 fg.) Die Sprachdenklehre von Wurst wird am günstigsten, der Sprachlehre von Scholz am wenigsten günstig beurtheilt. S. 180 wird auf das Eindringlichste das einfache Prinzip der oben genannten ersten Abhandlung gegenüber dem ganzen grammatischen Wust und Wortkram befürwortet, und Faust muß seine Verse beisteuern, um die Definitionsjäger auf ihre dürre Haide zu jagen. In demselben Sinne und mit fast noch schärferer Betonung ist geschrieben Schulbl. 1842 S. 79: „Soll man den Sprachunterricht an den Leseunterricht anschließen?" Denn es heißt S. 83: „Der Sprachunterricht in der Volksschule kann nur den Zweck haben, Klarheit im Denken, Sicherheit im Verständniß fremder und Fertigkeit im Ausdruck eigener Gedanken hervorzubringen. Nun giebt es für diesen Zweck kein einfacheres und wirksameres Mittel, als wenn der Schüler angeleitet wird, inhaltreiche und gut ausgedrückte Gedanken gleichsam nachzudenken, sie sich klar zu machen und anzueignen, und sie hiernächst mit einiger Freiheit wiederzuerzeugen und darzustellen." S. 86 fg. wird die Weise genauer angegeben, wie der Sprachunterricht sich an den Leseunterricht anschließen muß. (Vergl. die anerkennende Beurtheilung des Buches von Fr. Otto: „Das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache." Schulbl. 1847 S. 45 fgg.) In der schon einmal genannten Verfügung des Königl. Schul-Collegii der Provinz Brandenburg vom 13. Juli 1844, „den Sprachunterricht in Volksschulen betreffend" (Schulbl. 1844 S. 345) werden die oft ausgesprochenen Lehren und Grundsätze amtlich ins größere Publikum gebracht; einige Zeit nachher, Schulblatt 1846 S. 89, hatte er sie gegen einige Scheinangriffe eines kecken aber nicht wohlgesattelten Anonymus, eines Vorspuks von 1848, zu beschützen. Vergl. auch den Aufsatz: „Die pädagogischen Blätter des

Herrn Seminarlehrers Löw in Magdeburg", Schulblatt 1847 S. 259 fgg., wo S. 263 sehr nachdrücklich die Ansicht von der Methode des Sprachunterrichts gegen die leichten Angriffe und groben Ausfälle eines Herrn Löw wiederholt wird.

Für den Rechnenunterricht nenne ich zuerst: Schulbl. 1838 S. 198: „Beschreibung eines einfachen Apparates zur Veranschaulichung des ersten Unterrichts im Zählen und Rechnen"; der Apparat ist noch einfacher als der in dem Aufsatz über „Warteschulen" (Schulbl. 1837 S. 243) beschriebene. Die Hauptabhandlung ist aber die „Anleitung zum Elementar-Unterricht im Rechnen", in 32 Sätzen von der einfachsten Operation, daß die Kinder von 1 bis 5 an den Fingern zählen lernen, durch die vier Spezies bis zum § 32: „Die Kinder werden geübt, den bei einer Division bleibenden Rest in Bruchtheilen zu berechnen." Als Ergänzung dazu mag der Aufsatz: „Zwei Bemerkungen über den Elementar-Unterricht im Rechnen" Schulbl. 1843 S. 481 gelten; die erste betrifft die Pestalozzische Einheits-Tabelle, welcher er seine in den früheren Aufsätzen beschriebenen Rechnenstäbe und Feldertafel vorzieht; die zweite das Verfahren beim Borgen. Dann erwähne ich noch Schulbl. 1847 S. 168: „Soll in unseren Elementarschulen die Rechnung mit Decimalbrüchen gelehrt werden?" mit der natürlich verneinenden Antwort. Sonst finden sich häufig einzelne Rechnenaufgaben gestellt und gelöset, und O. S. hatte gerade für den Rechnen-Unterricht sein Lebenlang ein besonderes Interesse.

In wie weit die Raumlehre in die Volksschule gehöre, hat O. S. in dem Aufsatze Schulbl. 1845 S. 61: „Die Raumlehre in der Volksschule" fast mit denselben Worten, möchte man sagen, wie in dem genannten: „Zweck und Umfang des Elementar-Unterrichts"; natürlich geht er mehr ins Spezielle.

Wie wohl sich die mathematische Geographie für den Volks-Unterricht eigne, zeigt er in der Abhandlung: „Ueber die Behandlung der mathematischen Geographie in Volksschulen", Schulbl. 1843 S. 200, die, wie die Unterschrift zeigt, abgebrochen — aber leider nicht fortgesetzt ist. Nichts, meint er, liege dem gemeinen Verstande

so nahe und lasse sich auch so populär begreiflich machen, als gerade diese sogenannte Weltkunde, wenn man sie nur recht und einfach genug lehre. Das Wie zeigt er in mehreren Paragraphen. (Vergl. dazu Schulbl. 1841 S. 81 ff.: „Ein Apparat zur Versinnlichung der ersten Begriffe der mathematischen Geographie.")

Ueber den Unterricht ferner in der Geographie und Naturgeschichte sind zwei Abhandlungen mehr referirender Art, beide im Schulbl. 1839 S. 36: „Die Naturgeschichte in der Volksschule, nach den Ansichten von Oken, Fr. Thiersch, Suffrian, Lüben und Anderen"; zugleich als zweiter Artikel über das im Jahrgang 1838 besprochene Werk von Fr. Thiersch: „Zustand des öffentlichen Unterrichts" und S. 56: „Ueber einige Lehrmittel beim Unterricht in der Geographie, namentlich über die Erdgloben von Menzel, Adami und Kämper."

Die Abhandlung: „Ueber den Unterricht in der biblischen Geschichte" giebt ebenfalls als Ergänzung zu der oft genannten von 1836 noch einmal, „daß der Religions-Unterricht in unseren Volksschulen mit der biblischen Geschichte beginnen, von da zur Kenntniß der vorzüglichsten Kirchenlieder fortschreiten und mit den Hauptlehren des Katechismus den Beschluß machen soll". Schulbl. 1840 S. 147 fg. Und im Jahre 1849 (Schulbl. S. 546) lautet seine Lehre um kein Haarbreit anders. Ein Belag und eine Ergänzung zu den ausgesprochenen Grundsätzen ist der Aufsatz: „Ueber die gangbarsten Bearbeitungen der biblischen Geschichte", Schulbl. 1840 S. 319 fgg., über die Bücher von Hübner, Küster, Fiedler, Jahn, Morgenbesser u. A. Eine Ergänzung endlich sind auch die beiden Aufsätze im Schulbl. 1842 S. 188: „Eine Anfrage, die Behandlung der Biblischen Geschichte betreffend" und S. 411: „Zur Beantwortung einer Anfrage, die Behandlung der Biblischen Geschichte betreffend".

Außer diesen speziellen Materien des Volksschul-Unterrichts nenne ich mehr beispielsweise: „Ueber den Elementar-Unterricht im Lateinischen, mit Rücksicht auf Hamilton und Jacotot und neuere Vorschläge" Schulblatt 1840 S. 455; ferner: „Ueber

einige für Volksschulen geeignete Abbildungen der schädlichsten Giftpflanzen" Schulbl. 1837 S. 168 fgg.; über „Stammeln und Stottern" Schulbl. 1840 S. 340 fgg., zugleich noch ein Beitrag zur Anweisung zum Lese-Unterricht; ferner: „Die Ruthardt'sche Methode des Sprach-Unterrichts", welche er zwar keine neue aber zur Stärkung des stark vernachlässigten Gedächtnisses wohlgeeignete Methode nennt; Schulbl. 1843 S. 345 fgg.

Doch genug! Nun rechne man die Kritiken und Anzeigen über Bücher im Felde des Elementar-Schulwesens dazu, die an äußerem Umfang wohl ebenso bedeutend als die Aufsätze sein dürften, dann wird man einen billigen Schluß machen können auf die fast maßlosen Anstrengungen für die Hebung des Volksschulwesens. Endlich aber muß man neben dieser schriftstellerischen Unermüdlichkeit im Schulblatt, das außerdem noch eine große Zahl von Aufsätzen enthält, welche nicht unmittelbar den Unterricht angehen und deshalb besser im letzten Abschnitte besprochen werden, man muß, sage ich, die faktischen Beweise und Beispiele seiner Pädagogik, seine Lehrbücher, nicht minder hoch in Anschlag bringen. Dahin gehört vor allen Dingen die Handfibel, dann das Berlinische Lesebuch in 2 Theilen, die biblische Geschichte, die Geistlichen Lieder für Schule und Haus, die deutsche Grammatik, das lateinische Tirocinium; in allen das gründlichste Studium und die ruhigste Ueberlegung und Erfahrung! Und daneben erschienen Werke, wie die Lieder Paul Gerhardts, und wurden neue angefangen, die wie das Rechenbuch leider unvollendet geblieben sind. Und wie viel vortreffliche Berichte aller Art mögen seine amtliche Wirksamkeit auszeichnen!

So ist die Menge des Geleisteten unstreitig einzig und bewundernswürdig, der Werth und die Güte des Geleisteten ist bei allen Verständigen und Kundigen und bei Jung und Alt unbestritten. Und so dürfte kaum die Schlußfrage nöthig erscheinen: Was hat er also in seinem Amte geleistet? da die Größe und Mannigfaltigkeit seiner Leistungen in Aller Bewußtsein haftet; indeß will ich mich doch bemühen, das scheinbar Unermeßliche in enge Worte zu fassen, etwa so: O. S. ist als der Schlußstein und wahre

Höhepunkt des bis dahin für das Volksschulwesen Erstrebten anzusehen. Was Pestalozzi gefühlt und geahnt, aber auszusprechen und darzustellen nicht vermocht hat und auch nicht in sich auszubauen und weiterzubilden wußte, was Pestalozzi nur zu einer beschränkten und in vieler Beziehung unbehülflichen und unvollkommenen Praxis schaffen und erheben konnte: das hat O. S. als Basis alles Volks-Unterrichts für alle Zeiten wissenschaftlich fixirt; und alle Regulative aller Zeiten werden ohne eigenen Schaden nichts davon abthun oder dazuthun, wie die Regulative von 1854 augenscheinlich neben den früheren Reglements die pädagogischen Grundsätze und Lehren von O. S. vor Augen oder im Gedächtniß gehabt haben. O. S. hat mit der ganzen Anstrengung seiner Feder und seines Amtes auf den rechten Anschauungs-Unterricht als den einzig zweckmäßigen und ersprießlichen für die Volksschule hingewirkt, das ist seine Hauptleistung. (S. Schulbl. 1841 S. 295: „Von der Bildung des Anschauungs-Vermögens." Schulbl. 1845 S. 200 fg.)

Aber nicht minder segensreich ist sein Wirken für Verbesserung und Hebung der äußeren Verhältnisse des Schulwesens. In allen diesen Beziehungen konnte er mit gerechtem Stolze auf seine Vergangenheit zurückblicken; — aber er war nichts weniger als stolz, und das will ich nun in Beantwortung der zweiten Frage: **Wie war er in seinem Amte?** zeigen.

In der Entgegnung an den Herrn Pfarrer zu Elbei heißt es S. 6: „Ich weiß recht gut, daß ich auch als Beamter in vielen Stücken gefehlt haben mag. Zwar das Bessere habe ich immer redlich gewollt, aber ich mag nicht immer das Bessere erkannt, nicht immer die rechten Mittel gewählt haben; es ist besseren Männern, als wir beide, ebenso ergangen. So ließe sich vielleicht ein ganzes Verzeichniß von Fehlern, die ich begangen habe, aufbringen; aber was Sie darüber wissen, dessen wird nicht viel sein, und wenn es nichts anderes ist, als was Sie andeuten, so ist es der Mühe nicht werth, davon zu reden." Und weiter Schulbl. 1844 S. 23: „Wo

Klagen über Unfügsamkeit der Schullehrer geführt worden sind, da hat es, so weit meine Erfahrung reicht, immer auch auf der andern Seite an irgend einem Erforderniß der rechten Schulaufsicht gefehlt, am häufigsten an der rechten Weise, sich gegen den Schullehrer zu stellen. Wer nur den Aufseher macht, der findet kein Vertrauen, wer als Vorgesetzter auftritt, keine Liebe; wer bei der Beurtheilung seiner Verhältnisse zur Schule immer auf die Instruktion zurückgeht, mit dem knüpft sich nie ein menschliches Verhältniß an. Das Verlangen nach amtlichen Instruktionen ist daher auch meist von denen ausgegangen, die nicht hoch genug standen, um in der Natur des Verhältnisses und in dem Zweck der Schulaufsicht selber ihre Instruktion zu finden." u. s. w. Und weiter S. 25: „Einem strengen und unfreundlichen und theilnahmlosen Vorgesetzten gegenüber soll er sich bescheiden und fügsam beweisen, ohne dem eigenen Werke etwas zu vergeben; einem unfriedfertigen und anmaßenden Collegen gegenüber soll er sanftmüthig, dienstfertig und liebreich sein."

Ich könnte solcher Belegstellen für die Charakterschilderung des Schulraths fast aus jeder seiner zahllosen größeren und kleineren Abhandlungen, Rezensionen, Anzeigen, Verfügungen u. s. w. herausheben. Es ist in jedem Satze und Gedanken, und so soll es bei dem gediegenen und wirklichen Schriftsteller sein, der Charakter in seiner Vielseitigkeit und Einheit, in seiner Schärfe und vollendeten Durchbildung auf das Klarste wie in dem reinsten Spiegelbilde zu schauen und zu bewundern.

Für seine Freunde wie für seine Widersacher bedarf es nicht der Versicherung, daß er ein ganzer Mann war, für seine Nachkommen und für Schulfreunde späterer Zeiten will ich wenigstens durch noch einige Stellen aus seinen Schriften die Kenntniß seiner Persönlichkeit anschaulicher machen. — Er war ein ganzer Mann und jeder Zoll an ihm ein Schulrath. Zu einem ganzen Manne aber gehört es, daß er ein klares und tiefes Wissen, ein männliches Herz und eine Herzensbildung habe, zu welcher Religion und Wissenschaft das Gleiche und ihr Köstlichstes hergegeben haben. Die vollkommene Herzensbildung aber begreift alle übrigen Tugenden in sich,

die den Mann zur Zierde der Gesellschaft machen, Leutseligkeit, Gutmüthigkeit, Freigebigkeit, Mildthätigkeit, Bescheidenheit. Ob in ihm die Herzensbildung die Verstandesbildung überragte, oder ob umgekehrt das Herz dem Verstande sich fügen mußte, das mag und kann ich nicht entscheiden; aber ich weiß dafür von etwas Höherem zu sagen, daß Herz und Verstand niemals in Streit geriethen, sondern in vollkommener Einigkeit und Innigkeit eben das Bild eines ganzen Mannes immer frisch erhielten.

Und jeder Zoll ein Schulrath! Ja freilich war er für seine Stadt und seine Umgebung und für die Provinz der Schulrath κατ' ἐξοχήν. Und wenn dieser Titel mit verschiedenem Accent und verschiedener Gebärde ausgesprochen wurde, nun so ist das etwas Menschliches, und wer von Vielen gefürchtet wird, der muß ein Besonderes an sich haben; und das braucht nicht immer gerade Strenge und Härte oder gar Unbilligkeit und Ungerechtigkeit zu sein. War er doch ein geborner Schulrath, in seinem Wissen, nach menschlichem Ermessen und Maßstab, unfehlbar und Alle überragend, in seiner Liebe zum Volke und zum Volksschulwesen unerschütterlich und wie ein rechter Sorger und Schulenvater sein soll, unbeirrt und fest und ohne Schwäche, und in seinem persönlichen Verkehr mit dem Einzelnen freundlich und gefällig und, wo es sein mußte, mit Rath und That behülflich; auch, wo es galt, und das bedarf kaum der Erwähnung, im Stillen ein Tröster in der Noth und ein Stiller mancher bitteren Sorgenthräne. Und doch war er, der stets liebreiche Geber geistiger und leiblicher Gaben, gefürchtet und gemieden? Und doch zitterte man vor dem freundlich-ernsten und höflichen Examinator? Gewiß, und es wäre wunderbar, wenn's nicht so gewesen wäre, und die Jahre von 1840 bis 1848 hätten einen Beweis für ihren nothwendigen Verlauf weniger, wenn nicht Haß und Furcht auch diesen Edlen im Stillen verfolgt hätten.

Zu der gewöhnlichen Furcht schwacher Geister und eines nicht überall klaren Bewußtseins kam nun noch die politische Spaltung sammt den religiösen Dissenters, und die Politik ward Deckmantel der wissenschaftlichen und religiösen Schwäche und Unwissenheit. Ich

kann mir also keinen andern Grund denken, als daß man seine geistige Ueberlegenheit unbequem fand, noch unbequemer seinen Ernst in ernsten Dingen und seine Religiosität, am unbequemsten aber seine unerbittliche Strenge gegen Schlechtigkeit der Gesinnung.

Und nun mögen in bunter Reihe einige Sätze aus seiner Feder folgen, die da zeigen sollen, mit welchem Ernste und welcher Würde und mit welcher Stetigkeit und Bestimmtheit er vom Volksschulwesen und von seiner Mission dachte. Schulbl. 1838 S. 193 (aus dem schönen Aufsatze: „Das ewige Einerlei beim Elementar-Unterricht", einer wahren Trostschrift für schwankende und weiche Gemüther): „Es ist wahr, der Elementar-Unterricht bewegt sich in einem bestimmten, aber man kann nicht sagen, in einem engen Kreise. Religion, Lesen, Schreiben, Gesang, Rechnen und Raumlehre umfassen doch das Größte und das Schönste, was der Mensch nur zu denken vermag." Und S. 194: „Wenn nicht die Lesestunde, dieses ewige Einerlei, das doch immer ein Anderes ist, für dich selbst eine der anziehendsten und für deine Schüler eine der anregendsten Lektionen ist, so nimm immerhin an, daß du noch nicht lesen kannst, wie ein Schulmeister lesen soll" u. s. w. S. 195: „Und nun vollends der Unterricht im Gesange, bei dem es doch deine Hauptsorge sein wird, die schönsten unserer Kirchenmelodien einzuüben. Es ist ja unmöglich, daß nicht deinen Schülern und dir selber das Herz aufgehen sollte, wenn das Lob Gottes verkündigt wird aus dem Munde der Kinder, und wenn du dir dabei sagen kannst: etwas habe ich auch dazu beigetragen, daß diese schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist." Und S. 196: „Es ist fürwahr ein thöricht Ding, wenn ein Lehrer den einen Lehrgegenstand für vornehmer hält als den andern; es ist ein verkehrtes Ding, wenn er meint, die Ehre des Lehrers liege in den Gegenständen, die er zu lehren hat, nicht in der Geschicklichkeit, mit der er zu lehren weiß; aber es ist ein böses Ding, wenn ein Mensch nicht mehr fröhlich ist in seiner Arbeit, und das nur darum, weil er sich für seine Arbeit zu gut hält." Und S. 197: „Es ist überall ein ängstliches Ding, wenn der Lehrer nicht mehr weiß, als was er gerade zu lehren hat."

Und am Schluß S. 198: „Ein rechter Elementarlehrer, der da weiß, was es mit seinem Unterricht auf sich hat, und vornehmlich ein solcher, dessen Wissen zugleich in das Gemüth übergegangen ist, klagt gewiß nicht über das ewige Einerlei seines Unterrichts; es wäre auch Niemand Schuld daran als er selber, wenn sein Unterricht wirklich ein ewiges Einerlei sein sollte."

In derselben Klarheit spricht er Schulblatt 1838 S. 459: „Der größte Fortschritt des Elementar-Unterrichts ist angemessene Beschränkung" und S. 460: „Nicht der Lehrer hat seine Schule am meisten gefördert, der den meisten Lehrstoff gegeben, sondern der hat es, der seine Schüler am meisten zur selbständigen und sicheren Anwendung ihres Wissens geführt hat. Das ist der Fortschritt, den Jeder wünschen muß, der den Zustand unserer Schulen und die Beschaffenheit unseres Unterrichts kennt; alles Streben in das Weite, Unbestimmte und Bodenlose hat Schwächung der Kraft und Verflachung der Gesinnung zur Folge und ist nicht Fortschritt sondern Rückschritt." Und zehn Jahre später, im Jahre 1848, heißt es in einer langen Antwort auf ein ungedrucktes Sendschreiben („Ueber die Petition der Lehrer-Versammlung zu Berlin" S. 415 ff.), unter all den Stürmen und unter der scheinbar gänzlichen Verwirrung aller Begriffe, nicht um ein Titelchen und ein Haarbreit anders, und mit welch köstlichem Humor (S. 426 und 440) und welch mildem Ernst zugleich werden die mancherlei Nonsense in den Forderungen der Schullehrer widerlegt und das Gefährliche ihres ungestümen Drängens gezeigt. S. 446: „Auch die künftigen Schulaufseher aus dem Schulstande werden nicht ohne Mängel sein, auch wenn sie von den Lehrern selber gewählt würden. Kein größeres Unglück aber könnte der Schule widerfahren, als wenn die örtliche Schulaufsicht ganz in die Hände von Verwaltungsbeamten, besonders sogenannten Subalternbeamten gelegt würde. Ich habe in diesem Kreise Erfahrungen der traurigsten Art gemacht und bin aus einem Verhältniß zu solcher Schulaufsicht lieber ausgeschieden, als daß ich länger Zeuge und gleichsam Mitschuldiger derselben hätte sein sollen." „So will ich denn wünschen", schließt

er, „daß die künftigen Mitglieder der Schulvorstände und insonderheit auch die künftigen Kreisschulaufseher es den jetzigen an Wohlwollen, Leutseligkeit und Einsicht gleich thun mögen." Nun, der Wunsch blieb unerfüllt wie seine Vorschläge (S. 443), die ein Muster von Mäßigung und Consequenz sind, und freilich von all den damaligen Petitionen sich durch Nüchternheit, Klarheit und Ausführbarkeit gar sehr unterscheiden.

Aber weiter in unserer Blumenlese! Zunächst aus dem herrlichen Aufsatze: „Rückblick auf das Jahr 1846" (Schulbl. 1847 S. 17 fgg.). „Aber es ist jetzt einmal nicht Zeit zu träumen sondern zu wachen; und es ziemt sich nicht, Frieden zu rufen, da doch kein Friede ist. Der rechte Friede kommt uns auch nicht von außen, etwa durch Kabinetsbefehle, Circulare und Verfügungen der Behörden; er kommt nur durch stille Einkehr in uns selbst, durch unbefangene Selbstschau und Prüfung des eigenen Zustandes." In Bezug auf die Pestalozzifeste des Jahres 1846 und die Berliner Pestalozzistiftung, mit der es anfangs nicht recht fort wollte, heißt es in der Vergleichung mit den Stiftungen A. H. Franke's S. 20: „Richtig ist das freilich (daß A. H. Fr. Großes mit kleinsten Mitteln geleistet); aber es ist dabei nur nicht in Anschlag gebracht, daß A. H. Fr. mit und bei jenen sieben Gulden noch ein anderes Kapital besaß, das auch nach damaligem Geldwerth mehr als 8000 Thaler besagte, seine Hingebung für die Sache der Waisenerziehung, sein unerschütterliches Vertrauen zu Dem, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißet im Himmel und auf Erden, das allgemeine Vertrauen in die Lauterkeit seiner Gesinnung und den frommen Sinn seiner Zeitgenossen, die es noch für einen rechten Gottesdienst hielten, Wittwen und Waisen in ihrem Elend zu trösten."

Als die bedenkliche und gefährliche Zeitrichtung mancher Seminare, wie des Berliner und Breslauer, das energische Einschreiten der lange zögernden Behörden nothwendig machte, da schrie die Presse laut Zeter über den drohenden Einsturz sämmt-

licher Seminare, über die anbrechende Finsterniß. Mit Ruhe und Consequenz heißt es darüber S. 23: „Bis jetzt ist von einer Umgestaltung der Seminare, am wenigsten einer solchen, welche die Lehrerbildung gefährden könnte, noch nirgend die Rede gewesen, und was auch einzelne Finsterlinge wünschen oder einzelne Lichtfreunde als einen Gegenstand von Befürchtungen darstellen möchten, wir wissen's und halten daran fest, daß die Welt im Ganzen niemals zurückschreitet, und daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, sie rückwärts zu schrauben."

Wie er so die Furcht vor allgemeinem Rückschritt Anderen nahm, so lehrte er Ruhe und Besonnenheit, und besonders warnte er die neue Zeitrichtung, deren Feldgeschrei: Pestalozzi! war, vor Uebereilung und Verkennung. S. 28: „Wahr ist es, viele unserer jüngeren Lehrer haben ihren Fleiß dem Studium der Pestalozzi'schen Schriften zugewandt, und wenn das Wort „sie kennen ihn nicht" etwas dazu beigetragen haben sollte, so könnte das allein mich über die Mißdeutung beruhigen, die es in manchen Kreisen erfahren hat. Aber es fehlt noch viel, daß man Pestalozzi's Ideen vollständig aufgefaßt, begriffen und selbständig verarbeitet hätte. Und selbst damit ist es noch nicht gethan. Wer ihn kennt, der weiß, daß seine Größe nicht in seinen pädagogischen Ansichten lag, die er zum Theil selbst wieder aufgab und für unreif erklärte, sondern daß seine Größe in seiner unendlichen Liebe für die Armen und Elenden im Volke liegt, in seiner Hingebung für den großen Zweck der Veredlung des Menschengeschlechtes." Vergl. damit Schulnachrichten von 1846 Nr. 10 S. 31: „Vor dem Jahre 1806 wäre Jeder als ein schlechter Patriot verachtet und geschmäht worden, der an der Trefflichkeit, nein! an der Unüberwindlichkeit des Preußischen Heeres gezweifelt hätte; es gehörte eine bittere Erfahrung dazu, uns auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zurück zu führen. Es will mir scheinen, Viele unter uns Schulleuten urtheilen jetzt von der Schule, wie man vor vierzig Jahren über das Preußische Heer urtheilte." Nun, zwei Jahre später ging die Prophezeihung in Erfüllung.

Und endlich S. 31: „Das Schulblatt hat immer gemeint, die Schule solle ein denkendes und sittlich handelndes, thatkräftiges Volk bilden.“

Die eigentliche Blumenlese aber für die Treue und Lauterkeit seines Charakters und die Unwandelbarkeit seines Patriotismus sind neben allen Jahrgängen des Schulblatts besonders die letzten der Prüfungsjahre 1848 und 1849. Wie die Stürme der Zeit die Grundsätze seiner Pädagogik nicht erschüttern konnten, so prallten die trüben Fluthen der Revolution machtlos von diesem Fels des Verstandes und des Herzens ab. „Unsere Leser, heißt es Schulbl. 1848 S. 248, werden nicht erwarten, daß das Schulblatt in den Jubel einiger Blätter über den Fall des früheren Ministeriums und in die mannigfachen Anklagen gegen dasselbe einstimme. Der Unterzeichnete hat sich keiner Art von Begünstigung von Seiten des gedachten Ministeriums zu erfreuen gehabt; die einzige Bitte, die er an den abgetretenen Minister gerichtet hat — sie betraf nicht den eigenen Vortheil des Bittstellers, sondern die Förderung einer Angelegenheit, für welche der Staat schon längst hätte sorgen sollen, und für die er bis jetzt wenig mehr als eben Nichts gethan hat, die pädagogische Bildung der Kandidaten des Predigtamtes — diese einzige Bitte, deren Gewährung dem Bittenden nicht äußere Vortheile gewährt sondern nur Pflichten auferlegt haben würde, hat der Herr Minister, wie es schien aus Rücksichten auf Andere, ablehnen zu müssen geglaubt. Insofern fühlt sich der Unterzeichnete durch keine Rücksicht gebunden, die volle Wahrheit zu sagen; aber es scheint ihm unedel, gerade jetzt und gerade hier seinem Unmuth über Versagtes Worte zu geben; er will sich daher auf Aeußerungen beschränken, die er auch sonst schon, unbekümmert um den Eindruck, den sie etwa machen könnten, im Schulblatte niedergelegt hat.“ Ebenso sind in den Schulnachrichten zum Jahrgang 1846, die bekanntlich besonders im Druck erschienen, Lebensansichten und Erfahrungen, Charakterzeichen aller Art in Fülle zu lesen. Es war überdies ein kritisches Jahr, in welchem die Meinungen sich wild und unstät und leidenschaftlich und feindselig kreuzten. Ich verweise der Kürze

wegen auf Nr. 9 S. 12; Nr. 11 S. 1; Nr. 6 S. 16; Nr. 7 S. 18, S. 23 fg.; Nr. 10 S. 28; Nr. 11 S. 5.

Aber es sei genug hiemit, werde ich doch bald eine ganz andere Lese, wahrlich keine Blumenlese halten müssen. Ich denke auch, daß es der Belegstellen für die Charakterschilderung genug sind. Nun rechne man noch zu allen Eigenschaften seinen köstlichen und nie versiegenden Humor, der auch das Widerwärtigste menschlich annehmbar zu gestalten und auszusprechen ihn gleichsam zwang, einen Humor, der Manchen in Harnisch brachte, dessen siegreicher Uebermacht aber Niemand entgehen konnte, einen Humor, der das Böse und Hoffärtige mit lachendem Munde niederschlug und die Verkehrtheiten bis aufs Blut geißelte, einen Humor, der wie eine frischblühende Wasserrose auf dem tiefen Meere des Wissens schlummerte und sich von dem leisesten Lüftchen zu Leben und Bewegung anregen ließ; diesen Humor, der Musen köstlichste Mitgift, rechne man als den steten Begleiter bei allem Thun und Treiben, bei allem Reden und Schreiben dazu, und man hat den nicht wunderbaren aber doch seltenen Charakter fertig, der den Besten und den Ebenbürtigen lieb und werth war, den schwächeren Geistern zu dominirend, dem eingebildeten Schwächlinge hart und ungerecht, den Schlechten gar unerträglich war.

„Ich verspreche Ihnen, heißt es im Sendschreiben an den Herrn Pfarrer zu Elbei, ich will Sie nicht todt schlagen, will Ihnen auch keinen Mühlstein an den Hals hängen lassen; ich bin wirklich ein friedfertiger Mann, der auch Vernunft annimmt und nicht eben darauf besteht, das letzte Wort zu behalten. Aber — es ist doch nicht ganz leicht mit mir fertig zu werden." Das ist nicht ein Bekenntniß der Unverträglichkeit, wie es hier scheinen möchte, oder der unendlichen Rechthaberei, sondern der Unbeugsamkeit in dem für wahr und gut Erkannten. Diese Unbeugsamkeit und dies unbeirrte und dies unverrückte Hinstreben nach dem einen erhabenen Ziele, das ihm Herz und Verstand vorgezeichnet hatten, war der Grund seiner amtlichen Leiden. Einige mögen dies amtliche Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit, andere mögen es Lust am Regieren, Dekretiren,

Maßregeln nennen — er hatte wahrlich, und wie konnte das solcher Geist auch, keine Lust am Aktenwesen (Schulbl. 1837 S. 275) — ich vermag es im schlimmsten Falle eine weit, aber nicht zu weit getriebene Consequenz zu nennen und ein Gefühl für Selbständigkeit und selbsteigene Meinung, wie sie freilich in unseren Staatsorganismus, und das Faktum ist eben des Paradoxon, nicht immer zu passen scheint.

O. S. war bis Ende 1831 Mitglied der Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission. Seine Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Unpartheilichkeit während dieser fünf Jahre trugen ihm nicht entsprechende Früchte. Die drei andern Collegen der Commission machten Coalition gegen ihn, und er mußte weichen. In einem Schreiben an den Ober-Präsidenten von Bassewitz vom 15. December 1831 sagt er: „Ein an meinen Bruder gerichtetes anonymes Billet, über dessen Verfasser unter allen, die es gesehen haben, nur eine Stimme ist, will mein Ausscheiden aus der Commission (das durch Ministerial-Verfügung erfolgte) als eine Folge von Anmaßungen darstellen, deren ich mich gegen meine Collegen schuldig gemacht haben soll, und warnt zugleich, mich nicht in Gefahr zu stürzen. Wie wenig Gewicht auch auf eine anonyme Mittheilung dieser Art zu legen sein mag, so ist doch so viel gewiß, daß der Verfasser des Billets von meinem Ausscheiden aus der Prüfungs-Commission wenigstens fünf Tage vor Eingang der amtlichen Benachrichtigung Kenntniß gehabt und dieselbe mit einer zwischen mir und meinen Collegen in der Prüfungs-Commission entstandenen Differenz in Verbindung gesetzt hat. Da hiedurch Mißdeutungen entstehen können, welche mir und anderen zum Theil sehr achtbaren Männern unangenehm sein müssen, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, Ew. Excellenz in der Anlage eine getreue Erzählung der Vorfälle in der Prüfungs-Commission, welche der Ungenannte nur aus einseitigen Mittheilungen kennt und dennoch mit großer Härte zu meinem Nachtheil deutet, ehrerbietigst vorzulegen." Die sehr ausführliche und klare Darstellung der Vorfälle schließt mit folgenden Worten: „Weil es sehr wohl denkbar ist, daß dieselbe Handlung amtlich voll-

kommen tadelfrei und von der blos menschlichen Seite doch nicht zu billigen sei, so erklärte ich Herrn X., ich sei es zufrieden, daß die Vorfälle zwischen mir und Herrn X. irgend einem unserer gemeinschaftlichen Freunde in beiderseitiger Gegenwart vorgetragen würden, und wenn irgend einer dieser Freunde, auch der eigene Bruder des Herrn X., mein Benehmen gegen denselben tadelnswerth finde, so wolle ich mich eines Unrechts gegen ihn schuldig geben. Herr X. hat diesen Weg nicht gewählt.“ Wer war nun der Unverträgliche? Das Publikum freilich trifft immer den Unrechten, weil es den Rechten nicht kennt; und es urtheilt nach den äußeren Erscheinungen, nicht nach den inneren Ursachen.

Hiernach ging es eine Weile glatt und regelmäßig, das Jahr 1835 und die nächst vorhergehenden müssen zu den erfreulichen gezählt werden; der Schulfreund erschien als ein freundlicher und geistreicher Vorbote des Schulblatts. Indessen ereignete sich doch so Manches hinter der friedlich aussehenden Scene, das ich nicht mehr genau zu bezeichnen weiß. Was ihn zu dem Wunsche bewogen haben mochte, die Verwaltungs-Angelegenheiten der Schulen seines Departements wieder zu erhalten; was ferner die, übrigens natürliche, neue Geschäftsvertheilung vom 16. September 1837 veranlaßt hat, das weiß ich nur beiläufig vom Hörensagen. Es ging damit ungefähr so zu, wie mit dem Verhältniß zur Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission; er ward Manchem durch seine Consequenz und Unbeugsamkeit unliebsam, und Mittel und Wege, einen Unbequemen los zu werden, finden sich immer; und geheime Operationen kommen viel sicherer zu ihrem Zweck.

Und nun folgen die Motive dessen, was D. S. in der „Abgedrungenen Erklärung“ und in der Correspondenz mit dem Pfarrer zu Elbei veröffentlicht hat. Ich kann doch nicht unpartheiischer zu Werke gehen, als wenn ich nicht seine Darstellung zu Grunde lege. sondern was sein vermeintlicher Gegner A. Diesterweg über ihn gesagt hat, buchstäblich anführe und unterschreibe. Das ist nun freilich keine Blumenlese obiger Art, wie sollte das auch aus einem Diesterwegschen Schriftstück möglich sein; aber das Schicksal spielt

wunderlich: gerade diese Charakterschilderung ist eine Selbstanklage für den Schreiber, ein Ehrenkranz für O. S.

S. 58 des Jahrbuchs für 1851 heißt es: 1) „Herr O. S. hielt viel auf Vollständigkeit der Akten, es gab der Schreibereien unendlich viel. Trotz der vorhandenen Reglements mußten ihm alle halbe Jahre die Lehrpensa detaillirt vorgelegt werden." Zugestanden! Wer beklagt sich über Ordnung und Vollständigkeit? 2) „Herr O. S. regierte zu viel, er regierte in die Anstalt hinein. Ich kann es zugeben, daß dieses mit seiner lebendigen Theilnahme an derselben, die er ins Dasein gerufen, zusammenhing; aber nichts desto weniger lähmt sie den Vorsteher. Diese Eigenschaft hatte Herr O. S. auch vor mir mit Direktoren anderer Anstalten in die ernstesten Konflikte verwickelt." Zugestanden bis auf den unpassenden Ausdruck: Konflikt. Ein Konflikt findet nur zwischen Gleichstehenden statt; ein Vorgesetzter hat niemals mit dem Untergebenen einen Konflikt. Daß ihn übrigens die bedenkliche Richtung des Direktors zu verschärfter Aufsicht veranlaßte und geradezu verpflichtete, fühlte Niemand besser und empfindlicher als gerade der, dem diese Aufsicht galt. 3) „Herr O. S. hatte die Anstalt schlecht fundirt und er ging auf nothwendige Aenderungen nicht ein." Das ist selbstredend eine ganz kindische Beschuldigung; das weiß ja jeder Schreiber, wie viel Instanzen dazu gehören, um eine Anstalt ins Leben zu rufen und zu fundiren. 4) „Herr O. S. legte hohen Werth auf das Auswendiglernen von Kirchenliedern und Chorälen, und er machte dieses Können zu einer Bedingung bei der Aufnahme neuer Zöglinge." Zugestanden! 5) „Herr O. S. hatte über andere Unterrichts-Gegenstände von den meinigen sehr verschiedene Ansichten." Zugestanden! „Ich erwähne nur seine in Verordnungen veröffentlichten Ansichten über den Sprachunterricht, dem ich ohne Grammatik und Logik keinen Werth beimessen kann; ich erinnere ferner an seine Abneigung gegen den sogenannten formalen Unterricht und alles das, was er Methodisiren nannte, da doch eben in der Methode die Kraft des entwickelnden Unterrichts liegt." Ja freilich, das sind zwei ganz verschiedene Ansichten, die eine basirt auf Wissen und Methode, die

andere auf Unwissenheit und Methode! 6) „Herr O. S. hatte überhaupt eine geringe Meinung von dem Wirken der Elementarlehrer an einem Seminar; er zog ihnen die Literaten als solche vor.“ Zugestanden! denn für den ernsten Unterricht der künftigen Volkslehrer wollte er nicht methodischen Wortkram sondern reelles Wissen. Aber es folgt noch ein lieblicher Zusatz: „Es mag in mancher Beziehung gut sein, wenn der Direktor akademische Bildung hat, nothwendig ist es nicht; daß er ein Theologe sein müsse, halte ich für eine sehr schädliche Marotte.“ „Die Literaten sind in der Regel die Verderber der Seminarien; die praktischen Lehrer sind ihre Hauptlehrer.“ Darum verlangte A. D. die „Elementargeister“ mit den Literaten gleich rangirt und gleich gestellt, und das ging und geht doch nicht. 7) „Herr O. S. sah die Juden in dem Seminar ungern; ich dagegen nahm sie gern als Gäste auf.“ Zugestanden, Nathan! 8) „Herr O. S. war geneigt, den Lehrern nach dem Schlusse des Jahres Gratifikationen zu bewilligen.“ Zugestanden!

Das sind vielerlei sogenannte Anschuldigungen und für den, der das gerade Gegentheil von den acht Punkten thut und denkt und ist, ist der Gedanke begreiflich: „Ich kann und darf es nicht verschweigen, ich litt zu Zeiten unendlich; denn ich mußte meine Natur unterdrücken“. (S. 61.) Es ist auch schließlich, da die Natur sich auf lange nicht unterdrücken läßt, folgerichtig, wenn sie von dem Drucke sich um jeden Preis und auf jede Weise zu befreien sucht. Und somit wäre eigentlich dem Unterdrückten kein Vorwurf zu machen, wenn er zu seiner Freiheit gelangt ist. Aber es steht doch noch etwas anders, und da ich bei der Beantwortung der dritten Frage den Namen Diesterweg nur in zweiter Linie zu nennen brauche, so will ich gleich hier, was ich über das ganze Verhältniß zu sagen habe, anführen. Man könnte, wie gesagt, dem D. kaum einen Vorwurf machen, wenn er sich mit dem Erfolg seiner Anstrengungen einfach zufrieden gegeben hätte. Selbst das will ich nicht zu hoch anschlagen, daß er nicht offen zu Werke ging, sondern durch allerlei Hinterthüren und Mittelspersonen auf die Ansicht des Ministers ein-

wirkte. Aber daß er bis dahin persönlich Freundschaft und Freundlichkeit gegen D. S. und seine Familie erheuchelte, das ist schlimmer noch, als daß er in den 40er Jahren in den Rheinischen Blättern und sonst, mündlich und schriftlich, versteckt und verblümt und offen, auf D. S. schmähte und schimpfte. Schlimm ist es ferner, daß er in dem Jahrbuch von 1851 in einem zweiten Aufsatz: „Wie ein Schulrath sein soll und wie nicht" in armseligster Pasquillantenmanier alles noch einmal aufwärmte, was er in der Geschichte seines amtlichen Schiffbruchs schon zum Ueberfluß breitgetreten hatte. Das ist kein feines Todtenopfer und durchaus nicht Zeichen eines wahren Volksfreundes, der ja mehr Liebe und Duldung im Herzen tragen soll als andere Sterbliche. Es ist kleinlich, obwohl gewöhnlich, daß er den Hauptgrund seines Mißbehagens und Mißverhältnisses zu sagen sich schämte; das will auch Niemand gern gestehen, daß sein Nebenmensch geistig höher und bevorzugter über ihm steht, und wenn er's fühlt und im Stillen anerkennen muß, so krümmt er sich schmerzlich, und wenn er eine kleine Seele ist, so wird er sein bitterster Feind. Dazu kommt endlich die Thorheit der gänzlichen Selbstverkennung; es ist Selbstverkennung, wenn er großsprecherisch seinen Haß gegen D. S. den Kampf der alten mit der neuen Zeit nennt; zu einem Kampf gehören Zwei, und D. S. hat niemals gegen D. gekämpft noch kämpfen wollen. Seine Seele war durchaus frei von Haß und Geringschätzung. Darum hätte D. höchstens sagen dürfen: ein Anstürmen der neuen Zeit gegen die alte, oder mit den konkreteren Begriffen: ein Auflehnen der Unwissenheit gegen das Wissen, der sogenannten Methode gegen die wirkliche wissenschaftliche Methode; ein Anlauf des Leichtsinns gegen den Ernst, der Ordnungslosigkeit gegen die Ordnungsliebe; ein Widerbellen sogenannter Lichtfreunde gegen das Christenthum. Welche Selbstverkennung ferner in dem öfter gebrauchten Worte Konflikt liegt, habe ich oben angedeutet. — Und als nach langer Unterbrechung D. S. zum ersten Male wieder im Seminar zur Prüfung erschien mit der ruhigen Würde eines Mannes, der auf dem Wege dahin alle Unbill vergessen hat und von Neuem anzufangen bereit ist, wie unmännlich

gebärdete sich da D., maulend und trotzig saß er in einer Ecke und wollte von Nichts wissen. War das Offenheit? Selbstverkennung war es, und der hielt sich für den Beleidigten, der da hätte von Herzen abbitten und die Ruhe und Milde zum sicheren Pfande nehmen müssen, daß nie etwas Bitteres gegen ihn in solchem Herzen gewesen sei. Selbstverkennung endlich war (und ist) die ganze Schriftstellerei Diesterwegs, Pestalozzisches Wortgeklingel mit belletristischem Inhalt, genährt und weiter getragen von tausend jauchzenden Elementargeistern; ihr Beifall stempelte ihn zum Genie und in ihren Augen war er ein Ausbund von Gelehrsamkeit; um so unbegreiflicher fand er es und um so empfindlicher nahm er es auf, daß weder O. S. noch überhaupt die Herren vom Regiment seine Schriften gutheißen wollten.

Das ist es, was ich ihm hierbei vorzuwerfen habe, und damit sage ich ihm und seinem Andenken auf immer Lebewohl; fortan habe ich es nur mit der Anstalt an sich und ihrem Direktor als solchem und mit den sie berührenden Maßnahmen zu thun.

Und O. S.? Obwohl es ihn auf das Tiefste berührte, von der Regiernng verkannt und im Stich gelassen zu werden und gerade auf dessen Veranlassung, dem er stets freundlich entgegen gekommen war, so wußte er gleich von vorn herein die Person von der Sache zu scheiden; und indem er stets nur das Seminar selbst im Auge behielt, war er in allen Stücken wie sonst; er hat im Schulblatt mit Unpartheilichkeit die Schriften D.'s recensirt, hat ihn mehrfach gegen irrige Auslegungen und Meinungen in Schutz genommen, kurz er hat das keinen Augenblick zu thun und zu üben unterlassen, was man sonst Edelmuth zu nennen pflegt, was ich aber in diesem Falle rein menschliches Pflichtgefühl nennen möchte; denn er hatte es ja eigentlich nur mit der Behörde, nicht mit dem Seminar-Direktor zu thun. Und in der Festhaltung dieses Pflichtgefühls blieb er sich treu bis zum letzten Augenblicke. Was er an Freudigkeit für sein Amt momentan verloren hatte, das ersetzte er durch vielseitig schaffende Thätigkeit; und wenn wirklich ein Funken von bitterem Gefühl in seinem Herzen zurückgeblieben war, so war er

vielleicht nur in der leichteren Erregbarkeit zu merken, mit welcher er Unrecht und Ueberschreitung aller Art empfand und besprach. So trat er aus der Direktion der Erwerbschulen, weil er unwürdige Behandlung seiner selbst und andere Unregelmäßigkeiten nicht zu ertragen vermochte. Daß diese Erregbarkeit mit den Jahren zunahm und besonders in den beiden letzten, 1848 und 1849, sich steigerte, war nicht ein Zeichen seiner Schwäche und des herannahenden Todes, sondern es war die Noth der Zeit, die ihm ans Herz ging und seine Ruhe nahm. Der Gang der Dinge gefiel ihm nicht mehr, er wünschte sich auf eine Zeit hinweg, um zu besserer Stunde wieder da zu sein — und da führte ihn der Tod dahin, wo die Zeiten immer gut sind. — So war O. S. in seinem Amte!

Und welcher Lohn ward ihm für solche Ausübung und solche Anstrengungen seines Amtes?

Wenn man die äußere Ehre der amtlichen Stellung, die anfänglich unzweideutigen Beweise amtlicher Anerkennung, die durch die Stellung gegründete und gesicherte Behaglichkeit der äußeren Existenz und endlich die volle und gerechte Anerkennung der unpartheiischen Welt, wenn man dies Alles, was in den Augen der Mitmenschen das beneidenswerthe, sorgenfreie und ruhige Loos eines Beamten schafft, auch den entsprechenden Lohn der amtlichen Anstrengungen und der Selbstentäußerung nennt: so hat O. S. in den Augen Vieler und Aller, die ihn nicht kannten, seinen Lohn dahin; und es ist ihm nicht anders ergangen wie Tausenden von Beamten, die nach dem Maße ihrer Leistungen vom Staate herangezogen, bevorzugt, benutzt, verbraucht und zurückgesetzt werden. — Aber ich will hier ja nicht von der Löhnung oder Besoldung, die der Fiskus auszahlt, sondern von dem Lohne und Danke sprechen, den die dankbare Mitwelt und der geförderte Staatsorganismus zollen. Ich weiß recht wohl, daß da geschrieben steht: Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte,

wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren; aber ich weiß auch, daß gegen den ewigen Herrn und Meister aller Nachweis und alle Rechenschaft unnütz wäre, wenn Er nicht aus seiner unendlichen Liebe und Gnade selbst uns hülfe. Der Mensch aber unterscheidet zwischen dem himmlischen und dem weltlichen Herrn, und während er vor Jenem sich alle Tage in Demuth und Bitte beugt, steht er vor Diesem mit Bescheidenheit und Festigkeit und mit der Ruhe des guten Bewußtseins und ist gehorsam seines Winks gewärtig — mit Freudigkeit, um Gottes Willen. So denkt und scheidet der Mensch, auch der edelste, so hat auch O. S. in menschlicher Weise gedacht, gefühlt, und wenn es ein Irrthum ist — geirrt. Was er für Kränkung hielt, was seine Seele schmerzlich berührte, das hat er nicht sich noch Anderen verhehlt — und er war nicht von der übermenschlichen Bildung, daß er geflissentlich Alles als eine Lebensprüfung und Tugendprobe und Selbstläuterung geduldig hinnahm. Das geschah doch ohne seine Anstrengung und sein Zuthun nach dem Gesetze seines innersten Wesens und Charakters; sein Verhältniß zu seinen Mitbürgern, zu seinem Vaterlande und zum Staate blieb davon unberührt, und er hat keinen Augenblick aufgehört, so treu, so edel und so innig an König und Vaterland zu hangen, wie in den glücklichsten Tagen seines Lebens.

Darum finde ich nun die Frage nach dem Lohne seines Amtes natürlich und begründet; weil sie an sich eine natürliche und menschliche ist, und weil er selbst sie in stillen Stunden an sich und zuletzt auch von Mund zu Munde oft und eindringlich gestellt hat.

Ueber die erste Hälfte bis zum Jahre 1838 weiß ich nicht mehr Neues vorzubringen. Anerkennungen für die mit seinem Amtsantritt begonnene Organisation des Berlinischen Schulwesens, welche in besonnener und rastloser Thätigkeit gefördert wurde, gab es in aller Weise, und seine Amtsführung brachte ihm in jeder Beziehung gute Früchte, vor Allem Freudigkeit am Gedeihen und Gelingen des Unternommenen. Das unangenehme Gefühl, mit welchem er die Mitgliedschaft der Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission und einige Jahre später das Decernat über einige Anstalten, namentlich das

Französische Gymnasium, abgab, ging in der Mannigfaltigkeit und Rührigkeit seines Amtes und seiner literarischen Arbeiten bald unter, und er ging mit einer Sicherheit und Unbefangenheit und mit so ruhigem Bewußtsein in das Jahr 1839 hinein, daß ihn, der bis dahin sich im Ganzen vollkommen belohnt fühlte für seine Leistungen und seinen Willen, der plötzliche Umschwung zu einer unerquicklichen Existenz nicht unvorhergesehener und niederbeugender treffen konnte.

Um den neutralen Leser des weiteren Nachschlagens zu überheben und ihn mit einigen Federstrichen zum Mitbeurtheiler zu machen, gebe ich folgende Skizze.

O. S. hatte das Seminar in Berlin im Jahre 1831 ins Leben gerufen, im Jahre 1832 berief man den Seminar-Direktor Diesterweg aus Mörs an dasselbe. Im Jahre 1839 ward die Aufsicht über das Seminar durch Ministerial-Verfügung dem O. S. einstweilen entzogen und im Frühjahr 1841 durch eine zweite Verfügung die einstweilige Entziehung zu einer bleibenden gemacht. Im Jahre 1846 mußte O. S. das Seminar wieder übernehmen. Bald darauf begannen die Revisionen, an denen er keinen Antheil hatte, und im Jahre 1847 ward der Seminar-Direktor auf eignes Ansuchen mit seinem ganzen Gehalte pensionirt.

Das hat, wenn man es so hört, seinen ganz natürlichen Verlauf, und Mancher dürfte fragen, wie soll das eine Tragödie sein? Hat ja der Minister selbst nicht anders gedacht und gesagt, daß plötzliche Veränderungen oft genug vorkämen und aus verschiedenen Rücksichten. Und in solcher Weise darüber ungehalten zu sein, wie ist das nur möglich, wo er froh sein könnte, ein beschwerliches und wegen der renitenten Persönlichkeit des Dir. D. unangenehmes Decernat losgeworden zu sein? Es ist aber doch eine Tragödie, denn der Held, der für sein gutes Recht ficht, erliegt im Kampfe gegen geheime Feinde und versteckten Angriff; und es ist eine Tragödie, weil der Held, nicht stark genug gegen seine Widersacher, in den Leumund kommt, weil für die schwächere, für die ungerechte Sache zu kämpfen; und es ist endlich eine Tragödie, weil der Held den

Grund seiner Ohnmacht und Niederlage fühlte und doch nicht abließ von seinem erfolglosen Kampfe für Recht und Wahrheit.

Der Kampf mit den Ministerien v. Altenstein und Eichhorn ist zugleich ein interessanter Beitrag zur Zeitgeschichte, und es ist nicht minder tragisch, ein Ministerium des Fortschritts mit einem Ministerium des sogenannten Rückschritts in einem Cardinalpunkte, der Auffassung des Volksschulwesens, in Harmonie zu sehen, nicht aus Ueberzeugung sondern aus zufälligen Nebenrücksichten.

Der einzige Lohn aber, den O. S. verlangte, war die Anerkennung seiner Wirksamkeit, für welche er sein Leben eingesetzt hatte, und dieser ward ihm seit **1839** nicht mehr ohne Parenthesen zu Theil. Ich verweise im Folgenden auf die „Abgedrungene Erklärung", die mit den authentischen Akten übereinstimmt, und werde nur hie und da, wo es nöthig scheint, aus den Akten ergänzen.

Nachdem O. S. alles das gethan hatte, was ich oben aus dem Jahrbuch für **1851** wörtlich angeführt habe, und nachdem er noch vieles Andere gethan und verbrochen hatte, was da nicht steht, vor allen Dingen die unerquickliche und schädliche Schriftstellerei des Seminar-Direktors nicht billigen konnte und in den Damm der Schicklichkeit zurückzuleiten sich bemüht hatte, dann aber mit seinem Wissen und Geiste freilich ohne sein Wissen und Wollen wie ein Alp lastete auf dem Wissen und Gewissen des Direktors: nach allen diesen peccatis also war die nächste amtliche Veranlassung, nämlich die Berufung und Durchsetzung eines Lehrers gegen den Willen des Schulraths, eine blos äußerliche Handhabe, deren es gar nicht bedurft hätte. Der Winter **1838—1839** verging äußerlich in geordneter Weise, mittlerweile aber war der Minister von den Freunden des Seminar-Direktors, dem Bischof Roß und dem Geheim-Rath Kortüm, für die Wünsche desselben gewonnen. Vergl. das Schreiben an den Herrn Pfarrer zu Elbei: S. **10**: „Fragen Sie diese (Roß und Kortüm), ob und welche Schuld mich bei diesem Verhältnisse trifft. — Ich muß doch wohl ein gutes Bewußtsein haben, wenn ich mich erbiete, das Zeugniß der Herren Roß und Kortüm gegen mich gelten zu lassen." Nachdem schon Einiges hinter der Scene

vorgegangen und besprochen und Alles abgemacht und bereit war, erhielt D. S. am 3. Mai 1839 folgende Eröffnung:

„Ew. W. erwiedere ich auf Ihr Schreiben vom 27. v. M., daß ich Ihrem Eifer für das Wohl der Ihrer Aufsicht untergebenen Anstalten gern alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, an Ihrer Geneigtheit, den Vorstehern und Lehrern der Schulen Ihr Wohlwollen zu bethätigen nicht zweifle und es daher sehr bedaure, wenn Sie die Erfahrung machen müssen, daß Ihr guter Wille verkannt werde. Ich kann mir jedoch nicht denken, daß zwischen achtbaren Männern, die für Einen Zweck zu arbeiten berufen sind, sich ein dauerndes persönliches Mißverhältniß sollte ausbilden können, wenn nicht beide Theile dazu Veranlassung geben und nicht auf beiden Seiten in der Auffassung und Würdigung der gegenüberstehenden Eigenthümlichkeit gefehlt oder der rechte Augenblick für die mögliche Verständigung versäumt wird. Wird aber dieser Augenblick versäumt, so kann das Abwägen der Schuld zwar dem, der die geringere trägt, Beruhigung gewähren, die Wiederherstellung eines auf gegenseitiges Vertrauen zu gründenden Verhältnisses, wie es die Sache, für welche es bestehen soll, unerläßlich fordert, aber nicht sogleich herbeiführen. — In Ihrem Verhältnisse zu dem Seminar-Direktor D. ist es offenbar dahin gekommen, daß eben weil früher ein näherer freundschaftlicher, nun durch gegenseitiges Mißtrauen gestörter Verkehr zwischen Ihnen vorhanden war, eine plötzliche Ausgleichung der Mißverständnisse um so weniger zu erwarten ist, als der ꝛc. D. sich in einem krankhaften und darum Berücksichtigung in Anspruch nehmenden Zustande zu befinden scheint. Ebensowenig würde die Beschränkung Ihrer Thätigkeit für das Seminar auf das formell Amtliche einen Erfolg versprechen und weder Sie befriedigen, noch die geeignete Berücksichtigung der von Ihnen gerügten Mängel möglich machen. Unter diesen Umständen scheint es mir, da weder eine Versetzung des ꝛc. D., noch eine gänzliche Veränderung Ihrer Stellung, wie Sie vorgeschlagen, sogleich zu bewirken ist, am räthlichsten, Sie vor der Hand der Nothwendigkeit zu überheben, mit dem ꝛc. D. in derjenigen Sphäre, in welcher er vorzugsweise zu wirken berufen ist, in unmittelbare und persönliche Berührung

zu kommen, und Sie zu verpflichten, die Zeit, die Sie dadurch gewinnen, dem von Ihnen zur pädagogischen Unterweisung der Predigtamts-Kandidaten gegründeten Institute zu widmen. — Ich habe hiernach des Herrn Ober-P. v. B. Exc. ersucht, das Referat in den inneren Angelegenheiten des hiesigen Schullehrer-Seminars und der Seminarschule, so wie die herkömmlichen Revisionen derselben bis auf Weiteres Ihrem Collegen zu übertragen und Ihre Bemühungen um die pädagogische Ausbildung der Kandidaten der Theologie, auf welche ich einen hohen Werth lege, nach Möglichkeit zu unterstützen. — Ihren Wunsch, auch der Leitung der Prüfungen pro schola der Elementarlehrer u. s. w. überhoben zu werden, kann ich nicht für hinreichend motivirt erachten, halte es vielmehr angemessen, daß Sie diesen Verpflichtungen fortwährend genügen, selbst an den Entlassungs-Prüfungen der Seminaristen Theil nehmen und jede Gelegenheit benutzen, dem Schulwesen Ihren rühmlichen Eifer fortwährend zu bethätigen."

gez. Altenstein.

Den Wechsel des Referats würde er unter anderer Form verschmerzt haben, obgleich er mit vollkommener Durchdringung die Obliegenheiten eines Provinzial-Schulraths zu erfüllen bestrebt war, aber die angegebenen Motive zu diesem Wechsel, das einzige Wörtlein: Schuld, als habe er seinen Theil Schuld zu diesem Mißverhältnisse beigesteuert, — das machte ihn geradezu untröstlich, weil er sich rein von jeder Schuld fühlte, weil er von seiner Seite von gar keinem Mißverhältniß wußte, weil er gleichsam in eine Kategorie, in einen Topf geworfen war mit dem, der hinter seinem Rücken operirt hatte, und weil er augenscheinlich in den Augen des Ministers Unrecht hatte. Einen solchen Lohn hatte er freilich nicht erwartet; er wollte und begehrte auch keinen Lohn, er wünschte nur sich zu rechtfertigen. Der unfreundliche Ton des ministeriellen Schreibens drückte ihn zu Boden; er bat um Gründe, um Data, um die geheimen Klagepunkte; er bekam nichts zu hören, denn es war in der That nichts da, als persönliche Rücksichten auf einen Mann, der nöthiges Falls mit Verrücktwerden gedroht hatte.

Die Briefe um Untersuchung und Rechtfertigung an Geh. Rath

Kortüm vom 5. Mai, Ober-Präsident von Bassewitz vom 6. Mai, Minister von Altenstein vom 6. Mai, 23. Mai und 25. August erhielten die schließliche Antwort des Ministers, daß es bei der Verfügung vom 3. Mai einstweilen noch verbleiben müsse (23. December). Und als der Ober-Präsident von B. zu Anfang 1840 auf Wunsch des Ministers anfragte, ob O. S. geneigt wäre, in das Verhältniß zum Seminar wieder einzutreten, erklärte er sich dazu bereit, wenn er die Beschwerdepunkte, die gegen ihn vorgebracht worden wären, erfahren hätte.

Das geschah auch diesmal ebensowenig, wie nach dem Tode des Ministers, wo alsbald die Frage wegen des Seminars aufs Neue ventilirt wurde, zuerst mit dem provisorischen Minister von Ladenberg und dann mit dem Minister Eichhorn.

Das Resultat aller mündlichen Verhandlungen und Correspondenzen war, daß am 6. Februar 1841 die provisorische Bestimmung des Ministeriums Altenstein durch das Ministerium Eichhorn in eine bleibende verwandelt wurde.

Man fragt natürlich, wie es möglich sei, daß ein Ministerium, das notorisch von anderem und neuem Geiste beseelt und geleitet war, in dieser Frage mit dem alten Ministerium zusammenstand. Handelte es sich denn um persönliche Ansichten, Vortheile und Wünsche, nur um persönliche Mißverhältnisse, war denn wirklich eine gegenseitige Schuld herausgefunden und anerkannt worden? Alles nicht; sondern was das Ministerium Altenstein nach einseitigen Mittheilungen einseitig beurtheilt und beschlossen hatte und durch allerlei nicht recht deutliche Motive und Redensarten von persönlichem Mißverhältnisse, gegenseitigem Mißtrauen, wovon keine Silbe wahr ist und zutreffend, zu begründen bemüht war, auch nach richtigen Regierungs-Grundsätzen und dem Prinzip der Unfehlbarkeit festhielt: das adoptirte das Ministerium Eichhorn, denn es blieben ja zunächst dieselben Räthe, und der neue Minister mußte sich von ihnen instruiren und führen lassen. Und da man nun zu Anfang allerlei wichtige Reformen im Kopfe und im Willen hatte, so durften so kleine Intermezzos nicht störend die Zeit in An-

spruch nehmen, und so ward brevi manu die einstweilige Anordnung zur bleibenden gemacht.

Der Arme aber, der nur sein gutes Recht wollte, der nur die Anerkennung begehrte, daß ihm Unrecht geschehen war, der auch faktisch diese Anerkennung durch allerlei Versprechungen und Entschädigungs-Zusicherungen erhielt: der ward wie alle Bittenden und Drängenden lästig, unbequem, unwillkommen. Das war sein Lohn!

Noch wunderbarer wird der ganze Hergang, wenn man erwägt, wie nebenher der Seminar-Direktor wegen seiner unpädagogischen und unpatriotischen Schriftstellerei wiederholt und ernstlich vermahnt und verwarnt wurde. Man wußte von vorn herein eigentlich und noch ausgesprochener von 1835 an, was man an ihm für einen Staatsbürger hatte; man schützte ihn aus persönlichen Rücksichten gegen das Interesse des Staates und des Schulwesens, und statt ernstlich schon damals gegen ihn vorzugehen, bestärkte ihn vielmehr das Ministerium Altenstein und durch seine Nachgiebigkeit und Unschlüssigkeit auch das Ministerium Eichhorn, in seiner gewohnten Weise fortzuwühlen!

Gegen diese Richtung ist O. S. stets offen und ehrlich aufgetreten und hat sie nicht blos in Diesterweg sondern in allen ähnlichen Autoren mit der ganzen Schärfe seines Geistes bekämpft; zum Besiegen dieser literarischen Hydra gehört freilich eine Herkuleskraft, und die hat nur ein Minister. Aber man ließ ihn nicht nur im Stiche, man opferte ihn gegen Den, den man gern los sein wollte, und den man auf alle Weise nachher los zu werden suchte. Gewöhnlich pflegt man den Vorgesetzten in Schutz zu nehmen, und der Untergebene muß sich fügen oder gehen. Diesmal ließ das Ministerium den Vorgesetzten fallen, ohne sich das Warum? recht klar gemacht zu haben; und das war eine Herzkränkung, welche er bis zu seinem Tode gefühlt hat. Die späteren Ereignisse, welche dieser Katastrophe folgten, waren nur geeignet, die Kränkung immer neu aufzufrischen.

Gewiß hatte das Ministerium Eichhorn alsbald das Unge-

rechte der neu beschlossenen Maßregel eingesehen; es geschah deshalb die Aufforderung an O. S., einige Bitten vorzuschlagen und deren eventuelle Gewährung zu gewärtigen. Das war der Anfang oder der gute Wille zur Einlenkung, man wollte um der sonstigen Vortrefflichkeiten des Schulraths willen Etwas und ein Uebriges thun; die Schuld und das Mißverhältniß waren einmal anerkannt, und daß man sich hierbei versehen oder übereilt hatte, konnte und durfte man nicht zugeben noch eingestehen. Die ministeriellen Verfügungen halten diesen Gesichtspunkt mit starrer Logik und Consequenz fest, und es darf nur von Seiten des Untergebenen geirrt und gefehlt werden. In dem Schreiben des Ministers von Altenstein an den Ober-Präsidenten von Bassewitz vom 23. December 1839 heißt es: „Es frägt sich, ob es durchaus nothwendig, das bisherige interimistische Verhältniß noch ferner fortbestehen zu lassen, oder ob es rathsam und möglich ist, das frühere zurückzuführen und dem Schulrath S. das Referat in den Angelegenheiten des hiesigen Seminars wieder zu übertragen. Die Möglichkeit, sich für letzteres zu entscheiden, hängt lediglich davon ab, ob der Schulrath S. jetzt im Stande ist, die zu meinem Bedauern in ihren Hauptmotiven von ihm nicht gehörig gewürdigte provisorische Maßregel richtiger zu beurtheilen, und ob er es über sich vermag und des Willens ist, in der ihm anzuweisenden Stellung zu dem Seminar den Unterschied der Verpflichtungen und Befugnisse des Direktors und der beaufsichtigenden Behörde nie aus den Augen zu verlieren."

Der Ober-Präsident von B. und der Vice-Präsident Weil, welche dem Schulrath amtlich und persönlich näher standen und täglich fast mit ihm verkehrten, gestanden zwar das Mißverhältniß und die vorläufige Unthunlichkeit und Unmöglichkeit einer Wiederherstellung des früheren Verhältnisses ein, aber aus anderen Gründen; denn sie wußten, daß der Referent ohne Schuld an diesem Mißverhältniß war, daß der Seminar-Direktor allein alle Veranlassung gegeben habe, und sie bemühten sich unablässig aber erfolglos gegen die ministerielle Amalgamirung der beiden Persönlichkeiten. Denn das Ministerium hielt an der einmal beliebten Auffassung fest und

die Bemühungen der Präsidenten des Schul-Collegiums waren fruchtlos. Natürlich geht es dem, um dessen Sein oder Nichtsein es sich handelt, bei dem Widerstreit der Meinungen immer schlechter; alte Geschichten werden aufgerührt und als Beweise herangezogen, und es geht zuletzt über all den Aeußerlichkeiten das Wesen und der Kern des Ganzen verloren. So redet man sich auch sonst wohl im Eifer des Vertheidigens und Anklagens in eine ganz andere Situation hinein, und es kommt zu allerlei unerfreulichen Erörterungen, die man hinterher gern ungesagt lassen würde. So nur endlich kann ich mir eine Stelle in dem Schreiben des Ministers von Altenstein vom 19. März 1840 erklären: „Die zu E. E. Kenntniß gebrachte Klage des Direktors Diesterweg, daß der Schulrath S. durch die Art, wie er in die spezielle Leitung des Seminars eingreife, ihm alle Selbständigkeit und Freudigkeit in seinem Wirken nehme, ließ sich ohne Weiteres nicht zurückweisen, da, wie viel Grund sie auch in der besonderen Eigenthümlichkeit des rc. Diesterweg haben mochte, sich nicht annehmen ließ, daß der Schulrath S., der, wie die Erfahrung ergeben hat, bei allem ihn auszeichnenden Eifer in dem persönlichen amtlichen Verkehr mit den Direktoren und Lehrern, die ihre Ansicht der seinigen nicht unbedingt unterordnen, sich Vertrauen zu gewinnen nicht besonders glücklich ist, dazu gar keine Veranlassung gegeben haben sollte. Es würde daher, weil eine Beruhigung des rc. D. auf außerordentlichem Wege nicht zu erzielen war, eine Untersuchung unerläßlich gewesen sein, und diese, wie sich von selbst versteht, den Wechsel des Referats nothwendig gemacht haben. Diese Untersuchung sofort zu veranlassen, mußte ich Anstand nehmen, da mir der in physischer und psychischer Hinsicht damals große Besorgniß erregende Zustand des rc. D. bekannt geworden war."

Diese Consequenz des Ministeriums Altenstein schien mit dem Tode des Ministers zum Theil aufgegeben werden zu sollen. Eine Eröffnung des Minister-Verwesers von Ladenberg vom 8. Mai (mitgetheilt durch den Ober-Präsidenten v. B. am 16. Mai) verordnete zwar die einstweilige Fortdauer der Maßregel des früheren

Ministeriums, gewährte aber einen eventuellen Urlaub und eine Reiseunterstützung zu einer achtwöchentlichen pädagogischen Reise. O. S. schlug diese vorläufigen Entschädigungen in der Eingabe an den Ober-Präsidenten v. B. vom 16. Juli 1840 aus und wiederholte seinen alten Antrag und Bitte um Mittheilung von Gründen. Es ist immer der eine Umstand, der ihm das Blut warm machte, daß er schuldig sein solle an dem Ganzen. „Die getroffene Anordnung enthält aber auch eine thatsächlich und wörtlich ausgesprochene strenge und nachdrückliche Rüge meines amtlichen Verhaltens, die ich nicht verdient zu haben glaube und die ich deshalb ablehnen muß." Mit ähnlicher Consequenz schloß auch er: „Wenn gleich die gedachte Verfügung (vom 3. Mai 1839) es zweifelhaft läßt, wen von uns beiden die größere Schuld treffe, so kann doch Niemand, der auf den Erfolg sieht, darüber in Zweifel bleiben, daß Ein Hohes Ministerium die größere Schuld mir beigemessen habe, da Hochdasselbe den Anträgen des rc. D. sogleich Folge gegeben hat, die meinigen aber ganz unberücksichtigt geblieben sind."

Dieser erneuerte Antrag um Untersuchung, resp. Aufhebung und Modifizirung der Verfügung vom 3. Mai 1839 erhielt die lakonische Antwort vom 2. August 1840, daß die Gewährung der Anträge schwerlich zu einem persönlich befriedigenden Resultate führen würde. Das Warum? werde Herr Geh. Rath Kortüm mündlich mit ihm besprechen „und hofft das Ministerium, daß es ihm gelingen werde, Sie zu beruhigen und Vorschläge zu machen, durch welche die Mißverhältnisse, deren Fortdauer nur zum großen Nachtheil der Verwaltung gereichen würde, beseitigt werden können." O. S. fragt nun an, ob der 15. August im Ministerium zur Besprechung genehm wäre. Er erhält keine Antwort, geht hin, wartet ½ Stunden vergebens, und findet bei seiner Rückkehr ein Schreiben vom 14. datirt, worin der Geh. Rath K. mit kurzen Worten meldet, daß es ihm leid thue, seinem Wunsche, am 15. im Geschäfts-Lokale des Ministerii mit ihm Rücksprache zu nehmen, nicht entsprechen zu können. O. S. wußte nicht, was er dazu sagen sollte; er machte sofort (16. August 1840) dem Ministerium erneuerte Vorstellung

und erklärte den mißglückten Versuch der Rücksprache. Er bat aufs Neue um Untersuchung: „Bis jetzt hoffe ich, daß eine Untersuchung, bei der mir gestattet wird, mich zu verantworten, mein Verhalten sowohl gegen den Direktor D. als in Beziehung auf das hiesige Seminar als pflichtmäßig und vorwurfsfrei darstellen wird. Sollte sich aber auch herausstellen, daß ich ohne Wissen und Willen in irgend einem Stücke gefehlt und mein Verhalten eine Rüge verdient habe, so werde ich auch das als einen Gewinn für mich und für die Sache ansehen, und es soll an mir nicht liegen, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen.“ Untersuchung und Offenheit; keine Rüge ohne Gründe!

Tags darauf kam von Geh. Rath Kortüm eine Entschuldigung und Bitte, ihn zur freundschaftlichen nichtamtlichen Rücksprache in seiner Wohnung zu besuchen. In der Antwort sagt D. S.: „Es mag wohl sein, daß durch die ersten Schritte in dieser Sache (des Seminars), die ich erst spät und beiläufig erfahren habe, mein Vertrauen zu Ihrem Wohlwollen und Ihrer Unbefangenheit mehr als gut und billig erschüttert worden ist; aber ich denke doch immer, daß es bis zu diesem Punkte nicht hätte kommen können, wenn Sie mir damals, als sich Herr Direktor D. an Sie wandte, auch nur einiges Vertrauen geschenkt hätten.“ Die Antwort K.'s vom 19. August bestimmte den 21. August zur Rücksprache. In Folge dieser Rücksprache erging eine ministerielle Eröffnung vom 29. August 1840: „Das Ministerium nimmt keinen Anstand, Ihnen sein Bedauern zu erkennen zu geben, daß Sie die Verfügung des verewigten Herrn Ministers vom 3. Mai pr. so gedeutet haben, als sei die darin verfügte Maßregel eine Folge bestimmter amtlicher Versehen, die Sie sich hätten zu Schulden kommen lassen, da doch darin nur von dem persönlichen zwischen Ihnen und dem Direktor D. bestehenden Mißverhältniß, wozu gegenseitig Veranlassung gegeben sein müsse, die Rede ist. Wenn in der gedachten Verfügung das Wort Schuld vorkommt, so zeigt die vorhergehende Periode, wie auch die, in welcher es vorkommt, hinreichend, daß damit nichts anderes gemeint sei, als die Veranlassung, die, wie das Ministerium gern an-

erkennt und in Rücksicht auf Ew. Wohlgeboren wiederholte Versicherung gar nicht bezweifelt, Ihrerseits ganz unbewußt gegeben sein kann." — „Sie dürfen sich daher bei der Versicherung, daß die getroffene Maßregel nur aus diesen Gründen (dem Besorgniß erregenden Zustand des Direktors D.) verfügt ist und keine anderen dazu vorhanden gewesen sind, vollkommen beruhigen."

Das ist wunderbar, statt des Wortes Schuld wird Veranlassung gesetzt, und sonst bleibt Alles beim Alten; das Mißverhältniß, gegen das O. S. ebenso protestirte, ist nun einmal constatirt und nach dem Wunsche einer Parthei beseitigt. Das nennt man doch, Einen mürbe machen, auf Demosthenisch καταπολιτεύεσθαι oder niedermaßregeln. Aber weiter! „Das Ministerium hat Ihre Verdienste um das Schulwesen der Stadt und der Provinz nie verkannt und daher auch sehr bedauert, daß Ihre Wirksamkeit in Beziehung auf die Vermittlung der Leistungen des Seminars für das hiesige Schulwesen eine momentane Hemmung erlitten hat und daß Sie durch die Art, wie die Verfügung vom 3. Mai pr. von Ihnen aufgefaßt ist, es erschwert haben, die nur für den Moment als nöthig erkannte und als vorübergehend bezeichnete Maßregel bald wieder aufzuheben." (In demselben Sinne spricht sich ein Ministerialschreiben an den Ober-Präsidenten von B. vom 29. August aus.)

Das ist ebenso wunderbar und schwer zu fassen! Weil O. S. sich im tiefsten Herzen gekränkt fühlte und seinem gerechten Kummer Luft machte und Recht und Gerechtigkeit verlangte, darum hatte er die Aufhebung der Maßregel erschwert? — Und zum Schlusse endlich: „Das Ministerium hegt aber nunmehr die Hoffnung, daß Sie demselben die zur Wiederherstellung der Einheit der Leitung des Seminar- und Elementarschulwesens im Königl. Provinzial-Schul-Collegium zu treffenden Anordnungen mit vollem Vertrauen überlassen, und wenn sie zum erwünschten Ziele führen, mit gewohnter Hingebung sich dem unterziehen werden, was die Sache, der Sie dienen, von Ihnen verlangt."

Auch dies Letzte ist wunderbar! Nach der Eröffnung, daß er

die Veranlassung zu dem gefährlichen Zustand des Direktor D. gewesen sein müsse, und daß er durch sein Verhalten nach dem 3. Mai pr. die Beibehaltung der Maßregel verschuldet habe, soll O. S. nunmehr auch vernünftig sein und volles Vertrauen haben! Das erwünschte Ziel aber war, wie gleich klar sein wird, nicht etwa seine vollständige Rehabilitirung sondern die Entfernung des Direktors D.

Und Alles blieb beim Alten, die Ansicht der Behörden, der drückende Unmuth des Schulraths, das Verhältniß des Seminars, die Wirksamkeit seines Direktors. Und als nun Eichhorn Minister ward, da ging der unerfreuliche Handel von Neuem los und bald trat er in ein neues Stadium. Eine Vorstellung an den Minister Eichhorn vom 18. December 1840 beginnt mit den Worten: „Es ist mir ein schmerzliches Gefühl, daß die erste Bitte, die ich an E. E. zu richten habe, eine Klage über ein mir widerfahrenes Unrecht sein muß.“ „Wiederholte Anträge mir die Beschwerdepunkte des Direktors D. mitzutheilen und mir die Verantwortung dagegen zu gestatten, sind unberücksichtigt geblieben. Die Nachtheile, die das jetzt bestehende Verhältniß für das hiesige Elementarschulwesen herbeiführt, sind augenscheinlich; zugleich bin ich selbst durch die getroffene Maßregel auf das Tiefste gekränkt, so tief, daß ich die Unmöglichkeit, länger in meinem jetzigen Verhältnisse zu bleiben, mit jedem Tage lebhafter fühle.“ Die in dem Schreiben erbetene Audienz ward gewährt (20. December 1840), und das Resultat war — Alles blieb beim Alten!

Inzwischen nämlich hatte auf wiederholte Vorstellungen und Anfragen der Direktor D. unumwunden schriftlich sowohl als mündlich erklärt, daß er, ohne seine Existenz zu gefährden, nie wieder zu dem Schulrath S. in ein Dienstverhältniß treten könne. Gründe konnte er natürlich nicht vorbringen, Alles war persönliches Unwohlsein. O. S. wurde nicht weiter mit Fragen belästigt, er war ja bereit, jeden Augenblick das Referat anzutreten, wenn man ihm nur einen, auch nur einen Beschwerdepunkt genannt hätte, damit er sich verantworten und rechtfertigen könne. Zudem war der durch den

Tod seiner Gattin tief gebeugte Mann auf Augenblicke von kleinlichen Welthändeln abgezogen; und daraus zogen seine nächsten Vorgesetzten den Schluß, daß eine Verständigung zwischen den beiden Männern für jetzt nicht zu erreichen sei. In der That, Alles blieb beim Alten, die falschen Prämissen, die falschen Folgerungen, die falschen Begriffe: Mißverhältniß, Verständigung. Gerade die beiden, bei denen man nach Mißverhältnissen spürte und um Verständigung sich zu bemühen schien, sie waren sich wohl bewußt, daß es keiner Verständigung bedurfte und daß die Behörden durch die falsche Auffassung der gegenseitigen Stellung den Begriff und die Form eines Mißverhältnisses eigentlich erst geschaffen hatten.

Was sollte nun der neue Minister thun? Inducirt durch den Bericht des Ober-Präsidenten vom 5. November 1840, noch mehr aber durch die Vorstellungen seiner Räthe, denen er vorläufig Folge geben mußte, erließ er, der direkte Gegensatz der Diesterwegschen Richtung, eine Verfügung, die ebenso von Mißverhältniß, Persönlichkeit, Reibungen u. s. w. sprach und die provisorische Maßregel in eine definitive verwandelte. „Der Schulrath S. darf diese Maßregel als eine Verletzung nicht ansehen. Es kommen so häufig Fälle vor, daß bei Collegien aus diesen oder jenen Gründen diese oder jene Geschäfte von einem Decernenten auf einen anderen übertragen werden, so daß Niemand an einer solchen Veränderung mit Grund Anstoß nehmen kann.“ Die Ministerial-Eröffnung vom 2. Januar 1841 theilte der Ober-Präsident am 6. Februar dem O. S. mit der vertraulichen Mittheilung mit, daß der Minister, wenn sich die Möglichkeit zeigen sollte, ihm in der Förderung seiner dem Schulwesen gewidmeten Thätigkeit anderweitig behülflich zu sein und ihm einen Beweis der Anerkennung seines Eifers zu geben, die desfallsigen Vorschläge erwarten würde.

Das war ein freundlicher aber doch in seinen Folgen unglückseliger Schluß. O. S. faßte neuen Muth und neue Hoffnung für die Sache, die er vertrat, und er war sofort mit Wünschen da, die sehr rasch und sehr unbequem kamen, und die man vielleicht in dieser Weise nicht erwartet hatte. „Wenn ich mir gleich nach den bisherigen Erfah-

rungen, heißt es in der Eingabe an den Ober-Präsidenten vom 13. Februar 1841, nur geringe Hoffnung machen darf, daß die Wünsche, die ich in dieser Beziehung hege, in Erfüllung gehen werden, so kann ich doch nach Ew. Exc. wohlwollender Aufforderung nicht Anstand nehmen, sie auszusprechen und um Hochdero geneigtes Fürwort zu bitten." — Seine Wünsche aber waren darauf berechnet, statt der ihm entzogenen Wirksamkeit eine in gleicher Weise ihm zusagende zu gewinnen. Er wünschte: 1) die Privatschule Kronenstraße Nr. 32 zu einem „Pädagogischen Seminar" für je zwölf Predigtamts-Kandidaten erhoben, mit freiem Schullokal versehen und ausschließlich unter seine Direktion gestellt; 2) zum Professor honorarius bei der Universität ernannt zu werden, ohne andere Verpflichtung als das Seminar zu leiten und die hierauf bezüglichen Vorlesungen zu halten; 3) als Entschädigung für seine Mühwaltung 10 Prozent vom Schulgelde für sich berechnen zu dürfen.

Man muß wissen, daß O. S. die Vorträge und praktischen Anleitungen für Kandidaten des Predigtamtes schon seit geraumer Zeit hielt, daß er also nichts verlangte als einige Unterstützung für die Kandidaten und für das ganze Unternehmen und für sich ein mäßiges Honorar, das er ohnehin von der Schule gehabt hatte und nur weiter behalten wollte. Aber es war wohl nicht so gemeint, daß er überhaupt wünschen sollte, oder man hatte vielleicht nur an einen Urlaub und Reiseunterstützung gedacht. Somit kamen diese Wünsche äußerst unbequem. Der Ministerial-Erlaß vom 16. August 1841 an das Schul-Collegium und an O. S. schlug das Eine rund ab, nämlich die Ernennung zum Professor honorarius. Das verfassungsmäßig eingeholte Gutachten der philosophischen Fakultät sprach sich entschieden dahin aus, daß für pädagogische Vorlesungen der Art hinreichend gesorgt und kein Bedürfniß vorhanden sei. Es hatten sich allerlei Pädagogen altes und neues Stils gemeldet, der einzige unter ihnen, der Praxis gehabt hatte und ehedem Rektor gewesen war, der Professor Gabler, hatte nie ein pädagogisches Colleg gelesen, äußerte aber jetzt, daß es doch wohl noch einmal geschehen könne. Die von der philosophischen Fakultät an-

geführten Gründe, daß die Pädagogik lediglich als ein Theil der Philosophie und im Zusammenhange mit den übrigen philosophischen Disciplinen zu behandeln sei und daß die Vorträge für besondere Fachstudirende leicht in eine vereinzelte Technik ausarten könnten: diese waren anscheinend wissenschaftliche Gründe, die aber doch im Hintergrunde persönliche Motive hatten. Je nun, wir wissen ja nicht, in welcher Form bei der Fakultät angefragt worden ist, und ob die Frage ein Ja oder ein Nein involvirte.

Genug! die Hauptsache war beseitigt; „das (Surrogat) Seminar" kam gar nicht in Erwägung, für die Kandidaten-Ausbildung wurden vorläufig auf drei Jahre 300 Thaler verheißen, falls die zu machenden Vorschläge zur Verwendung für zweckmäßig erachtet werden würden. Der dritte Punkt erledigte sich von selbst. — Was Wunder? schon die bloße Wunschäußerung bewirkte sofort Reprimanden. „Se. Exc., heißt es in der Eröffnung des Ober-Präsidenten vom 1. September 1841, haben mich zugleich ersucht, vor allen Dingen darauf zu sehen, daß Sie in Ihrem Eifer, praktisch thätig zu sein, auf Kosten Ihres eigentlichen Berufs, der nach dem Ermessen Sr. Exc. an sich schon umfassend genug sei, nicht zu viel übernehmen, und sofern ich irgend die Besorgniß hege, daß Ihr eigentlicher Beruf durch die Ausführung des neuen Planes leiden würde, es sich von selbst verstehe, daß von letzterem Abstand genommen werden müsse."

Somit war fürs Erste die Sache erledigt. Das Seminar für die Kandidaten ward in dem Schullokale in der Kronenstraße Nr. 32 mit einigen Hindernissen und langen Correspondenzen mit dem Consistorium fortgesetzt. Fast drei Jahre später, am 25. April 1844, erneuerte O. S. seinen Antrag dahin, daß der Minister ihm bei der philosophischen Fakultät der Berliner Universität eine Stellung verleihen möchte, welche ihn zu den beabsichtigten (und schon lange bestehenden) Vorträgen berechtigen würde; und die im Jahre 1841 verheißenen 300 Thaler zu Stipendien für drei an der Knabenschule sich ausbildende Kandidaten des Predigtamts zu überweisen.

Vorläufig geschah die amtliche Anfrage an ihn, wie er etwanigen

Collisionen seiner Vorträge an der Universität mit den ihm obliegenden Geschäftsreisen vorzubeugen gedenke. Er antwortete darauf so vollständig (10. Mai 1844), daß der Bericht des Ober-Präsidenten von Meding durchaus günstig und empfehlend ausfiel (20. Mai 1844). Darauf kam der Bescheid vom 5. Juli 1844: „Ich wünsche vielmehr, daß Sie Ihre Einwirkung auf die pädagogische Ausbildung der Kandidaten der Theologie auch aus dem Grunde auf die jetzt von Ihnen gehaltenen praktischen Vorträge beschränken, weil theoretische Vorträge neben denselben Ihre Thätigkeit in erweitertem Maße wohl nicht ohne beschränkenden Einfluß auf Ihre amtliche Wirksamkeit in Anspruch nehmen würden.“ Ueber den zweiten Antrag aber heißt es: „Die Verwendung — würde ich gern genehmigen, wenn nicht inmittelst jene Fonds in anderer Weise hätten verwendet werden müssen.“

Das war also das Resultat der Verheißungen vom 2. Januar und 6. Februar 1841! Das war die Entschädigung für die Jahre 1839 und 1840! „Ich beruhige mich darüber, schreibt O. S. an den Minister, mit dem Bewußtsein, daß ich beide Anträge nur im Interesse der Sache, nicht in dem meinigen gemacht habe, auch Ew. Exc. nicht mit einem erneuerten Antrage behelliget haben würde, wenn ich nicht durch Hochdero wohlwollende mündliche Aeußerungen dazu ermuntert worden wäre. — Den Antrag, die mir früher in Aussicht gestellte Unterstützung von 300 Thalern zu Stipendien für einige unter meiner Leitung sich ausbildende Kandidaten zu verwenden, glaubte ich um so eher wagen zu können, da noch neuerdings für Zwecke von minderer Wichtigkeit, namentlich für Privat-Pensions-Anstalten (H.) Summen von größerem Belang von des Königs Majestät erbeten und bewilligt worden sind. — Die Ablehnung meiner Anträge wird mich indeß nicht abhalten, für den Zweck, den ich zu fördern wünschte und für den bisher so wenig geschehen ist, so viel zu wirken, als es ohne Unterstützung von Seiten der Behörden geschehen kann.“

Und damit war die Sache zu Ende; die später noch zu seiner Verfügung gestellten 100 Thaler wußte er nicht auf geeignete Weise

zu verwenden; er deponirte sie bei einem Bankier, bis sie ihm zufolge eines Monitums der Ober-Rechnungskammer wieder abgenommen wurden.

Inzwischen hatte die Seminar-Angelegenheit, die O. S. eine Weile als Unbetheiligter aus der Ferne beobachten konnte, die ihn aber in der That weniger als der immer mißlichere Zustand des Schulwesens in Anspruch nahm, ganz natürlichen Verlauf genommen. In einem Rescript vom 3. November 1841 suchte der Minister aufs Neue die einmal genommene Maßregel zu motiviren, diesmal nicht blos durch das ewige Mißverhältniß sondern durch das Unschädliche der Maßregel für das Seminar selbst, und weil doch das Gedeihen der Institute zumeist durch die größere oder geringere Tüchtigkeit der Direktoren und Lehrer bedingt sei; endlich, weil einmal die Abänderung der Maßregel unausführbar sei und die daraus entstehenden Nachtheile sorgfältig vermieden werden müßten. Vergl. Schreiben an den Herrn Pfarrer zu Elbei S. 10: „Ich will mich nicht auf die Ministerial-Rescripte berufen, die sich über die Veranlassung der Maßregel aussprechen, nicht auf die wiederholten Versuche der Behörden, die Sache auf eine mir zusagende Weise auszugleichen, auch nicht auf die vor etlichen Monaten und gegen meinen Wunsch erfolgte Herstellung der früheren Verhältnisse; in Dingen dieser Art kann Vieles amtlich ganz in der Ordnung und, menschlich angesehen, doch sehr tadelnswerth sein. Aber ich muß doch wohl ein gutes Bewußtsein haben, wenn ich mich hiermit erbiete, das Zeugniß der Herren Kortüm und Roß gegen mich gelten zu lassen."

So weit hatte es die Berücksichtigung der Person gebracht! Und dabei ging Alles rasch vorwärts; die Jahresberichte des Provinzial-Schulraths klagten in derselben Weise über die dauernde Hemmung in der Beaufsichtigung und Förderung des Elementarschulwesens; auf der andern Seite veranlaßte die Schriftstellerei des Dir. D. wiederholt Warnungen und protokollarische Verhandlungen. Das Präsidium aber war von jeher für Aenderung, resp. Wiederherstellung des früheren amtlichen Verhältnisses gewesen.

Endlich (19. März 1844) geschah die Anfrage von Seiten des Ministers, ob nicht das Referat dem Schulrath O. S. allenfalls mit einem Correferate wieder zu übertragen sei.

Und damit beginnt ein neuer Akt der Tragödie. O. S. wünschte nicht, das hatte er in allen Jahresberichten gesagt, in sein früheres Verhältniß zum Seminar zurückzukehren, da er bei der Persönlichkeit des Dir. D. ein erfolgreiches Zusammenwirken mit demselben nicht für möglich hielt; aber er wünschte dringend das in der Anordnung von 1839 und 1841 wirklich liegende Mißverhältniß, nämlich „die mangelhafte und gestörte Beaufsichtigung und Regelung des Berlinischen Elementarschulwesens" beseitigt. Es war mehrfach davon und zwar auf speziellen Antrag des Ober-Präsidenten die Rede gewesen, ob nicht durch Versetzung des Einen oder des Anderen oder auch Beider ein geordneter Zustand könne zurückgeführt werden. Aber das Ministerium fand in der Persönlichkeit, in der Besoldung, in anderen Beziehungen unbesiegliche Hindernisse. Das nicht ausgesprochene Hinderniß war die politische Gesinnung und die religiösen Ansichten des Dir. D., die es mit der Zeit unmöglich machten, ihn länger in seiner Wirksamkeit zu belassen, geschweige denn ihn in eine entfernte Provinz, wo man ihn gar nicht bei der Hand und unter Augen hatte, zu versetzen. Darum entschloß man sich, ihn langsam wegzumaßregeln, statt peremtorisch mit ihm zu verfahren und seinen schriftstellerischen Wühlereien mit einem kräftigen Veto! ein Ende zu machen; und zu diesem Wege staatlicher Langmuth, Güte und Geduld wollte man einen, wie es schien, erprobten Führer, den man vorschieben wollte und der ins Feuer gehen sollte, wählen, nämlich den Schulrath O. S.

Nach dem siebenjährigen Interim, das ihm nie seine Ruhe und Besonnenheit, wohl aber Freudigkeit und Lebensmuth geraubt hatte, sollte er nicht zum Frieden gelangen, sondern in ein neues Stadium des Kampfes treten, um mit dem Verlust des Restes seiner Ruhe und Zufriedenheit dem Staate den Frieden zu erstreiten. Und wie er gehorsam war in allen Stücken bis an seinen Tod, so übernahm er endlich auch diese bittere Mission, aber sie zu Ende zu bringen, das

ging doch über seine Kräfte, und die Behörde war nachgiebig genug, ihn zuletzt ganz aus dem Spiele zu lassen und mit frischen Kräften das kleine Kampfspiel zu enden.

Am 16. Juli 1845 erging eine Anfrage an das Präsidium des Schul-Collegiums, ob durch Wiederübernahme des Referats Seitens des S. S. mit Grund Nachtheile für eine gedeihliche Wirksamkeit des Seminars zu befürchten sein würden. Es wurde dabei bemerkt, daß das Ministerium fernere Rücksichten auf die persönliche Stimmung des Dir. D. gegen O. S. nicht für ausreichend halten könne, um dem Letzteren auch weiterhin das ihm eigentlich zustehende Referat über das Seminar zu entziehen. „Wie ich vielmehr glaube voraussetzen zu dürfen, daß es dem S. S. gelingen wird, mit Vermeidung aller persönlichen Rücksichten innerhalb der Grenzen seiner Dienstpflicht der Wirksamkeit des Dir. D. alle gebührende Anerkennung und Förderung zu gewähren: so muß ich gerade für die Richtung und die Entwickelung des hiesigen Seminars die Einwirkung des S. S., welcher seit längerer Zeit mit besonderer Umsicht und Theilnahme sich der Förderung des Elementarschulwesens angenommen hat, für wohlthätig und wünschenswerth erachten."

So ward das persönliche Mißverhältniß, — von dem zu Anfang auch dieses Rescripts die Rede ist, denn es bemüht sich von Neuem die Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit aller Maßregeln zu deduciren — faktisch gestrichen und nicht mehr anerkannt, und so war O. S. plötzlich zu wohlthätiger Einwirkung wohlgeeignet, der nach früheren Mittheilungen nicht eben glücklich in seinem Verhältniß zu Direktoren war. Und hierzu war man auch aus dem Grunde geschritten, weil im Laufe der Jahre beide Männer älter und nach den Ansichten der Behörde zu alt geworden waren, um sie vor ihrem Tode oder Abschiede noch einmal in eine andere Sphäre zu versetzen.

Da fällt mir die Geschichte eines alten Freundes ein, die ich als Pendant nicht vorenthalten will. Ein Lehrer mußte von seinem sehr mäßigen Gehalte noch nahe Anverwandte unterstützen, und da

er Lust und Liebe zur Wissenschaft hatte und nicht durch allerlei Privatstunden (das bekannte „Barbierenlaufen") sich seine Zeit verkümmern wollte, so richtete er sich so knapp als möglich ein, und das Heirathen gab er vorläufig auf. Nach einer guten Weile, da ihm mochten andere Gedanken gekommen sein und er vermeinte, auch seine Schuldigkeit redlich gethan zu haben, reichte er ein Gesuch um Gehaltserhöhung ein. Da erhielt er alsbald eine abschlägige Antwort, und in den mündlichen Motiven hieß es, da er unverheirathet sei, so könne er wohl mit seinem bisherigen Gehalte auskommen. Mit dieser Logik ging er heim und mußte auf andere Gedanken kommen.

Die Ansicht des Ober-Präsidenten von Meding war in Bezug auf die Unmöglichkeit einer wirklichen Einigung mit der seines Amtsvorgängers übereinstimmend; sie neigte sich aber mehr und mehr, und das hatte der natürliche Lauf der Dinge verursacht, auf die Seite des S. S. Zum ersten Male ward nachdrücklich betont, daß die verkehrte Geistesrichtung des Dir. D., welche leider in einem sehr ausgedehnten Kreise nachtheilig einwirke und unzweifelhaft an der vorhandenen Aufregung des Schullehrerstandes eine wesentliche Schuld mit trage, eben dadurch, daß er in den Differenzen mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten faktisch Recht behalten habe, wo nicht hervorgerufen, doch wesentlich verstärkt sei. Aber dennoch, der Urgedanke der gegenseitigen Schuld war auch jetzt noch nicht aufgegeben; man erkannte die von Zeit zu Zeit gesteigerte Verkehrtheit und Selbstüberschätzung des Dir. D. wohl an, aber man läugnete auch nicht, daß der S. S. neben seinen vielen vorzüglichen Eigenschaften die Milde des Charakters und die Geneigtheit, fremden Ansichten (also der Verkehrtheit und Selbstüberschätzung) ihr Recht einzuräumen, wie sie für ein so schwieriges Verhältniß nöthig sein würden, in erwünschtem Maße nicht besitze. Darum müsse man vielmehr statt einer Einigung binnen Kurzem irgend einen ärgerlichen Ausbruch befürchten, der dann doch die Versetzung des Einen oder des Andern nöthig machen würde, und es würde dann vielleicht am meisten das zu beklagen sein, wenn etwa, wie nach seinem Charakter gar

nicht unmöglich sei, der S. S. bei solchen Vorgängen sich auch etwas hätte zu Schulden kommen lassen, und so dem wackeren und verdienten Manne dies unglückliche Verhältniß zu einem Fallstrick würde, die Verkehrtheit des Dir. D. aber immer größer werden würde, wenn ihm bei solchem Conflikt nicht völlig Unrecht gegeben werden könnte. — Das Präsidium rieth schließlich zur längst als unausführbar erkannten Versetzung des Dir. D.

Man sieht, aber man begreift es nicht, wie auch jetzt noch, wo faktisch das Feuer auf den Nägeln brannte, wo schlechterdings etwas Durchgreifendes geschehen mußte, an der alten Logik der Schuld, des Mißverhältnisses, des Conflikts (den Vorgesetzten gegenüber waren S. S. und Dir. D. nach Bedürfniß im Conflikt oder nicht) festgehalten wurde, und an dieser Logik starb O. S. so frühen, frühen Tod!

Nach dieser Antwort des Ober-Präsidenten von Meding (31. Julius 1845) ward O. S. wiederholt wegen der Wiederübernahme des Referats befragt, und am 3. October 1845 antwortete er mit einem motivirten Nein. „Meine Erwägungen, sagte er, haben mich fast immer zu dem Ergebnisse geführt, daß, wenn im Jahre 1839 irgend ein erheblicher Grund vorgelegen haben sollte, mir die Einwirkung auf das hiesige Seminar zu entziehen, jetzt, wo die persönlichen Verhältnisse dieselben geblieben und die sachlichen wenigstens nicht besser geworden sind, schwerlich ein Grund vorliegen könne, mir jene Einwirkung wieder zu übertragen. Herr D. ist die Veranlassung, daß meine Wirksamkeit in dem Haupttheil meines Departements jetzt schon seit sieben Jahren völlig gehemmt ist. Die lange Dauer dieses unnatürlichen Zustandes hat meinen Unmuth darüber nicht mildern sondern nur schärfen können, besonders da alle meine Vorschläge, meine Wirksamkeit nach andern Seiten hin zu erweitern, ohne Erfolg geblieben sind. Herr D. ist in diesen sieben Jahren auch nicht zu besserer Einsicht gelangt; er hat sogar in den Rheinischen Blättern vielfach offene und versteckte Angriffe gegen mich gerichtet, die ich wie billig unbeachtet gelassen habe.“ Dessenungeachtet wollte er von selbst um Wiederübernahme der

Prüfungen im Seminar bitten, um so auch einen Anfang zu machen zu möglicher Verständigung. Inzwischen hatte Dir. D. in Bezug auf eine Broschüre „Zur Erinnerung an H. Pestalozzi von O. S." in den Rheinischen Blättern so unmanierliche Urtheile und Ausfälle gegen den Verfasser veröffentlicht, daß derselbe auch diesen Ausweg und Anfang abgeschnitten sah. „Es liegt mir sehr fern, irgend eine Rüge dieser gehässigen und ehrenrührigen Anfeindungen (im dritten Theile das Nähere) zu veranlassen, obgleich ich es schmerzlich empfinde, daß der Mann, der auf die Gesinnung unserer Lehrer einwirken soll, ihnen das Beispiel einer seltenen Nichtachtung aller Schicklichkeit und der rohesten Behandlung seiner vermeintlichen pädagogischen Gegner giebt; ich nehme auf diese Ausfälle nur deshalb Bezug, um Ew. zu überzeugen, daß nichts Gutes geschafft wird, wenn mir die Angelegenheiten des hiesigen Seminars oder auch nur die Leitung der Prüfungen in demselben wieder übertragen werden sollten. Zwischen mir und Herrn D. ist, wie ich jetzt sehe, ein ersprießliches Zusammenwirken unmöglich."

Ein zweiter Bericht des Ober-Präsidenten von Meding vom 7. December 1845 befürwortete noch einmal und besonders nach den inzwischen vorgefallenen literarischen Unziemlichkeiten des D. die Sistirung der beabsichtigten Maßregel. Darauf erschien alsbald ein ministerieller Erlaß vom 25. December 1845, in welchem die Wiederübertragung des Decernats über das Seminar an den Schulrath S. mit klaren Worten befohlen ward. Bedenken und Gegenvorstellungen des Dir. D. (Brief an den Ober-Präsidenten vom 3. December 1845) wurden nun mit einem Male nicht mehr als gerechtfertigt angesehen; die persönlichen Rücksichten waren erloschen, „indem der Grund zu diesen Bedenken mehr in der Besorgniß vor einem von dem Schulrath S. zu erwartenden ernsten, allerdings den Ansichten und Prinzipien des Dir. D. widerstreitenden Einfluß auf die Richtung des Seminars zu liegen scheine, als in der Furcht vor persönlichen Verletzungen. Letztere zu vermeiden, würde dem Schulrath S. nicht schwer fallen (das hatte man noch vor Kurzem nicht geglaubt); jedenfalls würde der Dir. D. gegen solche Schutz er-

warten dürfen; der von dem Dir. D. gefürchtete Einfluß auf das Seminar sei aber im Interesse desselben durchaus zu wünschen, und der Hauptgrund der beabsichtigten Maßregel."

Jetzt war auch mit einem Male die Möglichkeit da, und der Dir. D. war nicht zu alt dazu, ihn zu versetzen, und es wurde ihm die Aussicht dazu amtlich eröffnet; kurz ein Federstrich machte Alles möglich, leider nicht Alles glatt und eben. Durch Verfügung des Ober-Präsidenten von Meding ward am 3. Januar 1846 das Referat über das Seminar in den freundlichsten Ausdrücken dem Schulrath S. übertragen. In schleuniger Antwort vom 6. Januar 1846 bat O. S. um Gegenvorstellung bei dem Minister, da der von dem Dir. D. wenn auch mit einiger Uebertreibung als hoffnungslos geschilderte Zustand des Seminars nur durch unausgesetzte mündliche Besprechungen, nicht durch schriftliche Verhandlungen gehoben werden könne. „Für den Fall, daß Herr D. sich entschließen sollte, sich mit Pension zurückzuziehen, würde ich allerdings wünschen, daß mir die Leitung des hiesigen Seminars wieder übertragen würde, da ich lebhaft fühle, wie unnatürlich und zweckwidrig der jetzige Zustand ist. Aber ich will auch nicht den Schein auf mich laden, als sei Herr D. um meinetwillen aus seiner Stellung verdrängt worden, und ich wünsche deshalb nicht, daß der Vorschlag, den Herrn D. in einen andern Wirkungskreis zu versetzen oder ihm den Rücktritt mit Pension zu gestatten, mit der beabsichtigten Veränderung in der Person des Referenten in irgend eine Verbindung gebracht werde, die zu Mißdeutungen Veranlassung geben könnte." Dabei empfahl er mit aller Wärme, die Verhältnisse des Dir. D. bei eventueller Pensionirung in vollem Umfange zu berücksichtigen.

Auf diese Vorstellung kam am 14. Januar 1846 die kurze Eröffnung, daß ihm mit dem bezeichneten Tage das Decernat definitiv übertragen worden sei. Eine neue ausführliche und beredte Gegenvorstellung an den Ober-Präsidenten vom 20. Januar 1846 half nichts; nur die endliche Bitte, ihn wenigstens der persönlichen Berührung mit dem Dir. D. zu entbinden, fand Gehör.

Inzwischen war der Zeitungslärm losgebrochen, und grade die Presse jener Tage war in halbwahren Klatschgeschichten ausgezeichnet. Diese Stimmen der Presse waren die Sturmvögel von 1848, wie die Schusterjungen durch ihr gellendes Pfeifen irgend eine Straßenneuigkeit ankündigen. Das hatte O. S. nicht geschreckt, nur die Aussicht auf gedeihliches Zusammenwirken noch unmöglicher gemacht. „Es ist mir bekannt, daß der Vater des Herrn D. in Wahnsinn gestorben ist, ein ähnliches Schicksal soll einen Bruder desselben betroffen haben, und wenn ich mir das ganze Benehmen und Treiben des Herrn D. vergegenwärtige, so muß ich gestehen, daß ich darin nicht blos alle Besonnenheit vermisse, sondern Spuren einer Aufregung finde, die wohl Besorgniß erregen kann. Ich habe deshalb eine innerliche Scheu, mit dem Herrn D. in irgend eine Berührung zu treten. Es ist nicht abzusehen, wohin sein Weg ihn endlich führen wird, und ich hätte am Ende noch zu fürchten, daß er oder Andere mich als die Veranlassung seines Unglücks darstellten. Gerade diese Betrachtung hat am meisten dazu beigetragen, mich über die mir auf Veranlassung des Herrn D. widerfahrene Kränkung zu beruhigen.“

Und nun, nachdem der Ober-Präsident von Meding durch den Erlaß vom 24. Januar 1846 vorläufig die Beschränkung auf die schriftliche Bearbeitung der Seminar-Angelegenheiten verstattet hatte, kam auch die Abhaltung von Prüfungen dazu, und es begann von Seiten des O. S. eine neue Thätigkeit.

Da kam eine andere, eine zwar längst vorhergesehene Lösung. Nicht blos der trostlose Zustand des Seminars, das, wie der Dir. D. selbst meinte, seiner völligen Auflösung entgegenging, auch die ganze Zeit- und Geistesrichtung, welche dasselbe repräsentirte, machte eine Revision desselben nothwendig. O. S., der anfänglich dazu ausersehen war, sie auszuführen, weigerte sich ganz entschieden, sowohl in seinem ausführlichen Gutachten an das Schul-Collegium vom 8. März 1846 als auch in der Antwort vom 20. Mai 1846 auf ein vertrauliches Schreiben des Ober-Präsidenten von Meding vom 17. Mai 1846.

Diese Antwort ist die letzte Kundgebung in Sachen des Seminars; sie ist wörtlich abgedruckt in der oft genannten „Abgedrungenen Erklärung“ (Schulbl. 1848), und da sie für unsere Leser nur bekannte Motive enthält, so übergehe ich sie um so mehr. Endlich also, endlich hatte der arme gehetzte und todmüde Mann Ruhe! Im Jahrbuch von 1851 wird ihm auch dies noch übel gedeutet und ihm zur Pflicht gemacht, daß er sich mit seinem ganzen Einfluß ins Mittel hätte legen müssen. Um wen zu schützen? Und um welche Maximen zu vertreten? Das ist doch ein wahrhaft unglaubliches Verlangen aus unglaublicher Selbstverkennung und Verblendung.

Wie nun die Geschichte des Seminars weiter spielt, gehört nicht hieher. O. S. hatte erst dann wieder mit demselben zu thun, als Direktor D. um seinen Abschied gebeten und ihn erhalten hatte. — Das Nachspiel zu dieser Tragödie blieb auch nicht aus; die Presse schrie, wie sie schon die Jahre her geschrieen hatte, über diesen Sieg der Orthodoxie, und im Jahre 1848 fragte sogar Der oder Jener der in der Vorrede bezeichneten Art nach dem Verlaufe.

Der Staat erfuhr im Jahre 1848, was der Eine gewollt und der Andere nicht gewollt hatte; der Eine zeterte und schreiet noch heute über Undank, der Andere war still und hatte seinen Lohn in seinem guten Gewissen und ruhigen Bewußtsein, und den Undank der Welt, d. h. des Theiles, der ihn nicht verstanden hatte, den nahm er schweigend und duldend mit in sein Grab.

Gegen diesen einen Schmerz der Zurücksetzung und der gänzlichen und absichtlichen Verkennung seines redlichen, richtigen und zweckmäßigen Eifers waren alle übrigen Ereignisse unbedeutend. Sein einmal erregtes Gemüth fand leicht Anlaß zu neuem Kummer, und er fühlte sich bald und oft persönlich verletzt. So machte es ihn unruhig und verdrießlich, daß er seinen Plan, eine zweite Knabenschule zu gründen und mit einem Kandidaten-Seminar zu verbinden, nicht verwirklichen konnte, weil seine Immediatgesuche an des Königs Majestät vom 5. Juli 1845, 28. October 1845 und

10. Juli 1846 aus finanziellen Rücksichten nicht berücksichtigt werden konnten. Es handelte sich nämlich um die Erlangung eines Bauplatzes in der Oranienstraße für einen mäßigen Kanon; und das Ganze war eigentlich eine Wiederholung des im Jahre 1841 auf Ermunterung des Ministers gestellten Antrages, war das erneuerte Streben, für die durch die Entziehung des Seminars gehemmte Thätigkeit neue Wege zu eröffnen.

Auch seinen kleinen Briefwechsel mit einem Gymnasial-Direktor, den er unter dem Titel: „Anlaß, Beschwerde und Abwehr" veröffentlicht und dem Schul-Collegium eingereicht hat, und in welchem das Recht offenbar auf seiner Seite war, würde er schwerlich in glücklicherer Stimmung angefangen, geschweige denn zu Ende geführt und ins Publikum gebracht haben. Aber er war auch gleich zur herzlichsten Verständigung bereit. „Heute Nachmittag (7. Februar 1848) bin ich persönlich bei ihm gewesen, schreibt der Direktor X., habe eine sehr freundliche Aufnahme gefunden und freue mich, erklären zu können, daß ich ganz die alte, oft bewährte Güte des Herrn Schulrath S. von Neuem erfahren habe."

Aus der Direktion der Erwerbschulen trat er, weil er von einem der Direktions-Mitglieder durch einen allerdings unbegreiflichen Brief persönlich beleidigt war und, wie sich nachher ergab, gar kein Grund zu irgend einem Briefe überhaupt vorlag. Die persönliche Ehrenerklärung des Beleidigers, desgleichen das ehrenvolle Collektivschreiben der übrigen Mitglieder vermochten zwar seinen gerechten Unmuth zu beschwichtigen; indessen war auch hier das gedeihliche Zusammenwirken einmal gestört und verloren gegangen. Dieses Intermezzo spielte von Ende 1844 bis 1846.

Es war überhaupt eine böse, böse Zeit, diese vierziger Jahre. Die Gemüthlichkeit des Daseins und der Lebensanschauung war verloren gegangen und einer allgemeinen Erregung und Partheinahme gewichen. Ich will nicht läugnen, daß O. S. auch seinen Antheil von dem allgemeinen Fieber bekommen hatte; natürlich stand er zu seiner Sache treu und unwandelbar.

Um so wunderbarer ist es, daß im Jahre der Entscheidung,

wo bei den Meisten das Fieber erst recht losging und eine ganz unerwartete Krisis bekam, wo über Nacht der Welt der Zopf abgeschossen schien und die Freiheitshelden wie die Pilze aus der Erde wuchsen, daß in diesem Jahre 1848, wo es galt und weil es galt, seine Treue und seinen Muth zu zeigen, O. S. seine Ruhe und Besonnenheit vollkommen wieder gewonnen hatte. Und das war der Lohn, den er selbst sich, den sein ganzes früheres Leben ihm gab, und der ihm süßer schmeckte als alle Anerkennung der Welt.

Was heißt überhaupt Anerkennung der Welt? Doch nichts Anderes als die gute Meinung von Solchen, die eigentlich, weil sie der Sache und der Person gleich fern stehen, gar keine Meinung haben können und von dem Nachbar hören und nachsprechen. Die Urquelle solcher Anerkennung stammt allerdings aus dem Bereich der Betheiligten und der Wissenden, aber sie ist gemeiniglich schon trüb, wo sie zu fließen beginnt, und so wird sie zur Ursache des Maßlosen in der Anerkennung und im Tadel. So ist es ja gekommen, daß O. S. für einen gestrengen und harten Examinator galt, weil irgend Einem oder Mehreren mit Grund das Herz vor und in der Prüfung schlug und sie dann, mit blauem Auge davongekommen, ihre Klugheit mehr als seine Strenge rühmten, während sie seine Nachsicht mehr als ihre Schwäche hätten rühmen sollen. Manchmal versteckte sich, ich denke an einen speziellen Fall, die Unwissenheit hinter Trotz und Ungezogenheit, und die verdiente Strafe wurde dann zur unbilligen Härte gestempelt. Aus allen solchen Kleinigkeiten bildet sich zuerst die Meinung in dem näheren Departement, und von da geht sie hinaus in die Welt mit allerlei Zuthat und Unwahrheit, und so kann es kommen, daß die Welt das redlichste Streben mit Undank, d. h. mit Verkennung und falscher Meinung lohnt, und ein ganz leichtsinniges Verhalten in entgegengesetzter Verkennung zu einem Vorzuge und einer Tugend stempelt.

Um speziell zu reden, die Lebens- und Geistesrichtung von O. S. brachte ihn in Gegensatz zu dem sogenannten Zeitgeiste, und

der lohnte ihm durch seine Organe, deren wir jetzt Eines kennen gelernt haben, mit Verkleinerung aller Art; und das über diesem Zeitgeiste stehen sollende Staatsprinzip ließ sich von diesem doch so weit gängeln, daß es eine geraume Zeit, obwohl mit leiserer Stimme, in diese Verkleinerungen mit einfiel. Das war der Lohn der Welt, der Mitwelt, denn auch die Nahestehenden und Wissenden gehören mit zur Welt, wenn sie sich in ihrem Urtheil nicht frei gemacht und frei erhalten haben. Facit — mach dir nichts aus all dem Gerede und geh mit Gott deinen geraden und guten Weg! So sollte jeder wackere Streiter für Recht und Licht sprechen, aber — ja der Zug zur Welt und ihrem Urtheil ist doch zu mächtig, und verkannt zu werden, ist und bleibt ein unnennbares, ewiges Weh!

Diese Verkennung ward O. S. in vollem Maße zu Theil; sie nagte scharf und rasch an seinem Leben und grub fleißig an seinem Grabe. Sie war sein Lohn!

Und hiermit schließe ich diesen zweiten Abschnitt, um zu dem letzten und schönsten, zur Darstellung seines literarischen Lebens zu eilen. Da wird es nur Freudiges zu berichten geben, und es wird von dem rechten, höheren Lohn, der mehr gilt als alle Zweifelsucht und Verkennung der Mitwelt, manch gutes und liebes Wort zu sagen sein.

Dritter Abschnitt.

Der Schriftsteller.

Es geht oft recht wunderbar zu mit dem Nachruhme, d. h. dem Fortleben eines Namens im Munde und im Gedächtniß einer dankbaren Nachwelt. Denn die Priorität auf dem Gebiete des Geistes ist wie die Erstgeburt mit ihren Vorrechten ein mitunter unfreiwilliges und unverdientes Geschenk des Glückes; die Geschichte aber macht, und sie kann auch nicht anders, den faktischen Anfang irgend eines neuen Fortschritts des Menschengeistes oder einer neuen Wohlthat für die Menschheit, gleichviel ob er mühsam erforscht und errungen oder unbewußt gefunden ist, zu einem unsterblichen Verdienst. Und doch hat auch hier wie überall Alles seinen guten Zusammenhang und vernünftigen Grund; denn schon das Glück an sich, auch das scheinbar unbegreifliche, ist ein Verdienst, weil es eine Gnade ist, die wir bewundernd annehmen und dankbar anerkennen, deren tiefsten Grund aber wir nicht zu erkennen und in Worte zu fassen vermögen. Und so giebt es in der ganzen Culturgeschichte der Welt, wie in der politischen, weder Zufälliges noch Irrationales, und alle kleinen Geister haben seit Ewigkeiten für die großen, zusammenfassenden, einen Halt und Abschnitt machenden vorgearbeitet und alle großen Ereignisse der Cultur sind nur Resultate, Glanz- und Lichtpunkte des unermüdlich und stetig im Stillen und Unscheinbaren fortarbeitenden und wirkenden menschlichen Geistes.

Nun soll man nicht meinen, daß wir mit unserem Ringen und Mühen bald oder schon am Ziele seien, als gäbe es für unsere Nachkommen nichts mehr auszubauen, geschweige denn Neues zu schaffen. Es wird alle Tage geschafft und wird doch am Ende jedes Menschenlebens und jeder Generation nur ein kleines Resultat sein, und schreitet doch die Welt recht langsam, aber dafür auch recht sicher vorwärts und ist erst nach Jahrtausenden kaum da angelangt, wohin ein kühner Gedankenblitz eines Individuums sie augenblicklich versetzen möchte.

Wir dürfen freilich nicht am Speziellen und Einzelnen haften und dürfen z. B. nicht fragen: Wie war es vor 50 oder 100 Jahren um die Wissenschaften und Künste, um die Volksbildung, um die Technologie und alle Erfindungen bestellt? Da würden wir natürlich gleich zur Antwort haben: Wenn das noch 50 oder 100 Jahre so in der bisherigen Weise fortgeht, was bleibt da noch für den Menschen zu erfinden und zu lehren übrig? Wir müssen vielmehr fragen: Was hat das ebenvergangene Jahrhundert mit all seinen Anstrengungen zur Veredlung und wirklichen Förderung des Menschengeschlechtes gethan? Wie viel hat es für das Reich Gottes auf Erden geschafft, und um wie viel ist es der Verheißung Christi: Ev. Joh. 10, 16, näher gerückt? Da giebt's keine andere Antwort, als daß es nicht mehr und nicht weniger als jedes frühere Jahrhundert geleistet hat und jedes spätere leisten wird.

Wie viel das aber sei, das ist schwer in Worte zu fassen, das läßt sich nur heraus fühlen, wenn man z. B. vergleicht, wie sich die menschliche Bildung von vor etwa dreitausend Jahren, also zur Zeit Homers, zur heutigen verhält. Wahrlich, Nichts giebt deutlicher das Gefühl oder auch eine Idee der Ewigkeit, als solcher Vergleich; die dreitausend Jahre sind in der Weiterbildung des Menschengeschlechtes wie ein Moment, der nach aber dreitausend Jahren gar nicht mehr gezählt wird; und wenn man nicht annehmen darf, daß der Mensch von vorn herein vermöge seiner angebornen geistigen Fähigkeiten eine relativ hohe Culturstufe einnimmt, wenn man also die allmählige und stufenweise Entwicklung und Verallgemeinerung der

menschlichen Glückseligkeit annehmen muß, so ist die Arbeit der dreitausend nachhomerischen Jahre, wenn auch an sich riesengroß, so doch nur eine atomistische Zuthat zu der bereits fertigen Errungenschaft homerischer Zeit. Und dabei wirkten und schafften zwei Drittel dieser Jahrtausende unter dem Segen und in der unendlichen Kraft der geoffenbarten Religion, eines Kleinods, gegen welches alle Schätze des Alterthums todtes Gestein sind. Aber so wird auch die Arbeit der kommenden Jahrtausende immer nur eine kaum berechenbare Zuthat zu dem bereits Gewonnenen sein, und so wird es fort gehen in alle Ewigkeit mit der Arbeit und dem Gewinne, und wird kein Ende sein hier auf Erden, gleichwie wir auch keinen Anfang kennen.

Trösten soll uns diese Betrachtung, nicht entmuthigen, denn sie soll uns die Gewißheit geben, daß jeder treue Arbeiter im Dienste der Menschheit seines Lohnes gewiß ist, ob die Welt ihn nun mit Gepränge und Rühmen erhebt, oder ob die stille Freude an der sichtbaren Wirkung seiner Arbeit ihn mit Zufriedenheit und neuem Eifer krönt. Trösten soll uns diese Betrachtung auch darüber, daß die Größe des zeitigen Ruhmes nur eine zufällige, von Glück und Umständen abhängende und bedingte und im Ganzen immer nur ephemere ist, und daß die Apostel der Menschheit und ihre größten Wohlthäter immer mehr zum bloßen Begriff ohne Realität, zum geschichtlichen Namen ohne Begriff werden, je weiter die fortrollende Zeit sie in die Vergangenheit zurückdrängt. Die Nachwelt ist weder undankbar noch unwissend, wenn sie über dem Gegenwärtigen das Vergangene vergißt, wenn das Was ihr lieber ist als das Warum und Woher; das Vergangene muß vergessen werden, damit das Neue und Lebendige sein Recht und seine Wirkung habe, bis auch dies Neue wieder zum Alten wird und vergehet, wie es entstanden und weil es entstanden ist.

Aber es wäre doch nur ein leidiger Trost, wenn diese Prämissen mich zu dem Schlusse bringen und zwingen sollten: Nun, so hat O. S. auch nicht vergebens gelebt, sein schriftstellerischer Ruhm hat seinen Lohn in sich, denn er ist ein auserwähltes Glück, und

für seine Dienste und seine Arbeit am Wohle der Menschheit hat er seinen Lohn dahin; er ist zu seinen Vätern versammelt und damit hat Alles ein Ende: — denn damit würde doch nur ausgesprochen, daß vor dem Ewigen Alles gleich ist oder daß der Tod Alles gleich macht; und es wäre damit nichts Anderes gemeint, als daß die Arbeit des schlichtesten Tagelöhners dem herrlichsten Geistesprodukte zur Seite stehe, gleich berechtigt, weil von höherer unsichtbarer Macht also angeordnet und zugetheilt und befohlen.

Wo bliebe da für Andere, für Alle, für ihn selbst die Lust zur Arbeit, zu immer neuer Thätigkeit, die Liebe zum mühevollen Leben? und wo fände sie Nahrung? Nun, es giebt ein Gemeinsames für Alle, das perpetuum mobile für Alle: die angeborne Lust am Schaffen und die Freude am Geschaffenen. Und daß diese Lust immer neu sei, daß sie immer gleich stark und freudig aus allen Drangsalen und Hemmnissen des Lebens emportauche, das ist die göttliche Segnung des Christenthums, welche dieser Lust das Pflichtgefühl als unermüdlichen Begleiter gesellt hat. Beim Tagelöhner ist es die Tagesarbeit, die er unter seinen Händen schafft und vollendet, und die, wenn sie fertig dasteht, ihm außer der Zufriedenheit, außer dem lohnenden Gefühl redlicher Pflichterfüllung und eines Gott wohlgefälligen und von Gott gesegneten Fleißes auch noch irdischen Lohn einbringt; beim Schriftsteller, um gleich einen weiten Sprung zu machen, ist es die geistige Selbstbefriedigung, die Wonne des Producirens, das freie und ungetrübte Schalten im Zauberkreise selbsteigener Gedanken, das Hineinziehen der ganzen Mitwelt in diesen Zauberkreis und die beständige Versöhnung aller Gegensätze in ihm und die Auflösung aller Disharmonieen der Außenwelt. Für ihn ist „das Lied, das aus der Kehle dringt, der Lohn, der reichlich lohnet". Und somit ist des Menschen Glück und Segen das Erkennen und Erfassen seiner von seinem Schöpfer ihm zugetheilten Mission; sein Unglück und Unstern das Verkennen, Vernachlässigen und Vernichten derselben.

Auch O. S. hat, wie jeder glückliche Erdensohn, seine Mission erkannt und erfüllt. Er war ein geborner Schriftsteller; er mußte

schreiben, nicht um sich klar zu werden sondern um für Viele der Vermittler und Lehrer zu sein. Was er mit seinem Geiste anrührte, das ward ihm so zu eigen, daß er es als Meister beherrschte und für Andere leicht und verständlich und zugänglich machte. Er hatte das vorzüglichste Merkmal eines Schriftstellers: er war durchaus nicht schreibselig, d. h. er schrieb nicht, um zu lernen, um durch vieler Worte Umschweif und mühsames Abarbeiten der Gedanken und des Stils zu einigem Resultat durchzudringen; er schrieb auch nicht, um sich den Namen eines Schriftstellers zu erwerben.

Wie das Wissen und der Gedanke fertig in ihm sich gestalteten und ruhten, so war der Ausdruck dafür fertig und vollendet da; Gedanke und Form — stets harmonisch und unzertrennlich: wenn er dachte, so stand's da schwarz auf weiß, und was er schrieb, das war nichts zufällig aus der Feder Fließendes, das stand klar und fertig in seinen Gedanken und vor seiner Seele.

Er war durchaus nicht schreibselig, aus keiner Feder wohl ist weniger ein unnützes und vergebliches Wort geflossen; ja man kann ohne Vermessenheit sagen, es giebt in der ganzen Reihe und Fülle seiner Schriften kein Wort, das man wegwünschen möchte, kein Wort, das ihn selbst gereuen würde.

Das Fixiren seiner Gedanken durch die Schrift war ihm so zur anderen Natur geworden, daß er bei jeder ernsteren Besprechung nicht blos in amtlichen sondern in wissenschaftlichen Dingen unwillkührlich die Handbewegung des Schreibens nachmachte und mit ihr seine Worte begleitete.

Er war durchaus nicht schreibselig, denn es währte lange, ehe er mit seiner ersten Schrift hervortrat, und als er sein Amt und seinen Beruf wechselte, da vergingen wieder zehn Jahre, ehe er sich, wir wollen es zu seinem Ruhme gerade so aussprechen, stark genug fühlte, um seiner Mission als Schriftsteller vollständig zu genügen.

Und nun will ich mich bemühen, diesen Schriftsteller durch bloße Aufzählung seiner Schriften zu charakterisiren. Von Kritik und Rezensentenmanier wird man billigerweise in diesem Panegyrikus nichts suchen und nichts finden; es würde mir auch schlecht an-

stehen, einen Mann richten zu wollen, über dessen Verdienste als Schriftsteller die Mitwelt längst ihre Meinung geäußert hat; es würde mir um so schlechter anstehen, als ich ihm und seinen Schriften gegenüber mich in jeder Beziehung als Schüler fühle.

Das schriftstellerische Leben von O. S. zerfällt ungesucht in zwei Perioden, die mit dem Wechsel seines Amtes zusammenfallen, also das Jahr 1826 als Gränze haben. Beide Abschnitte sind von gleicher Länge, wenn wir von der beginnenden Selbständigkeit des Hauslehrers an rechnen; beide Abschnitte haben auch das Charakteristische, daß sie eine fast gleiche, ich möchte sagen Vorbereitungszeit vor dem schriftstellerischen Auftreten haben. Die Zeiten der Erndte aber, welche auf dieses ruhige Zuwarten und Zuwachsen folgten, sind nur zufällig von fast gleicher Länge; daran ist der Tod, der auch sonst Alles gleichmachende, Schuld, die schriftstellerische Kraft war ungeschwächt und schien unerschöpflich und würde ohne diesen Haltruf die Schwesterzeit in Allem überflügelt haben.

Die Literaturperiode des ersten Abschnitts umfaßt etwa 12 Jahre, von 1815 bis 1826; die des zweiten etwa 14 Jahre, von 1835 bis 1849. Die Saat- und Sammelzeit dauert in jener 13 Jahre, von 1802 bis 1814; in dieser 10 Jahre, von 1826 bis 1835. Leider kann ich nicht behaupten, im vollständigen Besitz aller seiner geistigen Produkte zu sein. Es wird gewiß noch manche kostbare Kleinigkeit sein, die er irgendwo in Tagesblättern und sonst hat erscheinen lassen und die mir entgangen ist, da sich in seinen wenigen Papieren gar keine Notiz findet, und selbst für manche seiner größeren pädagogischen Schriften, die ohne seinen Namen erschienen sind, kaum Contrakte sich vorgefunden haben. Auch darin war er ein geborener Schriftsteller: er brauchte mit seinem Reichthum nicht ängstlich und haushälterisch zu verfahren.

Die Uebersicht aber der Schriften der ersten Schriftsteller-Periode ist ungefähr folgende:

1. Gedichte. 1805.
2. Schulgrammatik der lateinischen Sprache. 1815; 15. Auflage 1854.

3. Predigten. 1818.
4. Ueber die neuen Assassinen. 1819.
5. Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Bd. 1. 1820.
6. Ueber die geometrische Analysis der Alten. 1821.
7. Ueber Versorgungs- und Aussteuerkassen. 1822.
8. Diophantus von Alexandria arithmetische Aufgaben nebst dessen Schrift über die Polygon-Zahlen. 1822.
9. Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. 1822; 12. Aufl. 1854.
10. Lateinische Gedichte zur Jubelfeier des Astronomen J. E. Bode 1822 und E. G. Fischers 1825 u. A. m.
11. Trinoctium Byzantinum. Carmen elegiacum. 1823.
12. Lehrbuch der mathematischen Geographie. Bd. 1. 1824.
13. De bonarum litterarum communi inter se vinculo. Rede zum Wohlthäterfeste des Grauen Klosters (13. December 1823). 1825.
14. Anthologia latina. 1825; 2. Aufl. 1845.
15. Ausführliche lateinische Grammatik. 1825; 2. Aufl. 1834.
16. Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. 1824.
17. Beobachtung eines vierfachen Regenbogens. In Poggendorf's Annalen 1825. Bd. IV. S. 111.

Endlich gehören hieher noch eine Anzahl deutscher und lateinischer Gedichte, die ich unter der Nummer 10 erwähnen werde, und Kritiken, z. B. eine Vertheidigung seiner Ausführlichen lateinischen Grammatik, die bei Nr. 15 näher bezeichnet werden wird.

Die Schriften der zweiten Periode sind folgende:

1. Der Schulfreund oder fliegende Blätter über Altes und Neues im Schulwesen. 1835 (1836).
2. Ueber die Hörfähigkeit der Taubstummen. 1835.
3. Schulblatt für die Provinz Brandenburg. 14 Jahrgänge und ein Band Schulnachrichten (1846) von 1836—1849.
4. (Berlinische) Handfibel. 1837; 48. Aufl. 1855.
5. (Berlinische) Wandfibel. 1837; 5. Aufl. 1852.
6. Berlinisches Lesebuch. Theil 1. 1839; 14. Aufl. 1854.
7. Tirocinium, d. i. Erste Uebungen im Uebersetzen aus dem

Lateinischen nebst einer kurzen Formenlehre. 1840; 10. Auflage 1855.
8. Geistliche Lieder für Schule und Haus. 1840; 5. Auflage 1851.
9. Biblisches Lesebuch. 1841; 5. Aufl. 1854.
10. Deutsche Sprachlehre. 1842; 6. Aufl. 1854.
11. Lesebuch für höhere Schulen (des Berlinischen Lesebuchs zweiter Theil). 1844; 3. Aufl. 1854.
12. Zum dritten Erinnerungsfest der Kirchen-Reformation in der Mark Brandenburg. 1839.
13. Zur Erinnerung an Friedrich den Großen. 1840.
14. Paul Gerhardts Geistliche Andachten in 120 Liedern. 1842.
15. An den Herrn Pfarrer zu Elbei, Dr. W. Harnisch. (Antwort.) 1846.
16. Zur Erinnerung an Heinrich Pestalozzi. 1845.
17. Raumlehre. 1. Th. 1849.

Hiermit schließe ich diese zweite Reihe, vielleicht mit einiger Caprice, um des Zahlenspiels willen und des 17. Octobers; aber was noch als besonders Erschienenes zu nennen sein möchte, wie die „Vorrede zu Kunze's Sammlung von 450 Aufgaben und Lehrsätzen der Planimetrie. Berlin 1838"; oder, was er vielleicht selbst nicht gezählt haben würde, wie das gelegentlich schon genannte „Anlaß, Beschwerde und Abwehr", oder ein Flugblatt aus dem Jahre 1848 zur Persifflage mancher Ueberstürzungen der Schullehrer, — das können wir recht gut zu Nr. 15 oder auch zu Nr. 2 legen oder es als ungezählten Anhang folgen lassen. Wir müssen überdies noch einen Anhang geben, nämlich von den aus dem Schulblatt besonders abgedruckten und mit besonderem Titel erschienenen Abhandlungen. Das soll später, wo das Schulblatt skizzirt wird, geschehen.

Trotz dieser numerischen Gleichheit, welche sich ohne großen Zwang ergeben hat, sind doch die beiden Reihen sehr verschieden, und die zweite überragt die erstere zunächst an äußerem Umfange um ein ganz Bedeutendes. In der ersten sind der kleineren Abhandlungen mehr, das Verhältniß stellt sich wie 8 zu 6; in der

zweiten dagegen tritt das Schulblatt allein mit 14 Bänden auf, von denen, wie wir bald sehen werden, fast die Hälfte sein geistiges Eigenthum ist.

Die Virtuosität der Produktion war offenbar von Jahr zu Jahr größer geworden und hatte nur scheinbar etwa vom Jahre 1842 oder 1844 an sich auf die Herausgabe des Schulblatts beschränkt. Sein Tod hat Manches unterbrochen, was nun leider unvollendet geblieben ist. Aber die Polyhistorie der zweiten Periode war bei dem bedeutend größeren Umfange kaum größer als jene der ersten Periode. Die beiden Schriftenreihen bieten auch sonst interessante Vergleichungspunkte. Der Einfluß der Lebensstellung ist unverkennbar herrschend.

Die Schriften der ersten Reihe gehören zumeist dem höheren Schulwesen, die der zweiten dem Elementarschulwesen an; dort sind es Theologie, Mathematik und lateinische Grammatik, hier Theologie, deutsche und lateinische Sprache, die ihm in jeder Beziehung vorzügliche Lehrbücher zu danken haben. In beiden Reihen hat das rein Wissenschaftliche und anderes nicht zum unmittelbaren Schulbedarf Gehörige seine Vertretung. — Vergleicht man endlich nach dem äußeren Erfolge, so ist die zweite Reihe, wie an äußerem Umfange so auch an wunderbarem und doch natürlichem Erfolge, der ersten Reihe gar sehr überlegen. Dieser liegt zumeist gewiß in der vollendeten Meisterschaft der Behandlung und des Stils, die, wenn auch schon frühzeitig angestrebt, ausgebildet und erreicht, doch in den Schriften der ersten Reihe mit Ausnahme einiger kleineren Abhandlungen zu keiner Geltung und Wirkung kommen konnte. Niemand sucht in einer lateinischen Grammatik nach schöner Darstellung, und doch ist die Klarheit, Einfachheit und Präzision der grammatischen Anschauungen und Regeln ein sicherer Beweis der Herrschaft über die Muttersprache. Aber man braucht ja nur die Predigten von 1818, die kleineren Aufsätze von 1819, 1820, 1821 und 1824 statt anderer zu lesen, um das ex ungue leonem für die Produktionen von 1835 zu finden.

Nach dieser allgemeinen Vergleichung, Anderes und mehr wird

mir ja bei dem Einzelnen beifallen, will ich mit der ersten Reihe referirend, nicht kritisirend beginnen.

Die Gedichte von 1805 kenne ich nicht; ihr Verfasser hat sie wohl frühe schon vernichtet und niemals erwähnt, daß er einst welche herausgegeben. Ich habe erst nach seinem Tode davon gehört aber nichts weiter gesehen; aber gehört auch, daß sie recht heiterer und zum Theil satirischer Natur gewesen seien und ebenso leicht fließend in Wort und Reim als sprudelnd im Witz.

Von der Schulgrammatik der lateinischen Sprache habe ich leider die erste Ausgabe von 1815 nicht; es stehen mir nur die 2te, die 6te, die 11te und die beiden letzten zu Gebote. Wie mit allen späteren Lehrbüchern, so machte er mit dieser neuen Grammatik keinen kühnen Sprung ins Blaue, in ein neues, noch unbekanntes und unerprobtes Lehrsystem; sondern unmittelbar an das Alte, Vorhandene und Erprobte sich anschließend, suchte er es durch neue und frische Auffassung und Zusammenstellung, durch Präzision des Ausdrucks und der Form weiterzuführen, und so das Alte in dem Alten zu regeneriren und zeitgemäß zu gestalten. Er war hierbei wie bei allen seinen späteren Schriften unermüdlich im Verbessern, Hinzuthun und Weglassen; und so gelang es ihm, den freundlicher Zuspruch von allen Seiten und Erinnerung aller Art unterstützte, ein Schulbuch herzustellen, das noch heutiges Tages, neben tausend Erscheinungen in diesem Gebiete, seinen alten Ruf bewährt und behauptet. Der größte Sprung und Fortschritt in der Ausführung, weniger in der Anlage, muß von der ersten zur zweiten Ausgabe gemacht sein; er nennt diese zweite selbst eine völlig umgearbeitete (von 1819) und spricht in der Vorrede von so wesentlichen Veränderungen, daß die erste Auflage neben der zweiten nicht mehr gebraucht werden könne. Dafür hofft er, wie sehr auch jetzt noch das Einzelne einer Berichtigung und Verbesserung bedürfen möge, daß spätere Veränderungen den gleichzeitigen Gebrauch verschiedener Auflagen nicht mehr erschweren werden. — Denn das ist sein weiser und praktischer Grundsatz, den er bei allen Schulbüchern beobachtet, und wenn es irgend anging, bis auf das genaue Inne-

halten der Paragraphen und Seitenzahlen durchgeführt hat, daß eine neue Auflage die älteren nicht verdrängen und unnütz machen müsse, weil das den Unterricht in vieler Beziehung erschwert oder stört. — Dennoch ist bis zur fünften Auflage der Umfang der Schulgrammatik noch um 4 Bogen gewachsen; von da ab sind die Verbesserungen nur von geringerem Umfange und ohne Einfluß auf die äußere Einrichtung. Die nach dem Angehenden Lateiner umgearbeiteten Versregeln schwanden theilweise in den späteren Auflagen, wie die etwas monströsen der Masculina auf ex und auf is; sie haften gewiß noch neben manchem klassischen Liede in dem treuen Gedächtnisse einst gequälter, später dankbarer Schüler. Ich wüßte wahrlich nicht, welchem Theil ich den Vorzug geben sollte: die Syntax ist für den Schülerbedarf vollkommen ausreichend, und ein Lehrer kann auch mit den ausführlichsten Grammatiken sich nicht begnügen; die Formenlehre aber ist in ihrer praktischen Fülle und Leichtigkeit vorzüglich; die Prosodie in ihrer Präzision und Klarheit unübertroffen.

Die 1818 herausgegebenen drei Predigten, die erste am Sonntage nach dem dritten Jubelfeste der Reformation (in der Dreifaltigkeitskirche gehalten über Phil. 2, 1—4), die zweite am Sonntage vor dem neuen Jahre (in der St. Marienkirche gehalten über Pred. Salom. 7, 15), die dritte am 11. Sonntage nach Trinitatis (über Lucas 18, 9—14), geben in inniger und ächter Frömmigkeit die Grundanschauungen seines ganzen Lebens, deren treuer Jünger und Lehrer bis zu seinem letzten Athemzuge zu sein, sein seltenes Glück und eine göttliche Gnade war. Ueber die Veranlassung der Herausgabe sagt er in der Einleitung: „Seit vielen Jahren hegte ich den Wunsch, im Pfarramte den Wirkungskreis für mein reiferes Alter zu finden, und da schien es mir erlaubt und zweckmäßig, diesen Wunsch nicht nur öffentlich auszusprechen, sondern auch in einigen Beispielen darzulegen, in welchem Sinne und Geist ich das Evangelium zu verkündigen gedächte, wenn es anders Gottes Wille sein sollte, mir künftig im Pfarramte meinen Wirkungskreis anzuweisen." Aber weit entfernt, seinen Beruf zum Pfarramte damit

beweisen zu wollen, spricht er mit schönen und beredten Worten und im Hinblick auf Luthers und Speners Mahnungen von dem inneren und göttlichen Berufe zu diesem wie zu jedem Amte. „Um desto williger stelle ich die Erfüllung meines eigenen Wunsches einer höheren Leitung anheim, und wenn er vielleicht unbeachtet bleiben sollte, so will ich darin gern einen göttlichen Wink erkennen, daß mir mein Wirkungskreis beschieden sei, wo ich bisher gewirkt habe." Ihm war ja Kirche und Schule eins und zusammengehörig für das Reich Gottes wie 1818 so 1848, und was er damals schrieb (S. XI der Vorrede): „Die Furcht des Herrn ist nicht blos der Weisheit Anfang, sie ist am Ende auch ihr höchstes und letztes Ziel. Darum mag man es wohl eine der traurigsten Verirrungen nennen, wenn man jemals Wissenschaft und Gottesfurcht als etwas Verschiedenartiges trennend, auch Schulen und Kirchen immer mehr von einander entfernte, so daß am Ende kein gemeinschaftlicher Berührungspunkt übrig bliebe" — das wiederholte er immer und immer und 1848 und 1849 erst recht nachdrücklich, und in diesem Sinne wirkte er als Schulmann und als Schulrath nach einem unverrückbaren Ziele.

Des Schriftchens über die neuen Assassinen (1819) habe ich schon erwähnt; es erschien mit einem Aufsatze seines Collegen K. Giesebrecht und einer Antwort von Zeune zusammen, und ich kann nur noch einmal den Geist der Milde und Versöhnlichkeit und der Ruhe und Furchtlosigkeit rühmen, der das Ganze durchweht. Zu den oben daraus entlehnten Stellen folge hier noch eine recht charakteristische, S. 11: „Sie erzählen uns in der Einleitung zu Ihrem Aufsatze, wie die alten Assassinen des Morgenlandes durch wahrhafte Teufelskünste ihrer Obern also betrogen wurden, daß sie jegliches Winkes gewärtig und immer bereit, seu versare dolos seu certae occumbere morti, Selbstmord und Meuchelmord nur für ein Geringes achteten. — Ich weiß recht gut, daß Sie in dieser Einleitung nur eine anziehende Sprachbemerkung mittheilen wollten und die Folgerungen, die man daraus gezogen hat, von ganzer Seele verabscheuen, aber gestehen Sie nur, Sie haben den Vorwurf der

Befangenheit und Lieblosigkeit, den Ihnen die Staatszeitung macht, durch Ihre Unvorsichtigkeit wenigstens verschuldet."

Im Auftrage der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache gab er 1820 den ersten Band des Jahrbuchs heraus. Ein zweiter Band erschien nicht; erst später wurden die Jahrbücher unter dem Namen Germania von v. d. Hagen fortgesetzt. Außer einem Vorbericht, der die Geschichte der Gesellschaft und ihrer Statuten enthält, ist Folgendes von seiner Feder: 1) Ueber die Grundbedeutung der Casus (S. 1—34), 2) Ueber die aus Hauptwörtern zusammengesetzten Doppelwörter (vom 10. April 1819. S. 131—176), 3) Ueber die Deklination der dem Substantivo voraufgehenden Bestimmwörter (S. 197—204), 4) Volkthum oder Volksthum? (S. 204—208), 5) Ueber die Zeitwörter lehren und heißen (S. 209—212), 6) Von dem Reichthum der deutschen Sprache (S. 213 u. 214). Außerdem Miscellen und eine Anzahl kritischer Anzeigen; in Bezug auf Thätigkeit und Mannichfaltigkeit ein würdiger Vorläufer des Schulblatts. Eine sehr anerkennende Anzeige steht in der Jenaisch. Lit.-Ztg. 1822, Ergänzungsbl. S. 265 fgg.

So ist auch die Abhandlung „Ueber die Geometrische Analysis der Alten", aus E. G. Fischers Anmerkungen zu seinem Lehrbuch der Mathematik besonders abgedruckt, eine Vorbotin des Diophantus von Alexandria von 1822. Ueber beide kann ich mir auch kein Referat verstatten; der freundlichen Aufnahme von Seiten des Ministers v. Altenstein habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. An äußerem Umfange ist die Herausgabe dieser arithmetischen Aufgaben des Diophantus neben der Ausführlichen Grammatik das bedeutendste Werk dieser Reihe. Der Herausgeber war erst nach bedeutenden anderen Arbeiten an diesen Autor gegangen. Er sagt darüber (Vorrede S. IV): „Der Verfasser, der seit einer Reihe von Jahren sich mit dem Studium der griechischen Mathematiker beschäftigt hat und gern das Seinige dazu beitragen möchte, die wissenschaftlichen Schätze des griechischen Alterthums wieder ans Licht zu ziehen und auch für die Nichtkenner der

griechischen Sprache zugänglich zu machen, glaubt daher keine undankbare Wahl getroffen zu haben, indem er von der eben vollendeten Bearbeitung des Apollonius über die Kegelschnitte, zu welcher sich für jetzt kein Verleger fand, zu der Bearbeitung eines Werkes überging, das nicht blos durch eine höchst sinnreiche Methode sondern eben so sehr durch seinen Inhalt den mathematischen Leser anzuziehen geeignet ist." Das hier genannte Manuscript des Apollonius besitze ich noch sammt den verschiedenen Collationen von Handschriften; es ist eines der ungedruckten Werke dieser Periode, aber gewiß, weil es für den Druck geschrieben war, noch heute wie damals des Erscheinens werth.

Die dem Magistrat von Berlin gewidmete Schrift „Ueber Versorgungs- und Aussteuerkassen" von 1822 ist aus dem philanthropischen Gedanken entsprungen: die Neigung der Menschen für Kassen aller Art zur Errichtung einer Kasse zu wecken, aus der bejahrte Personen beiderlei Geschlechts, welche sich nicht mehr durch ihrer Hände Arbeit ernähren können, bis an das Ende ihres Lebens eine bestimmte jährliche Unterstützung erhalten, und zwar nicht als ein Almosen, das ihnen die Barmherzigkeit darreicht, sondern als ein Recht, das sie durch angemessene Beiträge während ihrer jüngeren Jahre erworben haben. In einer Anmerkung erzählt er, daß ein auf der Königsbrücke bettelnder halbblinder Weber, der in der Absicht, um von der Polizei gefaßt zu werden und Obdach zu erhalten, öffentlich an dem belebtesten Orte bettelte, daß dieser Unglückliche ihn zuerst auf den Gedanken an eine Stiftung solcher Kasse gebracht habe. — Und die sich daran schließende Berechnung einer Aussteuerkasse endigt mit dem freundlichen Troste: „So würde sich also die Aussteuer- oder Heirathskasse unvermerkt in eine Kasse für alte Jungfrauen verwandeln, ohne durch eine unfreundliche Benennung von der Theilnahme abzuschrecken" (S. 96).

Es folgt nun, nur durch das „Lehrbuch der mathematischen Geographie" 1824 unterbrochen, eine ganze Reihe von Schriften, welche theils lateinisch sind, theils das Lateinische angehen; und so will ich die bisherige Reihefolge einmal unterbrechen

und erst von jenem reden. Das genannte Lehrbuch, mit großer Bedachtsamkeit und Sorgfalt gearbeitet, hat viel und nur Gutes von sich reden machen, aber da einmal die mathematische Geographie kein besonderer Lehrgegenstand auf Gymnasien geworden ist, wenigstens nicht nach besonderen Leitfaden, so ist dasselbe nicht wieder aufgelegt worden. Erst in den letzten Lebensjahren wollte der Verfasser an eine neue Ausgabe gehen. Das Manuscript liegt fertig abgeschrieben und zum großen Theil von ihm selbst durchkorrigirt vor mir; es wird mit Anderem vergehen, da der Tod sein Veto dazwischen gelegt hat. Der in der Vorrede verheißene zweite Theil ist wohl bald ganz aufgegeben worden. Der Zweck aber der mathematischen Geographie in Schulen und im Selbstunterricht ist der allen Wissenschaften gemeinsame; denn auf alle passen die schönen Worte (Vorrede S. VII): „Ist es ein eigenthümlicher und unterscheidender Vorzug des Menschen, daß er den Blick gen Himmel richtet, so sollte man diesen Blick auch zu schärfen und zu leiten und nicht mit Gewalt an die Erde und an das kleine Leben zu heften suchen." Denn alles Wissen muß, wenn es anders rechter Art ist, zu Gott führen (S. VIII). Ihm giebt es keine Vergleichung zwischen Mathematik und Philologie, bei welcher das Eine gegen das Andere zurückstehen könnte; ihm fällt beides in einem Höheren zusammen, in einer wahrhaft frommen und gläubigen Weltansicht, bei der das Wissen, es sei ein mathematisches oder ein philologisches, oder welchen Namen man ihm sonst geben möge, ganz und gar verschwindet, und nur das Eine bleibt, das da ewig währet (S. X). — Dem Minister von Altenstein ward die Schrift mit einer Zueignung überreicht, welche zugleich den Dank für die gewährte Badereise aussprach:

Viro Clarissimo et Excellentissimo Libero Baroni de Altenstein.

Longos sollicito menses moerore peregi,
Vitaque perpetua nocte trahenda fuit.
Non ego stellifero potui convertere coelo
Lumina, nec signis, quae per inane meant.

Excepit me Teplitium, cruciatibus aegrum,
Fontibus ac tepidis abluit omne malum.
Mox coeli studium rediit, studioque recenti
Perlustrata mihi, quae liber iste docet.
Hunc tibi devoveo, leve, Vir Clarissime, munus,
Officio tamen haec munera parva valent;
Blandum Teplitium memori sub pectore servo,
Promeritumque tuum, sidera donec erunt!

Da ich so eben ein Carmen von vollendeter Glätte angeführt habe, so will ich gleich von den unter **10** und **11** erwähnten lateinischen Gedichten sprechen. In den letzten Jahren der Professur, etwa von **1820** an, ist besonders die lateinische Muse oft angerufen worden. Er hat wohl nur Weniges davon drucken lassen, und auch von dem Gedruckten wird Manches verschwunden sein. Ich besitze zur Stunde gedruckt nur das bei Ueberreichung einer Marmorbüste an J. E. Bode, funfzigjährigem Herausgeber des astronomischen Jahrbuchs, zum 23. October 1822 gedichtete in sapphischem Maß, dann ein Tafellied zum Bodefeste, ebenfalls in sapphischem Maße und mit Integer vitae beginnend; ferner ein Tafellied für die Humanitätsgesellschaft, ebenfalls mit Integer vitae beginnend (das Bode'sche ist eine neue Ueberarbeitung). Ein größeres elegisches Gedicht von 124 Versen führt den Namen Trinoctium Byzantinum und war als Manuscript für Freunde gedruckt. Es schildert einen Brand Constantinopels als Heimsuchung und Strafe für die Gräuel der Christenverfolgungen, und ist in Form, Sprache und Inhalt ausgezeichnet und makellos. Auch auf dem Wohlthäterfest, 16. December 1823, ward ein sapphisches Gedicht seiner Muse deklamirt. Endlich will ich gleich eines Carmens zum Jubiläum des Veteranen E. G. Fischer, 24. October 1825, erwähnen, einer Uebersetzung des 103. Psalms, ebenfalls in sapphischem Maße. — Außerdem besitze ich noch einige Gedichte auf zufälligen Blättern, ein sehr launiges an die Griechische Gesellschaft in alcäischem Maße, und an gute Freunde und Collegen ebenfalls einige heitere und witzige. Ich will davon zum Schluß, wenn es sich machen läßt, mittheilen.

Um dieselbe Zeit, wo er der heiteren Muse manche Huldigung

brachte, hatte er auch eine ernste lateinische Rede am Wohlthäterfeste (16. December 1823) zu halten, welche zwei Jahre später im Drucke erschien und De bonarum litterarum communi inter se vinculo betitelt ist. Sie ist von musterhafter Latinität und rechtfertigte seinen Ruf, der ihn den besten Stilisten damaliger Zeit beigesellte.

Inzwischen war er unermüdlich thätig für den lateinischen Unterricht, und es sind noch drei Lehrbücher, die in diese Zeit fallen, zu nennen.

Zuerst die „Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik". Das Büchlein erschien zuerst 1822, wie der Verfasser sagt, auf Wunsch einiger Schulvorsteher, die neben seiner lateinischen Grammatik eine Beispielsammlung haben wollten. Das Eigenthümliche besteht zwar zunächst darin, daß neben der Syntax auch die Formenlehre berücksichtigt ist, noch mehr aber, daß eine verständige Auswahl und Beschränkung der syntaktischen Regeln getroffen ist, am meisten aber in der trefflichen Wahl der Uebungsbeispiele. Dies Letztere ist, wenn auch anscheinend etwas Natürliches und Leichtes, doch durchaus nichts Gewöhnliches; denn gar viele Lehrbüchermacher greifen aus Mangel an Stoff ängstlich nach jedem Satze und fragen nicht viel, ob er ein Gedanke, geschweige ein guter und abgerundeter und ansprechender Gedanke ist. In der Fülle und Wahl der Beispiele sind überhaupt alle seine Lehrbücher ausgezeichnet. Nun, dieses Aufgabenbüchlein hat bereits 32 Jahre und 12 Auflagen erlebt und wird, will's Gott, noch weiter leben und wirken. Die Anlage war von vorn herein so genügend und so vollständig, daß nur einzelne Verbesserungen nöthig waren.

Die Anthologia latina sive Poetarum latinorum eclogae von 1825 hat einen großen Reichthum aus Dichtern des goldenen und silbernen Zeitalters in einer zweckmäßigen Zusammenstellung und Folge. In der zweiten Auflage von 1845 ist ein mythologischer und historischer Index und einige neue Stücke hinzugekommen. Seine Vorrede ist ein Specimen exquisiter Latinität und verständiger Behandlung des Alterthumsstudiums.

Endlich die Ausführliche Lateinische Grammatik. Sie erschien im Jahre 1825 und ward bald nach ihrem Erscheinen von einem Pasquill in der Jenaischen Literatur-Zeitung (Nr. 132) begrüßt. Dasselbe enthielt so offenbare Entstellungen und Unwahrheiten, daß O. S. sich gezwungen sah, öffentlich dagegen zu schreiben. In einer besonders gedruckten Erklärung wies er dem Anonymus, den er für Ramshorn, ebenfalls Verfasser einer vor Kurzem erschienenen Grammatik, erkannte, seine Lügen und seine Bosheit nach, und bewies zugleich, daß in allem Eigenthümlichen er, O. S., die Priorität, in dem gemeinsamen Stoffe aller Grammatiker Keiner von Beiden einen Anspruch auf Originalität oder Priorität haben könne. — Er beginnt mit einiger Laune: „In der Ueberzeugung, daß eine tadelnde Rezension im Ganzen doch nur wenig helfe und eine lobpreisende nur selten schade, habe ich es immer für etwas Thörichtes gehalten, wenn der Verfasser eines getadelten Buches den Eindruck der Rezension noch durch eine Antikritik zu verstärken suchte." Aber diese Laune hält nicht und die Erklärung ist wirklich eine geharnischte, in sichtlicher Entrüstung geschriebene; was um so wunderbarer ist, als seine seit 10 Jahren in Tausenden von Exemplaren verbreitete Schulgrammatik ihn über so inepte Angriffe vollkommen erhob und beruhigen konnte. Die ganze Gegenerklärung ist auch nur ein Aerger über die Lüge, nicht eine weitläuftige Vertheidigung der grammatischen Priorität, die Niemand bezweifelte. — Die Grammatik, zu welcher er jahrelange Vorstudien gemacht hatte, erfuhr von anderen Seiten die schmeichelhafteste Anerkennung. Sie erlebte aber doch nur noch eine Auflage im Jahre 1834; schon diese erschien später, als es der Verbreitung des Buches förderlich und dem Verfasser lieb war, dessen veränderte Amtsverhältnisse die Verzögerung veranlaßt hatten; für die dritte Auflage zeigte die Verlagshandlung zwar die Nothwendigkeit aber nicht den gehörigen Eifer, und ihrer Sorglosigkeit ist es größtentheils zuzuschreiben, daß die Ausführliche Grammatik vom Büchermarkt und aus der Reihe der Schulbücher verschwunden ist. Ueber den innern Werth habe ich Nichts hinzuzufügen; sie ist die ausgeführte kleine Grammatik,

mit derselben Schärfe, Klarheit und Einfachheit gefaßt, aber mit großer Feinheit, Sicherheit und Gelehrsamkeit für das tiefere Studium der lateinischen Sprache eingerichtet. An Klarheit der Regeln dürfte sie alle Grammatiken hinter sich lassen.

Und nun zum Schlusse nur noch eine freundliche und vortreffliche Abhandlung, denn den Aufsatz aus den Poggendorf'schen Annalen 1825, Beobachtung eines vierfachen Regenbogens, habe ich bereits nach der Mittheilung seines Freundes J. G. Graßmann erwähnt. In späteren Jahren, also namentlich in der zweiten Schriftenreihe, finden sich Beweise dieser schnellen Produktion, dieser unmittelbaren Fixirung noch häufiger und glänzender; es ist das oben bezeichnete Kriterium eines gebornen Schriftstellergenies, in augenblicklicher Auffassung und Zurechtlegung das Rechte und Zutreffende und Allgemeinverständliche aus einem Gespräch oder einer flüchtigen Anschauung und zufälligen Besprechung für sich und Andere in klarer und untadeliger Darstellung zu fixiren; dies Kriterium ist immer entschiedener und leuchtender im Laufe der Jahre hervorgetreten.

Die Schrift aber, deren Nennung diese erste Reihe beschließen soll, führt den Titel: Die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, und hält der deutschen Gesellschaft in Berlin einen wunderbarlichen Spiegel vor, darinnen sie sich beschauen und ihren Fortschritt und ihre Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit im Vergleich zu ihren hingeschiedenen Schwestern selbst beurtheilen möchte. Voran geht die Geschichte der „Fruchtbringenden Gesellschaft oder des Palmenordens", die als die erste und wichtigste Gesellschaft fast die Hälfte der Schrift in Anspruch nimmt; in wenigen Worten wird dann (S. 26) der kurzlebigen „Aufrichtigen Tannengesellschaft" (einer kleinen Vorläuferin neuester Deutschthümeleien) gedacht; mehr von sich reden macht, schon weil sie länger dauerte und noch excentrischer sich gebärdete, die „Teutschgesinnte Genossenschaft", wobei die Verdienste ihres Stifters Philipp von Zesen gewürdigt, nicht mit aller Welt geschmälert werden, obgleich der Verfasser eben kein Freund und Nachahmer

eines so barocken Superpurismus sein kann; dann folgt in ausführlicher Darstellung der „Pegnesische Blumen-Orden“ (S. 34—44), der sich bis heute erhalten hat und mit dessen damaligem Präses, Pfarrer Seidel in Nürnberg, O. S. in persönliche Verbindung und Correspondenz, zunächst um Materialien für seine Beschreibung des Ordens zu erhalten, getreten war; von S. 45—48 wird der „Elbschwanen-Orden“ nicht gar glimpflich beurtheilt, weil er sich in Abgeschmacktheiten überbot und gar bald es mit seinem Genie aus war; endlich wird von S. 48 von der „Deutschen Gesellschaft zu Leipzig“ und einigen ähnlichen Vereinen („Belorbeerte Taubenorden, Teutschübende Gesellschaft“) und namentlich von dem Leipziger Verein ausführlicher gesprochen, dessen Endschaft unermittelt ist, und von welchem er schließlich sagt: „Von der deutschen Gesellschaft, für deren Geschäftsverweser Koch sich ausgab, hat Niemand nach der Zeit (1794) etwas Weiteres erfahren, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß die auf dem Titel (eines 1794 erschienenen Buches: Für deutsche Sprache, Litteratur- und Culturgeschichte. Berlin) genannten Gelehrten, wenn nicht gar Koch allein, die ganze Gesellschaft ausmachten.“

Ich habe über diese Schrift ausführlicher referirt; aber sie giebt auch auf den wenigen Seiten einen Reichthum und eine so meisterhafte Darstellung, daß ich noch karg gewesen bin. Mit welch prächtigem Humor das Humoristische geschrieben ist, davon nur ein Beispiel. Da, wo er den verunglimpften von Zesen (S. 33) in Schutz nimmt, sagt er in einer Anmerkung: „So wie die alte Sage die Thaten ganz verschiedener Helden einem einzelnen Heros zuschreibt, so macht auch die neuere Sage gern den Einzelnen zum Träger des Ruhms oder zum Sündenbock für Viele. So werden auswärts unserem wackern Zeune alle neueren Verdeutschungen in Zesens Manier zugeschrieben, der Tiefknüppel (Hautbois) und das Hüpfewasser (Thé dansant) und sogar das Starkschwachtontastenrührbrett für Fortepiano. Wenn so etwas auch verdrießlich ist, so tröstet das doch wieder, daß es in der Regel nur tüchtigen Leuten begegnet, bei lebendigem Leibe zu einer mythischen Person zu werden.“

Und damit sei es genug, und es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß man aus jeder seiner Schriften eine ähnliche Blumenlese des Geistes, Gemüths und Humors machen kann; da man selbst in der nüchternsten grammatischen nur auf Wahl und Anordnung der Beispiele zu achten braucht.

Wie in den gedruckten Schriften dieser Periode das Sprachliche, insbesondere das Lateinische überwiegend hervortritt, so in den ungedruckten Manuscripten das Mathematische. Außer:

1. dem Manuscripte der Uebersetzung des Apollonius über die Kegelschnitte, mit vier Heften Collationen,

besitze ich:

2. Ein Heft Potenzen- und Wurzelrechnung vom Jahre 1822, 16 Bogen stark.
3. Ein Heft Differenzial-Rechnung, 20 Bogen, ohne Jahreszahl aber der Schrift nach derselben Zeit angehörig;

und damit zusammengebunden:

4. Entwickelung und Anwendung des Binomischen Lehrsatzes. 5 Bogen.
5. Eine Fortsetzung der mathematischen Geographie, wahrscheinlich das Manuscript zu dem nicht erschienenen zweiten Theil.

Die mathematischen Hefte mögen zum Theil für den Gymnasialbedarf ausgearbeitet oder als Resultat eigener Forschung und Selbstbelehrung niedergeschrieben sein; sie sehen mir aber doch so wohlgeordnet aus, als wären sie ursprünglich zum Druck bestimmt gewesen.

6. Manuscript einer wahrscheinlich in der deutschen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung. 2 Bogen.
7. Predigt am Sonntage Reminiscere 1818 über Matth. 20, 28.
8. Ueber Berechnung und Prüfung der Sterbe-Kassen. (März 1822); ein Pendant zu der Schrift über Versorgungs- und Aussteuer-Kassen. 5 Bogen.
9. Ueber den Rösselsprung; Etwas für Schachspieler. 3 Bogen.
10. Geschichtliches: Pommersche Urkunden. 9 Bogen.
11. Die Kirchensatzungen der heiligen Apostel (zum Druck bestimmt, wenigstens ist der Drucker am Rande genannt). 4 Bogen.

12. Praktische Anweisung zu metrischen Arbeiten; mit einer großen Anzahl Hexameter und Distichen zu metrischen Uebungen. 12 Bogen.

Kleinere Collektaneen, Anmerkungen übergehe ich billig, es ist dessen auch nicht viel; denn er hegte und trug sich nicht viel mit Collektaneen; er hatte lieber im treuen Gedächtniß als schwarz auf weiß, was ihm zu seinen mannigfaltigen Arbeiten nöthig war. Uebrigens vermuthe ich fast, daß Nr. 9 und 10 sich irgendwo, und Nr. 10 vielleicht in den Jahrbüchern für Pommersche Geschichte gedruckt findet; aber auch diese beiden Nummern abgerechnet, mag der Leser billig erstaunen über die fast gleich große Zahl der ungedruckten Werke und mag den seltenen Mann bewundern, der nicht ängstlich zu sein brauchte und besonnen auswählte aus der Ueberfülle und dahinten ließ, was Manchem schon einen guten Namen geschaffen haben würde.

Und es vergingen 10 Jahre! Ohne neue Produktionen? O nein, die unablässige Arbeit an der Umgestaltung und Förderung des Schulwesens, die Gründung neuer Lehranstalten, die ganze Wirksamkeit eines umsichtigen und strebsamen Beamten — sind sie nicht eben so viel und eben so wichtige Produktionen der Praxis, die ohne die wissenschaftliche Grundlage nicht in dem Maße gelungen wären, die ohne das solideste Fundament eigentlich niemals gelingen können? Tausende begnügen sich nicht nur mit den Errungenschaften ihres praktischen Amtes, mit den sichtbaren Früchten ihres amtlichen Fleißes, sie rühmen sich derselben auch und werden von Hoch und Niedrig gerühmt und belohnt; — und das mit vollem Recht, ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth!

Und diesen Lohn hatte auch O. S. reichlich verdient; denn sein Eifer war ungetheilt und unermüdlich, und mit der ganzen Kraft seines Willens und Wissens hatte er sich der neuen Berufssphäre hingegeben. Er hat zehn Jahre gebraucht, nicht um sich zu orientiren oder hinein zu arbeiten oder in allen Beziehungen die Kunst

des Amtes zu erlernen; — ein Geist von so rapider Auffassung, solcher Schärfe, Ruhe und Klarheit brauchte nur zu wollen, um zu haben und zu herrschen, — sondern er wollte erst praktisch sein, er wollte erst praktisch schaffen, um es dann theoretisch zu begründen und durch die Telegraphie des Geistes in alle Welt zu befördern.

Die Weitläuftigkeit und Beschwerlichkeit seines Amtes war allerdings bedeutend und die langdauernde Combination des höheren und des Volksschulwesens ließ ihn nicht ausdrücklich und ausschließlich für das Eine, was der Glanzpunkt seines ganzen Lebens und Wirkens ist, für die Volksschule, arbeiten und denken; aber für seinen universellen Geist bedurfte es solcher Scheidung und Isolirung nicht, im Gegentheil, er selbst hat sie niemals gewollt und niemals gemacht. So ist es auch nicht der Uebergang von den Disciplinen des höheren Schulwesens zu denen der Volksschule, denn er ließ weder jene liegen, noch waren ihm, dem geborenen Schulmanne, diese etwas Neues; ihm lag der Unterschied beider Unterrichtsarten überhaupt nur in dem Stoff und in der Menge, nicht in der Methode, nicht in der Stellung, den Pflichten und Erfordernissen des Lehrers, und er muß als Gymnasiallehrer alle Eigenschaften eines Elementarlehrers gehabt und geübt haben.

Er wollte warten, nicht auf einen günstigen Zeitpunkt etwa für buchhändlerische Speculation sondern bis zu der Gewißheit, daß seine theoretische Wirksamkeit ein wirklicher Fortschritt sein werde. Darum schwieg er 10 Jahre lang, und er trat als ein vollendeter Volksschriftsteller auf. Es wäre kein zehnjähriges Studium dazu nöthig gewesen für einen solchen Mann; aber Mit- und Nachwelt müssen ihm dankbar sein für diese 10 Jahre. Möchte doch jeder Schulschriftsteller, der geborene wie der schreibselige, seinen Kenntnissen und seiner Feder ein zehnjähriges Studium gönnen und vorschreiben, wahrlich, die pädagogische Literatur hätte keinen Schaden davon, wenn nach zehnjährigem Besinnen oder Studiren Mancher die Lust am Schreiben verloren oder, zu besserer Einsicht gelangt, das Unnöthige seines ursprünglichen Beginnens begriffen hätte.

O. S. war 10 Jahre lang Schulmann gewesen, ehe er sein erstes Schulbuch, seine lateinische Schulgrammatik schrieb. Ich weiß Fälle, wo Candidaten noch im Probejahr und unmittelbar nach demselben mit neuen Lehrbüchern fertig ins Publikum traten, wahrscheinlich weil die Schüler ihnen die alten Lehrbücher an den Kopf geworfen hatten. Nicht das inhaltschwere Wörtchen Wissen sondern das Panier des Leichtsinns und der Ungründlichkeit, das so arg gemißbrauchte Wort Methode rüttelt emsig an den Schleusen der Tintefässer und öffnet sie leichtfertig zur Sündflut der pädagogischen Literatur.

Während dieser 10 Jahre wurden die alten Studien mit gleicher Sorgsamkeit gepflegt, die Philologie, Theologie und Mathematik; und überhaupt ward das einmal Gewonnene nie von ihm vernachlässigt oder verloren. Ein wunderbar treues und schnelles Gedächtniß unterstützte ihn dabei. Das Hebräische z. B., das er seit 1825 nicht mehr als Studium trieb und nur gelegentlich bei Prüfungen einmal brauchte, war ihm in seinen letzten Lebensjahren vollkommen geläufig. Seine Freunde wissen, welche außerordentliche Menge von Kirchenliedern er auswendig wußte und stets gegenwärtig hatte. In philologicis, namentlich in lateinischer Grammatik und Metrik, war er ein unfehlbares Lexikon; ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, denn ich habe es unendlich oft probirt, daß er zu jeder Quantität eines lateinischen Wortes auch gleich einen Vers als Belegstelle auswendig wußte, ein lebender Smetius. Bei der zweiten Ausgabe der Anthologia latina, die ich zu besorgen hatte, ward mir oft Gelegenheit, seine sichere und ruhige Kritik und in allen prosodischen und metrischen Fragen seine Belesenheit und Unfehlbarkeit zu bewundern. Daß ein solches Gedächtniß auch zur immer frischen Lernliebe führte, ist natürlich; die Mußestunden in Carlsbad 1845 (auch 1846 und 1849) brachte er viel mit dem Erlernen Rückertscher und anderer Gedichte zu, und er wußte eine große Anzahl fertig auswendig, und das ist gewiß ein nicht leicht nachzumachendes Kunst- und Kraftstück des Gedächtnisses und des Willens.

Das aber ist eben sein großes Verdienst, daß er mit dem vollen

und ungeschmälerten Wissen an die Bearbeitung des Volksschulwesens ging, und das ist sein großes Verdienst, daß alle seine Schriften durchaus nicht Versuche sondern Resultate sind, nicht Proben eines Elementargeistes, der Alles von sich giebt, was er hat, um nur zu geben, sondern Perlen eines Geweihten, der nur das Beste für gut genug hält und nicht Alles zum Besten giebt, sondern nur das Beste schenkt. Und das wird seinen pädagogischen Schriften einen immer bleibenden Werth verleihen, mag nun auch die Zeit und der Zeitgeist sich ganz anders gestalten und gebärden, daß auch das Elementarste den Stempel der Wissenschaft trägt, daß alle Lehrbücher aus einem Geiste entsprossen, von fester Weltanschauung getragen, von der ewigen Idee des Christenthums durchdrungen sind. Dazu die Meisterschaft der Behandlung, eine unnachahmliche Eleganz und Leichtigkeit des Stils, ein Erfassen des Rechten und eine Natürlichkeit der Darstellung und Darlegung, daß Jeder meinen möchte, eben so schreiben zu können, was er lieset, ja eben so gedacht zu haben, was er durchdacht und fertig vor sich sieht — das ist das Bleibende, das Klassische seiner Schriften.

Die zweite Reihe eröffnet und schließt das Schulblatt für die Provinz Brandenburg, wenn ich seinen freundlichen Vorboten, den Schulfreund, dazu geselle. In ihm ist von allen Lehrbüchern dieser Reihe hin und wieder die Rede; ich denke also zuerst von diesen zu sprechen und mit dem Schulblatte den Beschluß des Ganzen zu machen.

Die erste Reihe begann mit einem Schulbuche, der Schulgrammatik, dessen seltenes Glück doch auch sein Verdienst ist; diese zweite Reihe beginnt mit der Fibel. Sie erschien zuerst unter dem Namen: Berlinische Handfibel und ohne Titel-Vignette. Später, ich weiß nicht, von welcher Auflage an, hieß sie einfach: Handfibel und bekam auch (aber wohl nicht gleichzeitig) eine Vignette, die Christum darstellt, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt und sie segnet. — Ich besitze nur die zweite Ausgabe von 1838, wie ich leider von keinem Buche, das mehrere Auflagen erlebt hat, die erste Ausgabe habe. Die erste Ankündigung einer bald erscheinenden Fibel

steht zu Anfang des Aufsatzes: „Geschichtliches über den Lese-Unterricht" (Schulbl. 1837 S. 273): „Ich beabsichtige in dem nächsten Hefte dieses Schulblatts mich über die Methode des Lese-Unterrichts auszusprechen und zugleich eine kurze Anweisung zum Gebrauch einer Fibel zu geben, welche hier im Verlage von L. Oehmigke binnen einigen Wochen erscheinen wird." In dem verheißenen Aufsatz: „Anweisung zum ersten Lese-Unterricht" (S. 379) wird sie als eine bereits erschienene genannt, und die Absicht ihres Verfassers dahin bezeichnet, „nicht nur die allgemeinere Einführung eines naturgemäßen Lese-Unterrichts zu befördern, sondern auch dem ersten Unterricht des Kindes überhaupt eine für wahre Geistesbildung zuträgliche Richtung zu geben." Am Schlusse dieser ausführlichen Anweisung, wie er es mit dem Lesen überhaupt und insbesondere mit dem Gebrauch der neuen Handfibel gehalten wissen will, geleitet er das Büchlein mit den Worten zu seiner Mission: „So gehe denn das kleine anspruchslose Büchlein aus in unsere Schulen und wirke in der Hand verständiger Lehrer zum Heil und Segen der Jugend und zur Verherrlichung Dessen, der sich ein Lob aus dem Munde der Kinder und Säuglinge bereitet hat" (S. 440).

Bald erschien eine amtliche Empfehlung der Königl. Regierung zu Frankfurt a. O. der Handfibel sowohl als der Wandfibel, eines besonderen Abdrucks in großen, für eine ganze Klasse berechneten Lettern der Elementarübungen des ersten Bogens (s. Schulbl. 1838 S. 224). Daran schloß der Verfasser folgende Nachricht: „Eine neue Auflage der Berlinischen Handfibel, welche jetzt vorbereitet wird, soll zwar nach dem Wunsche mehrerer Schullehrer eine Vermehrung der ersten Elementarübungen erhalten und wird auch die Luthersche Erklärung der fünf Hauptstücke des christlichen Glaubens aufnehmen; der Druck wird aber so eingerichtet werden, daß ungeachtet der Vermehrung der Seitenzahl, doch der gleichzeitige Gebrauch der ersten und der zweiten Auflage keine Schwierigkeit haben wird. Eine Erhöhung des Preises wird nicht stattfinden." — Die Veränderungen späterer Auflagen sind unbedeutend. Seite 58 und 59 wurden statt der Gedichte 8, 9 und 10, aus welchem Grunde aber nicht genau

zu welcher Zeit, giebt die Vorrede an, drei andere, der kindlichen Fassung mehr angemessene, gesetzt; dann kam Seite 159 ein Zusatz, genannt: „Erster Anhang", zwischen die Sprüche der heiligen Schrift und den Lutherischen Katechismus, der dafür mit kleineren Typen gedruckt ward; endlich S. 171 die Zugabe: „Aus der christlichen Haustafel", und dafür begann der „Zweite Anhang" mit Seite 172.

Mehr Data für die äußere Geschichte der Fibel habe ich nicht; sie erscheint sonach mit der zweiten Auflage von 1838, denn jene Zusätze und Veränderungen sind nicht integrirend, vollendet und sie hat sich in dieser Gestalt bis auf den heutigen Tag eines immer steigenden Beifalls zu erfreuen gehabt. Einer Kritik dieser Encyklopädie für die erste Lebensstufe (vergl. Bormann im Schulbl. 1839 S. 3 fgg.) bedarf es so wenig wie einer Aufzählung des Lehr- und Lernstoffes. Ein Buch, dessen 48ste Auflage gedruckt ist und von dem, so Gott will, bald eine Million Exemplare erschienen sein wird, empfiehlt und preiset sich selbst hinlänglich.

Hören wir lieber, wie der Verfasser die Fibel benutzt wünscht. Schulbl. 1837 S. 436: Ueber den Gebrauch der Lesestücke. „Es ist eine arge Versündigung an dem Gemüth und dem Verstande der Kinder, wenn man ihnen einen Lesestoff darbietet, der weder ihrem Verstande etwas zu denken, noch ihrem Gemüth eine Anregung giebt. Ich habe mich daher nicht dazu entschließen können, die Leseübungen mit Sätzen zu beginnen, welche blos den Vorzug haben, daß die einzelnen Wörter einsylbig und leicht zu lesen sind. Was soll das Kind mit Sätzen wie folgende: Das Haus ist hoch; ich war schon hier; komm mit und sieh; im Hof da ist ein Thier! Gewinnt es dadurch irgend eine neue oder irgend eine anregende Vorstellung? Wird dadurch irgend ein guter Gedanke in ihm rege gemacht? Nichts von dem Allen trifft ein. Solche Künsteleien sind nichts weiter als eine falsche Anwendung eines richtigen Grundsatzes, daß man von dem Leichten zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten soll. Das geschieht nun auch nach Anleitung der Fibel in den Elementarübungen wirklich; die einzelnen W ö r t e r sind so geordnet, daß die leichteren Uebungen voranstehen

und die schwereren ihnen folgen. Aber wo Sätze gelesen werden sollen, da ist das Leichte und das Schwere nicht in der Beschaffenheit der Sylben zu suchen, sondern in der Einfachheit des Gedankens, in seiner Angemessenheit für das Gemüth und den Gedankenkreis des Kindes. So war es denn bei der Zusammenstellung der Lesestücke mein erster Grundsatz, nichts aufzunehmen, was nicht dem Geist des Kindes eine gesunde und kräftige Nahrung böte, und was nicht auch seiner Form nach für Kinder ansprechend wäre. Die Lesestücke sollen nicht blos zur Uebung im Lesen dienen, sie sollen die ganze geistige Entwickelung des Kindes fördern und namentlich sein religiöses Gefühl frühzeitig wecken."

2. „Was nun die Behandlung der Lesestücke betrifft, so bitte ich die Lehrer gar sehr, die einzelnen Stücke nicht, wie es eine mißverstandene Methodik vorschreibt, erst nach Sylben, dann nach Wörtern, endlich nach Sätzen lesen zu lassen. Das Lesen der Sylben und Wörter gehört in die Elementarübungen, und da mag es getrieben werden bis zur völligen Fertigkeit, die Lesestücke aber bestehen doch immer aus Sätzen, und ich möchte nicht, daß man sie in einzelne Worte und Sylben zerstückle. Das aber möchte ich gern, daß man die Kinder anhalte, jedes Stück mit richtiger Betonung und angemessenem Ausdruck zu lesen, das Gebet nämlich mit Andacht, die Sittensprüche mit dem Nachdruck, den ein Sittenspruch haben muß, die Fabeln mit der Lebhaftigkeit, welche der Dichter in seine Worte gelegt hat."

3. „Die der Fibel beigefügten Lesestücke sollen aber nicht blos als solche, sondern auch als Gedächtnißschule für die Kinder und als erste Anleitung für den mündlichen Ausdruck dienen. Die Gebete, die Sittensprüche, die poetischen Lesestücke und die Bibelsprüche müssen, nachdem sie ein oder etliche Mal gelesen sind, von den Kindern auswendig gelernt werden. Den Abschnitt mit der Ueberschrift: „Die ersten Wahrnehmungen des Kindes" spricht der Lehrer mit ihnen durch oder fragt den Inhalt des Gelesenen ab; die prosaischen Fabeln und die Erzählungen aus dem Leben Jesu läßt er sie aus dem Gedächtnisse wiedererzählen."

So dachte der Verfasser sein Buch, so schrieb er es, so suchte er für alle Folgezeit dem vernunft- und naturgemäßen Lese- und Elementar-Unterricht seine Bahn vorzuzeichnen. Jede neuere Erscheinung in seinem Sinne und in der von ihm begründeten Weise hätte er zuerst mit Freuden begrüßt. Aber die Fibelfabrikanten machten sich die Mühe gar leicht, und der alte Wust der sinnlosen Silben und sinnlosen Sätze ist nicht mehr auszurotten, sondern wuchert in zahllosen Fibel-Compositionen und Variationen lustig weiter. — Für seine Fibel freilich hatte der Verfasser sorgsam gearbeitet und lange gearbeitet; der Stoff zu den Elementarübungen war mühsam gesammelt, sorgfältig gesichtet und geistvoll gruppirt. Die Zusammenstellung der poetischen und prosaischen Lesestücke ist tadellos, die Krone des Ganzen aber sind „die Wahrnehmungen des Kindes" und „die Christlichen Feste". Ich weiß dem Nichts an die Seite zu stellen; und mag durch irgendwelche Combinationen eine andere Methode sich Bahn brechen als die vernunftgemäße und natürliche der Handfibel, sie hat ihr unveräußerliches Eigenthum und ihren unzerstörbaren Werth.

Wie unablässig er auch nach dem Erscheinen und glücklichen Gedeihen der Handfibel für die Verbesserung des Lese-Unterrichts arbeitete, das zeigen die zahlreichen Aufsätze im Schulblatt, die zum Theil schon im zweiten Abschnitt genannt sind. Ja, er hätte gern noch an der Fibel selbst geändert, Schulbl. 1846 S. 178: „Ich würde, wenn ich noch freie Hand hätte, in der Anordnung der ersten Seiten meiner Fibel manche Veränderung vornehmen; aber wie könnte ich das bei einem Buche, das jetzt schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet ist, und bei dem selbst unbedeutende Veränderungen eine höchst verdrießliche Störung hervorbringen."

An die Fibel, der zweiten Reihe Hauptbuch und Perle, schloß sich eine ganze Folge von vortrefflichen Schulbüchern, zunächst das Berlinische Lesebuch, Theil I. Hören wir seine eigene Ankündigung, Schulbl. 1839 S. 339 fg. „In den letzten Tagen dieses Monats (September 1839) ist auch das von mir bearbeitete Berlinische

Lesebuch für Schulen, welches sich an die Berlinische Handfibel anschließt, in der Nicolaischen Buchhandlung erschienen. Die Verlagshandlung hat das Buch sehr anständig ausgestattet und den Preis so billig gestellt, daß es sich in allen äußeren Beziehungen den besten Büchern dieser Art an die Seite stellen kann." (Preisangabe.) „Wie steht es aber mit dem Innern des Lesebuches? höre ich einige Leser fragen, und ich kann nur antworten, das Buch ist in allen soliden Buchhandlungen zu haben, sehe Jeder, ob es ihm gefällt und wozu er es gebrauchen kann. Fleiß und Mühe habe ich meinerseits nicht gespart, und an Rath, wie an Hülfe verständiger Freunde hat es auch nicht gefehlt. Aber das Buch fängt ja nicht mit einfachen Sätzen an: „der Hund bellt, der Stier brüllt und die Luft ist blau", solche Sätze dürfen in keinem Lesebuche fehlen; da ist ja kein Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren, das ist ja ganz gegen die Regeln der guten Methode. Antwort: Das Buch ist nicht für die ersten Anfänger, denn für solche ist die Handfibel; ich habe die Oberklasse einer guten Elementarschule im Auge gehabt. Was aber die einfachen Sätze betrifft, so denke ich darüber wie der verstorbene Schullehrer Ahrens (vergl. Schulbl. 1839 S. 135). Wie ist es denn aber mit den Realien? Ein Lesebuch soll ein Lesebuch sein, nicht ein Leitfaden für den Unterricht in Geschichte, Geographie und Naturlehre. Die Forderung also, in einem Lesebuche zugleich ein Lehrbuch der Realien zu liefern, weise ich gänzlich ab. Dennoch war es meine Absicht, daß das Buch dem Lehrer vielfach Gelegenheit geben sollte, Gegenstände aus der Naturlehre, der Geschichte und Geographie zu erläutern, und man wird aus dem letzten Abschnitte des Buches sehen, wie nach meiner Ansicht Gegenstände dieser Art in einem Lesebuche zu behandeln sind. Leider war des gesammelten Stoffes zu viel, als daß ich ihn in dem geringen Umfange eines Buches von 20 Bogen hätte mittheilen können. Wollte ich den Preis nicht bedeutend erhöhen, so mußte ich einen großen Theil der gesammelten Lesestücke, namentlich Alles, was sich auf Vaterlandskunde bezieht, zurücklegen. Dies Alles wird nun als ein Anhang zu dem Lesebuche oder vielmehr als ein zweiter Theil desselben

gedruckt werden. Hätte ich vorhersehen können, daß mein Manuscript beinahe 30 Druckbogen geben würde, so hätte ich in der Anordnung der letzten 8 Bogen Manches geändert. Es zeigte sich aber erst, als der Druck schon bis zur Hälfte vollendet war."

In der 6ten Auflage (Schulbl. 1844 S. 405) ward aus dem Zurückgebliebenen ein Anhang, eine kurze Geschichte des Heiligen Römischen Reiches und des Preußischen Staates und seiner Verfassung, hinzugefügt, „eine Zugabe, mit der der Verleger den Käufern ein Geschenk macht".

Ueber beide Bücher und die Wandfibel stehen Schulbl. 1840 S. 35 fgg. einige Worte der Erklärung, Rechtfertigung und Selbstberichtigung. Die Königl. Regierung zu Potsdam hatte von einigen Superintendenten und Schulrektoren Gutachten über die Handfibel erfordert und in dem genannten Aufsatze werden die hie und da gemachten Erinnerungen und Ausstellungen besprochen und erledigt. Im Ganzen war mehr Liebes und Gutes als Bitteres, mehr Lob als Tadel gesagt worden. Nur je Eines will ich herausheben für Fibel und Lesebuch. S. 39: „7) Der Stoff ist für Kinder so anziehend, daß sie ihn auswendig lernen. Man kann daher die Fibel höchstens für die beiden untern Abtheilungen einer Schule gebrauchen." „Diese Bemerkung sehe ich nicht als eine Ausstellung sondern eher als ein Lob an. (Er hätte sagen können, als den höchsten Preis der Fibel.) Es ist gerade mein Wunsch, daß die poetischen Lesestücke und die Bibelsprüche auswendig gelernt werden. Das ist aber auch wahr, daß die Fibel nur für die eigentlichen Elementarklassen als Lesebuch ausreicht. In den folgenden Klassen kann ihr Inhalt höchstens noch als Stoff für Gedächtnißübungen gebraucht werden." Ich kann aus eigner Erfahrung noch weiter gehen; nicht die poetischen Lesestücke und Bibelverse allein, gerade die prosaischen, und nicht nur die Fabeln sondern „die Wahrnehmungen des Kindes" und die „Christlichen Feste" behalten die Kinder ohne Mühe auswendig und sagen sie hintereinander auf, wie ein Gedicht. Giebt es ein höheres Lob für ein Schulbuch?

Ueber das Lesebuch heißt es S. 41: „Von Freunden und Be-

kannten habe ich mancherlei Mittheilungen über das Lesebuch erhalten, die ich leider nicht im Stande bin einzeln zu beantworten. Keine hat mich mehr erfreut, als die eines mir persönlich nicht näher bekannten Schulmannes aus dem südlichen Deutschland, der sich am Schlusse seines Briefes in folgender Weise äußert: „Eigentlich haben wir Sie in dem Verdacht, daß Sie den Titel „Lesebuch für Schulen" nur als ein Aushängeschild gebrauchen; Sie haben uns nicht ein Schulbuch sondern ein Volksbuch geben wollen. — Das sind ja Geschichten, sagte mir neulich ein hiesiger Bürger, aus denen wir Alten auch etwas lernen können, mein Junge muß uns des Abends etwas daraus vorlesen; das hört sich fast eben so gut an, wie die Geschichten von dem hörnernen Siegfried." — Vox populi, vox Dei! Die Kinder lernen die Fibel auswendig und die Alten vergnügen sich an dem Lesebuch und an der Fibel für Kinder! Das erfreut und erhebt; aber es hat gerade ihn nicht geblendet, nur zu immer Besserem angespornt. Indeß war er sich doch der Untrüglichkeit seines Standpunktes so wohl bewußt, daß er sagen durfte S. 41: „Es haben auch Einige gemeint, das Lesebuch sei für die Jugend in unserer Mark zu hoch; der müsse man nur Sachen geben, wie sie in Wilmsen, Hempel und Rochow zu finden sind. Ich antworte darauf, für die Jugend sei das Beste gerade gut genug, und die Aufgabe des Lehrers sei nicht: zu den Kindern hinab zu kauern sondern die Kinder zu sich hinauf zu ziehen. Was gar keine Schwierigkeiten darbietet, gehört kaum in ein Lesebuch. Ist es denn unsere Aufgabe, die Kinder auf ihrem niedrigen Standpunkte fest zu halten und sie gleichsam hinab zu drücken?" „Ich will aber mit Niemandem streiten, der für den märkischen Sand die dürre Nahrung früherer Lesebücher für zuträglicher hält, oder der gar noch die Forderung stellt: erst nackte Sätze, wenn auch ohne Inhalt, dann allmählig erweiterte, alles zugeschnitten nach dem System irgend eines grammatischen Lehrbuchs. Gegen solche Ansicht ist vernünftigerweise nicht mehr zu streiten." Und doch ist sie urkräftig und blühend; sapit methodum!

Einer anderen Ausstellung in der Allgemeinen Schulzeitung,

daß nämlich die Fabel nicht in ein Lesebuch oder eine Fibel gehöre, begegnet er im Schulbl. 1844 S. 495 mit Sicherheit und Ruhe, und auf die amtliche Eingabe einiger Gemeinden um Beibehaltung der Hahnfibel (weil die Kinder sonst zu viel lernen müßten) antwortete er mit dem einsichtigen Bescheide der Behörde, ohne Weiteres hinzuzufügen.

Auch das Lesebuch hat gleich seiner Vorgängerin ein unveräußerliches und bleibendes Gut. Das sind die Originalstücke aus der Feder von O. S. In der Zusammenstellung des Uebrigen gleicht es fast der Handfibel. Es ist ein Leben, ein Geist, eine Lebendigkeit, eine Frömmigkeit; das Lesebuch eine natürliche und nothwendige Fortsetzung der Handfibel. Die Originalstücke befinden sich in Abtheilung VI unter Nr. 7, 12—17; Abtheilung VIII und der Anhang gehören ihm ganz; zusammen also ist etwas über die Hälfte des Ganzen sein geistiges Eigenthum. Sehe Jeder selbst zu, der es noch nicht kennt, mit welcher Fülle und welchem Aufwand von Gemüth und Geist der VIII. Abschnitt geschrieben ist, wie das Kind in jeder Darstellung ein Loblied lieset auf Den, der Himmel und Erde gemacht hat. Ich will nicht fragen, wie kann das anders geschrieben werden? ich frage nur, kann das fortan anders und besser geschrieben werden? Ist nicht die volksthümliche Behandlung der Weltkunde hierin erschöpft, erreicht und auf ihrem Gipfel und für alle Folgezeit das klassische Muster?

In noch höherem Maße zeigt sich die klassische Produktion in dem zweiten Theil des Berlinischen Lesebuchs. Er erschien Ostern 1844 und O. S. zeigt ihn im Schulbl. 1844 S. 405 mit einigem und gerechtem Selbstgefühl an. „Was er enthält, will ich nicht verrathen; aber das Register weiset 102 größere und kleinere Lesestücke nach, von denen die meisten neu, will sagen, bisher ungedruckt oder für den Zweck der Lesebücher noch nicht benutzt sind." Die zweite Auflage von 1848 hat 153 Lesestücke, von denen 28 in der ersten nicht standen; die dritte Auflage von 1854 ist ein unveränderter Abdruck der zweiten. Darunter sind beinahe 80 Lesestücke von seiner Hand, einige sind freie Bearbeitungen nach histo-

rischen Compendien und Monographieen, die meisten ganz sein geistiges Eigenthum. Er hat mit besonderer Vorliebe gerade diesen zweiten Theil des Lesebuchs gearbeitet und er hat gegen mich, seinen Verleger und Andere mehrmals geäußert, daß er dies Buch für sein bestgelungenes halte. Und doch hat dasselbe nicht den Succeß des ersten Theils; und es fehlt doch weder an Mannigfaltigkeit des Stoffes, weder an blühender Darstellung noch an geistvoller Zusammenstellung. Ich will nicht über den Zweck der Lesebücher in weitere Diatribe mich einlassen, es ist ja bekannt, daß fremde Theorieen selten bis an die Thüre eines Klassenzimmers und noch seltener mit aufs Katheder wandern. Der Eine läßt lesen, um die Stunde hinzubringen oder todtzuschlagen und peitscht wo möglich in einem Monate ein dickes Lesebuch als schweigsamer Zuhörer mit seinen Kindern durch; der Andere liebt nur das Aesthetische, das Sentimentale, Affektvolle, und das Reale weiß er nicht zu nehmen und versteht's nicht mit seinen Schülern zu lesen. Die Meisten lassen sich durch den so oft gemißbrauchten Ausdruck: klassisch, für den man oft eben so gut belletristisch setzen könnte, in ihrer Wahl bestimmen. Wie weit die Klassizität unserer Muttersprache reicht, das ist und bleibt unausgemacht und in vielen Fällen Sache des einzelnen Gefühls und Geschmacks, nicht der Gesammtheit. Nun frage ich, ob die Centonen von Wackernagel in irgend einer Weise den Vorzug verdienen, wenn nicht darin, daß sie Allen gerecht sein wollen und die feste Geschmacksbildung des Kindes, einen Begriff von Klassizität von vorn herein unmöglich machen. Ich frage, ob eine abenteuerliche, barocke, mixokatholische Geschichte von Stöber werth ist, mit Gedichten von Göthe und Schiller zusammengedruckt zu werden; ob all die kleinen Flickstückchen, Räthsel, Sprüchlein und Sentenzlein zur Bildung einer ächten und festen Geschmacksrichtung beitragen können. Auch ein Lesebuch muß eine Einheit haben, vor Allem eine Einheit im Geschmack, in der Behandlung, die in dieser Einheit doch unendlich mannigfach sein kann. Nach solcher Einheit hatte O. S. gestrebt, er fühlte sie fast erreicht zu haben, und darum hielt er den zweiten Theil des Lesebuchs für sein bestes Stück Ar-

heit. Das Publikum urtheilt anders, weil wie gesagt nichts schwieriger, nichts leichter verfehlt ist als eine Lesestunde. Oder muß erst Gras wachsen über dem Grabe, ehe des Autors Name mit Würde und Glanz in einem Lesebuche thronen darf?

O. S. war beim zweiten Theil doch in die Realien hineingekommen. Ich habe in der Vorerinnerung zur dritten Ausgabe den Inhalt desselben als encyklopädischen Lehrstoff für Realien in unserer Muttersprache leichtestem Gewande bezeichnet. Ich weiß wohl, daß er in Bezug auf den ersten Theil sich ausdrücklich dagegen verwahrt, ein Lesebuch und Lehrbuch für Realien geschrieben zu haben, aber ich finde in diesem zweiten Theil mehr Belehrung und Anreguug als bloße Unterhaltung, mehr ernstes Streben, mehr Ernst des Lebens als Tändelei und Gefühlserregung; unendlich mehr und Höheres als Abgeschmacktheiten der Phantasie und des Stils, an denen z. B. das Wackernagelsche Lesebuch nicht arm ist. Aber es giebt Richtungen, die lieber einen Kalender für Zeit und Ewigkeit für den Leseunterricht empfehlen möchten, als ein Buch, das auf jeder Seite Patriotismus und Gottesfurcht, aber nicht Finsterniß und Aberglauben predigt.

Da ich einmal bei den Lesebüchern und beim Deutschen bin, so will ich gleich vom biblischen Lesebuch und dann von der Deutschen Sprachlehre reden. Das biblische Lesebuch d. i. die wichtigsten biblischen Erzählungen altes und neues Testamentes erschien zuerst **1841**. Eine Selbstanzeige des Verfassers begnügt sich, die Vorrede zu wiederholen. Um die Schüler mit dem Inhalt und der Sprache der Bibel bekannt zu machen und sie praktisch zum Lesen der ganzen Bibel anzuleiten, giebt das Lesebuch die wichtigsten biblischen Erzählungen in ihrer ursprünglichen einfachen Form. Voranstehende Bibelsprüche über den Erzählungen des alten Testaments geben die Gesichtspunkte für die Betrachtung derselben an. „Ich halte, heißt es in der Vorrede, gar wenig von den ausführlichen Erklärungen und Anwendungen der biblischen Geschichte; das einfache Bibelwort bedarf solcher Nachhülfe nicht, um auf die Gemüther zu wirken."

Auch dieses Lehrbuch trat nicht unangemeldet auf. Im Schulblatt 1840 S. 147, „Ueber den Unterricht in der biblischen Geschichte" und S. 319 „Ueber die gangbarsten Bearbeitungen der biblischen Geschichte" hatte er seine Ansichten über die Behandlung ausführlich entwickelt. Dazu ein beherzigenswerthes Wort, Schulblatt 1842 S. 188 fgg.: „Eine Anfrage, die Behandlung der biblischen Geschichte betreffend", mit der Beantwortung von mehreren Verfassern, Schulbl. 1842 S. 411 fgg. Es betraf die Beibehaltung der für manche Gemüther anstößig klingenden Ausdrücke: schwanger u. s. w. Wofür sich O. S. entschied, kann von vorn herein nicht zweifelhaft sein; und wer zweifelt, möge in den Erzählungen selbst nachsehen. Die vierte Auflage erschien nach der Durchsicht von K. Bormann, die fünfte ist ein unveränderter Abdruck derselben.

Der Vorläufer der Deutschen Sprachlehre war ein drei Bogen langer Entwurf, betitelt: „Zur deutschen Grammatik", ohne Jahreszahl und Verleger; 1843 war der Entwurf neun Bogen stark geworden und führte nun einen ordentlichen Titel: „Zur deutschen Grammatik. Ein Leitfaden für den grammatischen Unterricht in Volksschulen. 1843, in Commission bei Schröder. Dieser Entwurf erschien 1844 als „Deutsche Sprachlehre für Volksschulen, Präparanden-Anstalten und Schullehrer-Seminare" im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung und mit einer XIV S. langen Vorrede; im Jahre 1845 aber zwölf Bogen stark und unter der Benennung dritte Auflage, so daß der erste Entwurf von drei Bogen gar nicht mitzählt; die vierte Auflage erschien 1848, vierzehn Bogen stark; die fünfte und sechste Auflage, welche ich besorgt habe, erfuhren nur theilweise Verbesserungen. — An keinem Buche hat, wie die Geschichte desselben deutlich zeigt, der Verfasser so viel auszubauen gehabt; von drei Bogen bis zu vierzehn in vier Auflagen! Dafür ist es aber auch ein Meister- und Musterstück von Grammatik, in der Anordnung, denn die Syntax geht der Formenlehre voran, in der Fassung der Regeln und Erklärung der Spracherscheinungen und Eigenthümlichkeiten und vor Allem in der Wahl der Beispiele. Ich

bin davon überzeugt und Alle, die ihn kennen, mit mir, daß er kein einziges von den Beispielen gesucht hat. Sein Gedächtniß bot ihm einen unerschöpflichen Schatz, und er brauchte nur hineinzugreifen und das Köstlichste herauszulangen. Diese Beispiele und die Art, wie sie erwähnt und mit den Regeln sowohl als auch untereinander verknüpft werden, machen die Sprachlehre zu einem angenehmen Lesebuche, zu einer lieblichen Anthologie. Ja gewiß ein relativ (in der Welt ist Alles relativ) vollkommeneres Schulbuch dieser Art habe ich nicht mehr gesehen! Es will mich manchmal beim Durchlesen bedünken, als habe er das Alles in einem Athem und an einem Abend geschrieben, so fertig und so aus einem Gusse steht Alles da, so wunderbar spielend und mannigfaltig und doch wunderbar ähnlich sind die Beispiele zu den Regeln. Er selbst hat seine Sprachlehre (Schulbl. 1844 S. 405) mit den Worten angezeigt: „Einzelnes wird es immer zu verbessern geben, doch hoffe ich, daß ich an der Anlage und dem wesentlichen Inhalt des Buches nichts Bedeutendes werde zu ändern haben.“ Um so mehr glaube ich aussprechen zu können, daß er die Sprachlehre in der vierten Auflage zu der von ihm beabsichtigten und gewünschten Form vollendet haben wird, und daß wir Epigonen uns am Erhalten und Ausbessern freuen mögen.

Das einzige lateinische Lehrbuch der zweiten Reihe, das Tirocinium oder erste Uebungen im Uebersetzen aus dem Lateinischen, erschien 1840 zuerst in Commission der Nicolaischen Buchhandlung, 1841 aber mit Gesprächen und einer lateinischen Formenlehre vermehrt im ordentlichen Verlage. Diesmal kam die Theorie später als die Praxis; im Schulbl. 1840 S. 455 erschien eine ausführliche Darlegung der Prinzipien: „Ueber den Elementar-Unterricht im Lateinischen mit Rücksicht auf Hamilton, Jacotot und neuere Vorschläge“, erst nach der Herausgabe des Tirocinium, in dessen Vorrede übrigens die nöthige Anweisung zum Gebrauch mit hinreichender Deutlichkeit und Ausführlichkeit steht. Das Eigenthümliche dieses Büchleins besteht in der Behandlung der Sprache als eines lebendigen Ganzen; die Schüler lernen vom ersten Laute an Sätze verstehen, und es ist unmittelbar an die Gegenwart und Umgebung

angeknüpft. Diese Eigenthümlichkeit ist das Natur- und Vernunftgemäße, was es mit der Fibel und allen übrigen Geschwisterbüchern gemeinsam hat. Der Knabe lernt mit Lust, denn er fühlt sich heimisch, und indem er seine nächste Umgebung hier in fremder Sprache benennen und auswendig lernt, hat er die Vermittlung zwischen dem frischen Leben und der todten Sprache. Die Eigenthümlichkeit besteht darin ferner, daß von Neuem der Grundsatz geltend gemacht ist, einem Kinde müsse und dürfe nicht Alles gleich erklärt werden, es müsse Manches als gegeben, als Vokabel hinnehmen und lernen. Nur so kann man der tödtenden Langeweile, den Barbarismen und Solöcismen entgehen, mit denen die Lehrbücher des methodischen Fortschritts vom Leichteren zum Schwereren, die keine Form unerklärt lassen wollen, gesegnet sind. Ueber die weitere Einrichtung und die Vorschriften über den Gebrauch des Büchleins darf ich schweigen, denn es ist zur Genüge bekannt und hat durch die zahlreichen Auflagen den richtigen Takt seines Verfassers gerühmt. Es ist von der zweiten Auflage an ohne integrirende Veränderungen geblieben. Die Zusätze und Verbesserungen, welche ich mir erlaubt habe, waren selbstredend geboten und sind hoffentlich willkommen.

Das also sind die eigentlichen Schulbücher dieser Reihe. Ihnen gesellt sich zunächst das Büchlein: „Geistliche Lieder für Schule und Haus". Es erschienen zuerst 1840 die 46 von der Regierung den Seminarien, Präparanden-Anstalten und Schulen zum Auswendiglernen empfohlenen Lieder; außerdem eine größere Anzahl vorzüglicher Lieder für alle Zeiten des Kirchenjahres und für alle Verhältnisse eines christlichen Lebens. Dazu kamen in der zweiten Ausgabe noch 15 Lieder, daß es nun zusammen 109 sind. Die Ausgabe ist eine doppelte, nach den Original-Texten und nach dem Berliner Gesangbuche. Eine willkommene Zugabe sind die kurzen Bemerkungen über die Verfasser der Lieder, und Erklärungen schwieriger und veralteter Ausdrücke.

Durch eine Vorlesung am 25jährigen Stiftungsfeste der Gesellschaft für deutsche Sprache: „Paul Gerhardt und der große

Churfürst" kündigte O. S. eine neue Ausgabe von Paul Gerhardts geistlichen Liedern an. Die Vorlesung erschien besonders im Druck und auch im Schulbl. 1840 S. 165 fgg. Die Ausgabe aber ward durch mancherlei traurige und verdrießliche Umstände bis zum Frühling 1842 verzögert. Im Schulbl. 1842 S. 106 fgg. steht die Selbstanzeige des Verfassers. In Bezug auf die geschichtliche Einleitung sagt er: „Manches dürfte den Lesern neu sein und sowohl Paul Gerhardts als des großen Churfürsten Verhalten in Beziehung auf die synkretistischen Streitigkeiten in einem andern Lichte erscheinen lassen." Der Text ist nach der ersten vollständigen Sammlung, der Folio-Ausgabe von Feustking, abgedruckt; die Anmerkungen enthalten die Varianten der älteren Ausgaben und die Quellen der Lieder. Schließlich folgen 60 zum Theil zum ersten Mal gedruckte oder berichtigte Urkunden. — Das Buch ist auch äußerlich sehr ansprechend ausgestattet. Die Einleitung ist mit großer Klarheit und Einfachheit und in der gerühmten Klassizität des Stils geschrieben; die Anmerkungen zeugen von philologischer Genauigkeit und Schärfe. Ich habe ihn oft mit großer Freude und Emsigkeit an diesem Werke arbeiten sehen, und er sprach zur Zeit des Druckes viel mit hymnologischen, theologischen und philologischen Freunden über seinen Paul Gerhardt.

Es sind nun noch einige kleinere Schriften und ein postumum übrig, bevor wir zum Schulblatt gehen können. Da sind zunächst zwei so zu sagen amtliche Gelegenheitsschriften, die erste von 1839: Zum dritten Erinnerungsfest der Kirchen-Reformation in der Mark Brandenburg, und die zweite von 1840: Zur Erinnerung an Friedrich den Großen. Ich kann von beiden nur sagen, daß es nicht blos bestellte sondern wirkliche Volksschriften sind. Sie wurden an die Berliner Jugend von der Stadt Berlin vertheilt und haben in Tausenden von Exemplaren längst ihren Untergang gefunden, aber sie stehen, wenn auch etwas verkürzt, in dem zweiten Theile des Lesebuchs S. 305 und 358 fgg., und sind sonst noch zu haben. — O leset doch in der zweiten den Eingang: „Ich will nichts nehmen! Ich will nichts mehr brauchen", sagte Friedrich

der Große in seiner letzten Krankheit, als sein Leibarzt auf pünktlichen Gebrauch der Arzenei drang. „Aber Ew. Maj. müssen, versetzte der Leibarzt, „Sie sind die Erhaltung Ihres Lebens dem Lande und Ihren Unterthanen schuldig.“ Meinen Unterthanen? erwiederte der König. O die werden mich bald genug vergessen! — „Gewiß keiner Ihrer rechtschaffenen Unterthanen; Ew. Maj. sind in ihrem Andenken unvergänglich.“ — Und doch, sagte der König nach einer langen Pause, indem er nachdenkend seine Blicke auf den Leibarzt heftete, und doch haben sie Friedrich Wilhelm vergessen, der doch größer als ich war! — — Sie sollen nimmer vergessen sein; weder Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, noch Friedrich der Zweite, den die dankbare Nachwelt den Großen genannt hat. Und wenn auch der 31. Mai 1840 still vorübergeht, so soll doch die Schuljugend von dem großen Könige lesen und soll es erfahren, wem Preußen sein Bestehen, seinen Wohlstand und seinen Glanz verdankt.“

Und der Verfasser dieser Jubelschrift ist auch heimgegangen, und wie bald wird es nur noch in wenigen literarischen Schubfächern und Gedächtnissen schlummern, welch ein auserwählter Streiter auf dem Felde des Wissens und welch ein Mann des Volkes er war. Es ergeht auch den großen Regenten nicht anders; ihr Name bleibt wohl, aber er verliert nach und nach den Begriff; und daß sie auch ein warmes Herz in der Brust hatten, das vergißt man. Und das war Friedrichs des Großen Schmerz!

Rrr! ein ander Bild, ein lustig Bild! An den Herrn Pfarrer zu Elbei, Dr. Wilhelm Harnisch. Das war (und ist) auch ein wackerer Kämpe auf dem Felde der Pädagogik, voll Patriotismus und Religiosität und nicht übler pädagogischer Ideen. Nur zweierlei fehlte ihm, wissenschaftliche Gründlichkeit und Produktivität. Er war unendlich schreibselig und eitel auf seine Schriftstücke, immer am Kleinsten haftend und über dem Kleinsten stets in Gefahr, Gang und Faden und Standpunkt zu verlieren. Seine guten Seiten, die oft gelungenen Bemerkungen und Ausführungen, besonders sein „Frisches und Firnes“, hatte O. S. zu seiner Zeit gebührend an-

erkannt und gelobt, aber seinen „Standpunkt" von 1844, ein Convolut von Klatschgeschichten, konnte er nicht loben. Und das ward ihm von dem Verfasser in der Allgemeinen Schulzeitung sehr übel genommen, so daß O. S. eine „Bescheidene Antwort" auf das Sendschreiben des Herrn Pfarrers zu Elbei nöthig fand. Ich habe daraus schon mancherlei in den früheren Abschnitten mitgetheilt; es ist allerdings eine bescheidene Antwort, sie hält sich überall zur Sache, und wenn sie hie und da unwillig klingt, so ist es eine gerechte Entrüstung über Entstellungen der Wahrheit; aber es ist doch eine gewaltige Antwort, gewaltig besonders durch den sieghaften Humor, das Panier der Selbstüberwindung und der Siegesgewißheit. O. S. war zwar immer fertig mit dem, was er schreiben wollte, und das Kleinste ward so, wie er es vorher gedacht hatte, nicht wie die Laune und der Sonderverstand der Feder es hinmalte; aber wenn es galt, einen gerechten Unmuth, einen eigentlichen Herzenskummer, eine sittliche Entrüstung los zu werden, so überwand er sich und den Kummer, bis er ihn ganz beherrschte und mit ihm spielen konnte. Dann stellte der Humor sich ein, für jeden Dritten ein willkommener Gast, für den zunächst Betheiligten vielleicht ein unerträglicher Gesell. Mit welch heiterem Gesichte schrieb er solchen literarischen Scherz! nicht mit der Heiterkeit der Schadenfreude, daß er einem geistig Unterlegenen tüchtig eins auswische, sondern der Ausdruck wiedergewonnener Ruhe war es und selbsteigenes Trostes und der Gewißheit auch, im Rechte und im Vortheil zugleich zu sein. Diesen Humor, den einzig berechtigten der ernsteren Art, kann man an tausend Stellen seines Schulblatts mit herzlicher Mitfreude und vollem Mitgenuß wahrnehmen. Aber Frucht und Lohn eines solchen Humors sind und bleiben doch immer prekär; es ist mit ihm umgekehrt, wie mit dem Gelde: hier will Jeder ausgeben aber nicht einnehmen, gern zahlen aber nicht mit gleicher Münze bezahlt werden. Jeder soll sein, wie der gute „Lampe, der treffliche Bursch, der Keinen jemals betrübte"; nur der, der das von allen Mitmenschen wünscht, will dafür nicht auch so sein. O. S. verstand Scherz, Humor, Sarkasmus so gut wie irgend Einer; nur plump und

unwahr, das durfte nie ein Epigramm sein, das konnte er nie und nimmer vertragen.

Gar übel ward ihm ein Wörtlein gedeutet, das er im Jahre 1845, wo die Lehrerwelt mit dem Jubiläum Pestalozzi's beschäftigt war und der Name Pestalozzi von Mund zu Mund ging, einer Einleitung zu der „Abendstunde eines Einsiedlers" voransetzte: „Sie wollen das Säkularfest seiner Geburt feiern; aber sie kennen ihn nicht." Anderswo sagt er, als man ihm schon stark zu Leibe gegangen war, wie er zu diesem Worte, einem in aller Welt Augen unverzeihlichen Paradoxon, gekommen sei: die Unterhaltung mit einigen Freunden über Pestalozzi und die bevorstehende Feier habe zu dem Resultate bei ihm geführt und mit den genannten Worten geendet. Flugs habe es auf dem Papier gestanden, sei in die Presse gewandert und sei schleunigst erschienen, als wohlüberlegtes Wort, nicht als fixirte Laune des Augenblicks und als geistreiche Antithese. Schulbl. 1845 S. 459: „Mich dünkt auch, die Anknüpfung des Religions-Unterrichts an biblische Geschichte, geistliche Lieder und Gesänge, die unmittelbare Einführung des Kindes in das christliche Leben, folge aus Pestalozzi's richtig verstandenen Grundsätzen, und ich würde die Erörterung dieser Ansicht zur Preisaufgabe für das nächste Jahr bestimmen, wenn ich bei der Mehrzahl der Lehrer diejenige Bekanntschaft mit Pestalozzi's Schriften, die zu solcher Erörterung erforderlich ist, voraussetzen könnte."

Das Geschrei war so arg, daß er sich sogar amtlich darüber beklagen mußte — aber es gab auch einsichtige Freunde genug, die der Ueberzeugung waren und sie auch nicht zurückhielten: „Jetzt haben sie das Säkularfest seiner Geburt gefeiert, aber sie kennen ihn noch nicht." Einer Vertheidigung oder Rechtfertigung von meiner Seite bedarf es kaum. Eigentlich hat die Zeit schon gerichtet; die Pestalozzischen Freunde sind still geworden; die Art der Auffassung von den vierziger Jahren her war eine faktisch falsche, denn sie hat zu keinem erfreulichen Resultate geführt, im Gegentheil, sie war eine unheilvolle, denn sie verunglimpfte den Edlen in den Augen und in der Auffassung der Hyperorthodoxen. Man wirft ihn in einen Topf

mit Roasseau, weil seine Herolde in jenen Jahren auch Rousseau's Namen auf ihrem Banner führten. Man zersetzt chemisch seinen Glauben und findet, daß bei der Zersetzung wenig Positives übrig bleibt. Man glaubt ihn jetzt erkannt zu haben, und man feiert ihn nicht mehr; aber man kennt ihn eben so wenig. Wie schön sagt O. S., der freilich die heutige Anschauungsweise noch nicht kannte: „Man hat zuweilen Pestalozzi's Christenthum verdächtigt. In dem letzten Satz der Abendstunde spricht er es aus, „wie er es mit der Religion hat" (S. 30). Wer nun sagen möchte: „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen," dem kann ich nur erwiedern, daß gar Viele weit bessere Christen sind als sie selber glauben; und wer etwa fortführe: „Steht aber doch immer schief darum", dem möchte ich zurufen: Wer bist Du, daß Du einen fremden Knecht richtest? Er steht und fällt seinem Herrn!"

Aber laßt doch der Zeit ihren Beruf! Sie hat Pestalozzi bereits zum geschichtlichen Namen gemacht, und was Gutes und Ewiges an ihm war, das wirkt jetzt ohne seinen Namen fort und fort. Es fragt sich nur, hatte O. S. unter dem begrifflosen historischen Namen die Realität erfaßt? Sein Schulblatt bezeugt es in jedem Bande an zahlreichen Stellen, daß er seiner und alles dessen gedachte, was über ihn geschrieben ward. Seine Ansicht über seine geschichtliche Bedeutung ist dieselbe, sein Verhalten zu dem Jubiläum seiner Geburt und sein hartklingendes Anathema waren nicht durch die Ordner des Festes veranlaßt, er stand über solchen Kleinlichkeiten; es war seine innerste Ueberzeugung, daß Pestalozzi nur den Namen hergab für die humanistischen nicht, aber für die humanen, volksfreundlichen Bestrebungen jener Tage. Darum, denke ich, sollen jene Worte nur die Aufforderung sein: Feiert doch den Pestalozzi und nicht eine Tagesidee; und die Warnung: Hütet euch, des edlen Pestalozzi Namen für politische Kundgebungen zu gebrauchen. Oder auch: Sie feiern in Pestalozzi, was er gar nicht war; sie feiern in ihm den Vorkämpfer für das Volkswohl, für die Volkslehre und die Volkslehrer, und er war doch in den beiden ersten Dingen niemals glücklich und in dem letzten niemals thätig.

Wie er ihn kannte und auffaßte, das hat er außer an vielen Stellen im Schulblatte auch in dem Vorwort S. 5 gesagt; ich möchte seine Gedanken, die man dort selbst nachlesen mag, so deuten: Pestalozzi war das Urbild oder der Typus eines Elementarlehrers, in so fern Dulden, Selbstverläugnung, Ausharren, immer frische Liebe zum Lehren, Entbehrung, häusliche Sorgen, selbst bis zur häuslichen Desorganisation (um nicht zu sagen Unordnung), verachtete Weltstellung und schließlich auch wohl noch Undank und Verkennung seine Pathengeschenke sind. Nur Eines fehlte ihm, ein sonst nicht so seltenes und üppig wucherndes Kräutlein, und ich wüßte kein schöneres Zeichen seiner Religiosität als diesen Mangel: das war die Unzufriedenheit mit seiner Existenz und seinem Berufe. Durch diese völlige Hingebung an seinen Lebensberuf hat er allein sich die Unsterblichkeit errungen.

Ich glaube, es hat auch Niemand eigentlich jenen Ausspruch: „Sie wollen das Säkularfest 2c." mißverstanden, denn es hat Niemand laut oder im Herzen geantwortet: ich kenne ihn wohl, ich habe so und so viel von seinen Schriften und denen seiner Mitarbeiter und Schüler gelesen; aber darum war Alles entsetzt und empört über diesen Eingriff in die innersten Gedanken.

Noch eins, ehe ich von diesem Schriftchen scheide! Ich habe O. S. oben mit Pestalozzi in nahe Berührung gebracht; es wird mir je länger je mehr klar, daß er die Ausführung dessen ist, was in Pestalozzi schlummerte und theils unbewußt theils halb und unfertig zu Tage kam. Wie aber Alles sein wissenschaftliches Fundament hat, auch das unscheinbarste Elementarwerk, wenn es wirken und bestehen soll, so brachte O. S. das Wissenschaftliche in das Elementare, so war und ist er der wissenschaftliche Pestalozzi; selbst bis in die Nüancen des Stils hinein. Pestalozzi hatte alle Anlage zu einem klassischen Stile, aber ihm fehlte die Kunst des Schreibens, in O. S. ist der Stil künstlerisch vollendet; Pestalozzi hatte den Willen zur Methode zu gelangen und darum ist bei ihm und bei seinen vermeintlichen Schülern so viel und immer und nur von Methode die Rede, bei O. S. ist jedes Wort Methode und darum

ist kaum je von Methode die Rede; im Gegentheil, das viele und laute Pochen auf Methode war ihm zuwider, wie ein Mensch unangenehm ist, der immer von seiner Vortrefflichkeit spricht und doch nicht besser als andere ist.

Ein wunderliches Postumum habe ich kurz nach seinem Tode erscheinen lassen; wunderlich, weil die 11 Bogen Raumlehre von 1835 an datiren und zu ihrem Erscheinen sich 15 Jahre Zeit nahmen. Ein befreundeter College besorgte die Durchsicht des letzten Bogens, die Figurentafeln und das Fehlerverzeichniß. In dem Vorworte spricht er über die Vortrefflichkeit der Darstellung und die Zweckmäßigkeit des Ganges (Methode). Es hatte in des Verfassers Absichten und Wünschen gelegen, dies verwaisete Büchlein, das er, durch allerlei unbedeutende Umstände veranlaßt, erst vorläufig bei Seite gelegt und dann ganz vergessen hatte, vollständig erscheinen zu lassen. Der Tod hinderte ihn daran, und so wird es wohl unvollständig und bei seinem ersten Theil bleiben. Das Manuscript zum zweiten Theil ist vorhanden. Dabei will ich gleich noch zweier Manuscripte erwähnen, um mit dem Vollendeten und Gedruckten, dem Schulblatte, schließen zu können.

Da ist zunächst ein halb im Druck vollendetes Rechenbuch; 6 Bogen sind gesetzt, davon 5 vollständig gedruckt, das Manuscript zum Uebrigen ist vorhanden. Es mag unrecht von mir sein, daß ich es nicht vollenden ließ; es wäre ein Stern mehr in seinem Strahlenkranze; aber mit dem Tode des Herrn wird Vieles anders, und mit der Dankbarkeit eines Verlegers ist es wie mit der Gemüthlichkeit in Geldsachen. Es sollte ein Lehrbuch für den Lehrer sein und eine Entwickelung und Veranschaulichung der besten Art des Rechenunterrichts geben. Die Darstellung lieset sich wie etwa die deutsche Grammatik, so fließend, so lichtvoll und selbst gemüthlich und selbst an manchen Stellen humoristisch. Humor und Rechenunterricht! Das ist doch wahrhaftig entweder Hypermethode oder Ueberwindung und Beseitigung aller Methode!

Es ist ferner ein vollständiges und zum Druck fast ganz durchkorrigirtes Manuscript einer Mathematischen Geographie da,

eine Umarbeitung und Weiterführung des Lehrbuchs von 1824. Auch dessen gedachte er in seinem letzten Jahre ernstlich; es sollten ja, als er den Tod schon herannahen fühlte, seine letzten Opera sein. Das ruhet nun mit ihm und wird zu Staub, aber das lebendige und lebenvolle Wort, was er in die Welt hinausgesandt hat, das wird nie ruhen und nie vergehen.

Außer diesen drei größeren Manuscripten der Raumlehre, Rechenlehre und Mathematischen Geographie habe ich nur noch einige kleinere, augenscheinlich für das Schulblatt bestimmte Arbeiten, Rezensionen, Aufsätze, vorgefunden, und so steht die Zahl der Manuscripte in umgekehrtem Verhältniß zur ersten Schriftenreihe; dort mehr Ungedrucktes und weniger Gedrucktes im Vergleich zur zweiten Periode, hier mehr Gedrucktes und weniger Ungedrucktes im Vergleich zur ersten Periode.

Und nun zum Schluß, zu welchem Schluß! Die Abhandlung unter Nr. 2: „Ueber die Hörfähigkeit der Taubstummen" rechne ich als technischen Aufsatz mit zu dem Ganzen des Schulblatts, in welchem er wohl nur zufällig nicht steht.

Zuerst Einiges zur Geschichte des Schulblatts. Die Beckedorffschen Jahrbücher hatten mit Anfang 1828 zu erscheinen aufgehört; außer den Amtsblättern war kein Organ für die Mittheilung der amtlichen Verfügungen und für die Besprechung von Schulangelegenheiten, welche zunächst die Mark Brandenburg betrafen. Die Beckedorffschen Jahrbücher sind mit Geschick redigirt und enthalten zur Geschichte des Preußischen Schulwesens manch schätzbaren Beitrag und selbst für besondere Zweige und Spezialitäten des Unterrichts zusagende Belehrung. Offenbar haben diese Jahrbücher dem Schulfreunde sowohl als dem ersten und zweiten Jahrgange des Schulblatts in äußerer Form und Anordnung zum Vorbild gedient. Denn wie jene Jahrbücher ursprünglich an der Idee eines amtlichen Repertoirs und an fast amtlicher Besprechung festhielten, so sind auch im Schulfreund und in den ersten Jahrgängen des Schulblatts die amtlichen Mittheilungen und die Besprechung amtlicher Einrichtungen das Hauptsächliche und Leitende.

Es giebt aber noch einen Grund außer dem der Nachahmung des Erprobten: die Zwischenzeit zwischen 1828 bis 1835 mußte ergänzt werden, und es war überhaupt das Bestreben des Herausgebers, auf dem historisch Gegebenen weiter zu bauen und das Neue an das Alte anzuknüpfen. Darum mußte allerlei nachgeholt werden, um einen übersichtlichen Standpunkt für 1835 zu gewinnen; darum ward vorläufig mehr Kritik geübt als Neues geschaffen. Ich sage mit gutem Bedacht nur mehr Kritik als Lehre, denn die Feder des Schulblatts und Schulfreundes war von vorn herein selbständig, in jeder Faser produktiv und in jedem Strich und Klecks originell. Darum finden wir auch schon im Schulfreund und im Schulblatte sogleich die Lehre neben der Kritik, das Nichtamtliche neben dem Amtlichen.

In der Folgezeit hatte das Amtliche seinen bestimmten Platz am Ende jedes Heftes, und nur das Auserwählte und Wichtige unter diesem Amtlichen ward in den Kreis der Abhandlungen zur Besprechung und Ergänzung hineingezogen. So ward das Schulblatt zu einem Lehrbuch der Volkspädagogik, welches, um seinem Titel und seiner Erscheinungsform gerecht zu werden, im Anhange auch Amtliches mittheilte. Es ward Organ einer bestimmten Auffassung des Volksschulwesens und prägte aus und hielt diesen Charakter eines belehrenden Organs, einer Volksschul-Encyklopädie je länger je mehr und immer entschiedener fest.

Die Redaktion des Blattes, zu welcher die beiden anderen ehrenwerthen Herren ihren Namen hergaben und bisweilen auch einige statistische Nachrichten einsandten, gehörte ihm ausschließlich, und das gereichte dem Blatte, wie wir bald sehen werden, zu besonderem Segen. Er hatte reichliche Gaben von guten Freunden und getreuen Mitarbeitern, und es gab allerdings Zeiten, wo er durch häusliches Ungemach, Krankheit, amtliche Verdrießlichkeiten momentan verhindert war, so viel wie er wünschte und sonst that, für sein Schulblatt selbst zu liefern. Man kann aber hier nicht nach Zahlen gehen; denn der Jahrgang 1837 z. B. hat nur acht Abhandlungen aus seiner Feder, aber es sind darunter von den wich-

tigsten und umfangreichsten, namentlich die zwei über den Leseunterricht und die über den Sprachunterricht. Die meisten Abhandlungen hat der Jahrgang 1844, nämlich 20, und nächstdem 1847 und 1848 je 18. Von größeren Rezensionen zählen die Jahrgänge 1838 mit 11 und 1839 mit 14 die meisten. An kleineren Anzeigen ist jeder Jahrgang reich, die Miscellen, vermischten Nachrichten, Schulnachrichten, nahmen an Umfang so bedeutend zu, daß sie im Jahre 1846 besonders gedruckt einen 20 Bogen starken Band ausmachten und mit den folgenden Jahrgängen 1847—1849 wieder vereinigt, dieselben um ein Bedeutendes vergrößerten.

Nach ungefährer Uebersicht und mit Einschluß des Schulfreundes sind an größeren und kleineren Abhandlungen 210, an größeren Anzeigen etwa 100 (97), an kleineren etwa 300 (292) von seiner Feder. Die einzelnen Bemerkungen und Schulnachrichten lassen sich nicht zählen. Nach Seiten berechnet würde sich die Summe von etwa 3500 herausstellen, worin aber nicht die amtlichen Verfügungen, von denen ein großer Theil von ihm redigirt ist, begriffen sind. Wollten wir auch diese, die doch alle durch seine Hand gegangen sind, hinzuzählen, so dürfte die Seitenzahl leicht 5000 überschreiten, das ist, mehr als die Hälfte des ganzen Schulblattes betragen.

Genau freilich ist diese Schätzung nicht, aber zu hoch gewiß nicht; die unzähligen Bemerkungen, Anmerkungen und Zusätze zu den Aufsätzen, Rezensionen und Anzeigen der Mitarbeiter sind dabei gar nicht einmal in Anschlag gebracht.

Schon aus diesem numerischen Verhältniß dürfte man mit Recht schließen, daß das Schulblatt ausschließlich einer Richtung angehört und treu geblieben ist; indeß gehört doch zur wirklichen Uebereinstimmung aller einzelnen Theile eine durchgreifende, gleichmachende, diktatorische Redaktion. Farbe halten und gut redigiren ist zweierlei; jenes ist das Leichtere, dieses dürfte in wissenschaftlichen Dingen nur überlegenen Geistern eigen sein. Es gehört nämlich dazu das Auswählen der Mitarbeiter und das Dirigiren derselben; es gehört dazu das Nivelliren sämmtlicher Geistesprodukte,

daß sie alle möglichst gleich gut, gleich geistreich seien. Es gehört also auch dazu das willige Eingehen und Hingeben der Mitarbeiter an einen bewährten und stets einsichtigen Führer; daß sie in manchen Fällen selbst ihre Meinung der Sache und der Ansicht ihres Führers zu Liebe aufgeben, daß sie sich Rath und Erinnerung und Widerlegung mündlich und schriftlich gern gefallen lassen um des gemeinsamen Zweckes willen und des einträchtigen Zusammenhaltens. Dann kann man von einer Zeitschrift sagen, sie hält Farbe, ihr Inhalt entspricht ihrer Farbe und sie hält sich auf immer gleicher Höhe.

Ein solcher Redakteur war O. S. Er schaltete unbedingt mit dem geistigen Contingent seiner Mitarbeiter, nicht willkührlich oder zu ihrem Schaden sondern zu ihrem und des Blattes Besten. Er hatte Jedem seine Sphäre angewiesen, und Jeder war bereitwillig und ließ sich, wenn's irgendwo nöthig schien, sagen und meistern. Ja man möchte sagen, jeder oder doch die Hauptmitarbeiter an dem Schulblatte waren so von ihrem Redakteur zum einmüthigen Denken und Handeln gebracht, daß selbst ihr Stil zum Schulblattstil ward, daß sie in den Stil ihres Redakteurs sich hineinarbeiteten und ihn fast sich aneigneten; der Meister hatte freilich das Seine voraus, sein Stil, so leicht und gefällig klingend, war doch schwer nachzubilden, so unnachahmlich schön er war, so schwer nachzuahmen.

Welche Farbe nun aber das Schulblatt hatte, das bedarf nach allem Vorangegangenen wohl kaum der Antwort und Auseinandersetzung. Es war die Lebens- und Leibfarbe des Redakteurs, der jeder Seite und jeder Zeile sein originelles Ich wie einen leicht erkennbaren und allbekannten Stempel aufdrückte. Das Schulblatt war sein treuer Begleiter durch die letzten 15 Jahre seiner Thätigkeit und seines Lebens; in ihm lagerte er, so zu sagen, alle Begebenheiten und Ereignisse aus der amtlichen und literarischen Welt ab, und wer genau zu lesen weiß und sein Leben kennt, der wird an vielen Stellen auch Persönliches mit leisen aber deutlichen Strichen angezeichnet finden.

Das Schulblatt war zugleich der Rahmen seiner sonstigen lite-

rarischen Produktivität; und alle seine Lehrbücher der zweiten Reihe und alle sonstigen Schriften standen in genauer Wechselwirkung mit dem Schulblatt, sei es, daß dieses sie vorher ankündigte durch besondere einleitende und vorarbeitende Abhandlungen, oder daß es ihr Erscheinen durch Selbstanzeigen meldete und ins größere Publikum geleitete. So war und blieb Alles in Fluß und Leben, Nichts unvermittelt, Nichts unvorbereitet und unvermuthet, Nichts also ohne innere Berechtigung. Und so hatte das Schulblatt für diesen ganzen Lebensabschnitt den Charakter des Allumfassenden, Regelnden, Beherrschenden; es war der Stellvertreter, der freundliche, gefällige, ebenbürtige seines Herrn und Meisters, und gewiß haben die zahlreichen Leser und Freunde desselben, die den Verfasser persönlich kannten, mit ihm durch sein Schulblatt sich unmittelbar unterhalten können; und die nicht persönlich ihn kannten, mußten durch dies Schulblatt ein gutes und nicht unähnliches Bild von ihm bekommen.

So ganz gab er sich im Schulblatt und in seinen besonderen Schriften, daß man wahrlich nicht nöthig hat, nach der Farbe zu fragen; und doch waren der Menschen Urtheile auch hierin uneinig. Den Meisten freilich war er recht und gerecht, ein frommer und gottesfürchtiger Mann und mit Ernst und Eifer das Beste des Schulwesens durch sein Schulblatt anstrebend; aber Anderen war er auch hyperorthodox und der freien Entwickelung der Menschheit, will sagen, des Lehrerwohls entgegen und schädlich; und wieder Anderen noch nicht strenggläubig genug und mit manch ernsten Dingen es zu leicht und scherzhaft nehmend.

Für Letztere hilft keine Apologie, keine Beweisführung; prüfet selbst und verstehet richtig! mehr kann man ihnen nicht zurufen. Leset doch und nehmt euch selbst ein Exempel, wie demüthig er überall und unverdrossen im Dienste des Herrn sich zeigt. „Kenntnisse und Methode sind Etwas, ja sie sind dem Lehrer unentbehrlich, aber nur der ist würdig und wohl geschickt, ein Lehramt zu verwalten, der es als einen ihm von Gott angewiesenen Beruf ansieht.“ (Schulbl. 1844 S. 27.) Leset doch das Schlußwort des Jahrgangs 1845, mit welchem er das erste Decennium des Schulblatts

beschließt: was bleibt da an Frömmigkeit, Ruhe, sicherem Takte, geistiger Ueberlegenheit noch zu wünschen übrig?

Ich will auch nicht etwas vertheidigen oder beweisen, was in den Augen aller Freunde nicht bewiesen zu werden braucht; die aber, welche ihn noch nicht kennen, mögen sich selbst die Freude machen, sein Schulblatt sammt seinen Lehrbüchern zur Hand zu nehmen und aufmerksam zu prüfen; ich bin gewiß, daß ihnen die allseitige Erbauung nicht ausbleiben wird.

Ich wende mich zu dem Einzelnen. Vieles habe ich schon in den früheren Abschnitten mitgetheilt; für den ersten Abschnitt fanden sich manche willkommene Data, die sein Privatleben betreffen; für den zweiten Abschnitt habe ich namentlich die das Elementarschulwesen betreffenden theoretischen Abhandlungen benutzt und theilweise ausgezogen. Es bleibt also nur noch übrig von den Aufsätzen zu sprechen, welche nicht unmittelbar das Schulwesen angehen. Da könnte man von vorn herein fragen: Wie gehören denn die in ein Schulblatt? Ganz recht, es giebt wirklich einige, die wohl nur deshalb im Schulblatt eine Stelle fanden und auch den Schulblattlesern willkommen gewesen sein werden, weil sie aus der Feder des Redakteurs stammen. Aber die meisten haben doch ein naheliegendes Interesse gerade für den Elementarlehrer, wie die Schriften über Paul Gerhardt und den Großen Churfürsten (Schulbl. 1840 und 1841), oder wie die: Zur Berechnung des Osterfestes (Schulbl. 1843), weil das zu wissen Jedermann, also auch jeden rechtschaffenen Lehrer interessirt; ebenso wie er wissen muß, was „wahre und mittlere Zeit" ist (Schulbl. 1846), wie er einige Kenntniß haben muß von den neuen Planeten und den Keplerschen Gesetzen (Schulbl. 1847).

Weniger nothwendig erscheinen die Aufsätze: „Die Lehninische Weissagung" und „Augustin Theiner über Herzog Albrecht von Preußen" (Schulbl. 1846); obgleich der Verfasser sehr passend sagt (Schulbl. 1846 S. 362): „Es ist wichtig, daß der Schulstand von Vorgängen dieser Art unterrichtet sei, damit er wisse, woran er ist, wenn in jetziger Zeit hie und da Behauptungen auf-

tauchen, die gern Wahrheit werden möchten. Darum habe ich geglaubt, daß dieser wie der Aufsatz über die „Lehninische Weissagung" auch in unserm Schulblatt an rechter Stelle sei."

Auch über höhere Schulen und Gymnasien und deren Unterrichtsfächer sind mancherlei Nachrichten, Bemerkungen und Besprechungen in den Spalten seines Schulblatts; ja man könnte hieher auch die vielen Spezialitäten aus Geometrie und Arithmetik, die Rechenaufgaben und Lehrsätze rechnen. Aber es ist doch Alles so konform und aus einem Geiste und Wissen, daß es zur Mannigfaltigkeit des Ganzen unentbehrlich ist. Alle 210 Abhandlungen, alle sage ich, athmen dieselbe Geistesfrische, und wenn auch einige nach Zeit, Umständen und Inhalt natürlich ernster gehalten sind: von Ermattung, Wiederholung, von dem sogenannten literarischen Wiederkäuen schreibseliger Scribenten keine Spur. Klingt nicht im Jahre 1848 in den Abhandlungen: „Valentin Ickelsamer, der Erfinder der ersten Lesemethode" (S. 42), „Ein Probeblatt aus dem Pädagogischen Wörterbuch von Adam Hellweg in Scheeringen" (S. 315), „Der unartig Teutscher Sprach Verderber" (S. 353), und im Jahre 1849: „Zufällige Bemerkungen über deutsche Sprache" (S. 439), dieselbe Frische, derselbe köstliche Humor wie in den Frühlingsblumen des Schulfreundes?

Noch Einiges über diesen Schulfreund! Er erschien 1835 unter dem Titel: „Der Schulfreund, oder fliegende Blätter über Altes und Neues im Schulwesen." Der Herausgeber nannte sich nicht und schob seinen Verleger als verantwortlichen Redakteur vor. Seine Weise ist freundlich und barmherzig, sein Ton mild und herzgewinnend, aber scharf und durchdringend, wenn es gilt. Wie freundlich weiset er S. 32 den Ungenannten, der die Schuld der Studentenverirrungen auf die Art des Unterrichts schieben will, zurecht; wie scharf und gründlich urtheilt er über das neueste System der Erziehungslehre von Benecke (S. 198 fgg.; 220 fgg.). Die Krone aber des ganzen Schulfreundes sind zwei Abhandlungen, deren erste, „Erinnerungen an Fr. A. Wolf," ich im ersten Abschnitt mehrfach erwähnt habe; die zweite, „Verhandlungen des

pädagogischen Vereins über die Lorinsersche Frage," ist, was Witz und Geist und Kunst der Composition und der Darstellung betrifft, vielleicht das Meisterstück von Allem, was O. S. jemals geschrieben hat. Das wissenschaftliche Resultat dieses Berliner Symposion, dessen Theilnehmer zum Theil noch leben, war mit großer Feinheit sehr gering oder fast keines geworden. Bei so vielem Geschrei, nicht des pädagogischen Vereins sondern der gesammten Schulwelt, konnte nichts Kluges herauskommen, und es ist eine weise Eigenschaft des Staatskörpers, mehr Beharrungsvermögen (alias Gefühllosigkeit) zu besitzen als manchem heißblütigen Unterthan manchmal gut scheinen mag. Beide Abhandlungen, die „Erinnerungen an Fr. A. Wolf" und die „Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinsersche Frage", erschienen jede besonders im Druck, letztere mit dem Zusatze: „Zum Druck befördert durch Prätorius den Schulfreund.", und mit einer Nachschrift, die gegen Leo's Streit- und Fluchschrift, betreffend die Lorinsersche Frage, nicht seinen Gegner A. D. sondern die Sache an sich, die menschliche Natur und die Realität in Schutz nimmt. Ich habe die Stelle im ersten Abschnitt angeführt und füge hier noch den Schluß des Ganzen an: „Herrn Leo's Heftigkeit muß man schon entschuldigen, denn der Herr D. hat angefangen, und der Mensch ist einmal aus leidenschaftlichem Stoffe gemacht:

Fertur Prometheus, addere principi
Limo coactus particulam undique
Desectam, et insani Leonis
Vim stomacho apposuisse nostro!"

In solchem Scherze endete oft ein sittlicher Schmerz; es war ein an sich mißlicher und nicht lange vorhaltender Trost über etwas Widerwärtiges, nicht zu Beseitigendes, eine heilsame Selbstironie in solchen Fällen, wo mit dem Willen und der Macht des Einzelnen nichts geschafft wird; nicht frei von Hohn und Bitterkeit aber doch fein und nicht alltäglich; denn es sollte wohl so ein Scherzwort verletzen, aber nicht Jeder sollte es gebrauchen wie eine gewöhnliche Schimpfrede.

Aus dem fröhlichen Schulfreund Prätorius ward der Schulrath O. S., aus den fliegenden Blättern das Schulblatt der Provinz Brandenburg. Wie aus jenen die beiden genannten Abhandlungen, so wurden aus dem Schulblatte ebenfalls einige in besonderen Abdrücken herausgegeben; ich kenne folgende:

1. Anweisung zum ersten Unterricht im Lesen. Zweite Aufl. 1845. Nicolai. (Zuerst im Schulbl. 1837 S. 379.)
2. Paul Gerhardt und der große Churfürst. 1840. Nicolai. (Zuerst Schulbl. 1840 S. 165; vielleicht auch umgekehrt.)
3. Ueber den Elementar-Unterricht im Lateinischen, mit Rücksicht auf Hamilton und Jacotot und andere Vorschläge. 1841. Krause. (Zuerst Schulbl. 1840 S. 455.)
4. Sendschreiben an den Herrn Consistorial-Assessor und Archi-Diakonus Pischon, den Zorn des großen Fürsten betreffend. 1841. Nicolai. (Schulbl. 1841 S. 165.) Der Ertrag ist zu einem Bilde Paul Gerhardt's für die St. Nicolai-Kirche zu Berlin bestimmt. Am Schlusse steht: „Den Satan (den vermeintlichen großen Fürsten) lassen wir für dieses Mal laufen; er wird schon ein anderes Plätzchen finden, wo er unterkommt! Und daß Sie mir nur nicht über dieses Sendschreiben zornig werden!"
5. Ueber die praktische Bildung der künftigen Geistlichen für das Schulfach. 1843. (Schulbl. 1843 S. 3.). Angehängt ist ein „Einrichtungs-Plan einer zu Berlin zu gründenden Bildungs-Anstalt für Candidaten des Predigt- und Schulamts" und der „Bescheid des Königlichen Ministerii der geistlichen Angelegenheiten auf vorstehenden Plan", (d. h. Alles bleibt beim Alten). (S. Schulbl. 1843 S. 24 und S. 30.)
6. Zur Berechnung des Osterfestes. Ohne Datum. (Schulbl. 1843 S. 419.)
7. Zur Methodik des Sprach-Unterrichts in Volksschulen. Verfügung des Königl. Schul-Collegii der Provinz Brandenburg vom 13. Julius 1844, den Sprachunterricht in Volksschulen betreffend, nebst erläuternden Beilagen. Dritte Ausgabe. 1845. Nicolai. (Zuerst Schulbl. 1844 S. 345 u. 366 fgg.)

8. Der Religions-Unterricht in den Preußischen Gymnasien. 1846. Von Landfermann. Dazu der Religions-Unterricht auf den Preußischen Gymnasien zur Zeit des Ministers von Altenstein. (S. Schulbl. 1846 S. 1 u. S. 25 fgg.)
9. Ueber wahre und mittlere Zeit. Ohne Titel. (S. Schulbl. 1846 S. 299.)
10. Die Lehninische Weissagung nebst einem Anhange über Herzog Albrecht von Preußen. 1846. Nicolai. (Schulbl. 1846 S. 348 und S. 357 fgg.)
11. Abgedrungene Erklärung. Ohne Titel. (S. Schulbl. 1848 S. 327 fgg.)

Ich bin mit der Aufzählung zu Ende; über ein Kleines ward auch ein Aufsatz in besonderen Abdrücken an gute Freunde vertheilt, das war der Nekrolog! Und ich bin auch mit dem, was ich jetzt zu geben weiß, am Ende; ich fühle es lebhaft, daß ich in keinem Abschnitte meinem Wollen und Wünschen genügt habe. Für mich ist das Leben dieses unvergleichlichen Mannes ein unerschöpflicher Quell, mich daran zu stärken und zu erquicken; die Beschäftigung mit ihm, seinem Leben und Wirken sind mir die einzigen und liebsten Erquickstunden, und ich trage sein Bild in treuem Herzen, daß es mich tröste, belebe, belehre und warne, und mir forthelfe durch ein Leben, das mir ohne ihn nicht lebenswerth schien und auch jetzt und immerdar vereinsamt und verödet erscheinen wird. Seine vielen Freunde, Genossen und Schüler aber bitte ich, von ihren eigenen Erlebnissen und Erfahrungen mit ihm zu seinem Bilde hinzuzuthun, was zu fehlen oder zu unausgeführt zu sein scheint; ich bin zufrieden, wenn sie in jeder Zeile erkennen, daß ich mit unendlicher Liebe, Verehrung und Sehnsucht Den umfasse, der den Seinen nah und fern in aller Tugend ein seltenes und unerreichtes Muster ist.

Zugabe.

Viro doctissimo et illustrissimo

IOANNI ELERTO BODIO

Ephemeridum astronomicarum per L annos editori meritissimo imaginis marmoreae dedicationem gratulantur amici.

Berolini X Kal. Novembres

MDCCCXXII.

Felix qui potuit rerum cognoscere causas.
Virgil.

Semitam quisquis placidae senectae
Gressibus longam superat secundis,
Nulla quem coelo subito caduca
Fulgura terrent,

Conjugem caram subolemque dulcem,
Debita plenam pietate, Divi
Si cui fidos comites dederunt
Mobilis aevi,

Porrigat coelo tacitus profundo
Dupplices palmas, animoque grato
Gratiam Divis meritam referre
Cogitet usque!

Est tamen sortem magis expetendam
Ut Deus praestet, liquidis Deorum
Fontibus tingi penitusque rerum
Noscere causas.

Praedices illum merito beatum,
Alma quem totum sibi consecravit
Uranis; celsi juvat intueri
Sidera coeli,

Orbitis quae si placida moventur
Nocte praescriptis, propior videtur
Cuncta qui flectit, validaque dextra
Temperat orbem,

Discimus caram patriam manere,
Integris olim super astra partam,
Discimus coelum petere atque mundi
Temnere fastum.

En Bodi longa Tibi sospitatam
Conjugem vita subolemque dulcem;
En Tibi laeto peragrare coeli
Lucida regna!

Quaeque primaevos Orientis almi
Incolas coeli docuit voluptas
Regna mirari, facilis magistra
Te quoque duxit.

Iamque Keplero Tibi praeeunte,
Iamque Neutono studii magistro,
Ipsa reclusit Tibi sancta mater
Abdita mundi;

Quaque Junonis vaga se volutant
Palladis, Vestae Cererisque signa,
Videras augur nitidum planeten
Ducere gyros.

Utque naturae decuit Te epoptam,
Comiter gnavis per aperta coeli
Tramitem monstras, studioque gaudes
Coelitus orto.

Posteris laetum veluti beatae
Sortis exemplum memori manebis
Corde, post funus pia Te sequetur
Fama snperstes.

Roditur saeclo senis haec imago;
Ecce non deerit; Bodii vigebit
Nomen in coelis, ubi Friderici
Sidera fulgent!

Zum

23sten October 1822.

NB. Der König befand sich damals auf dem Congreß zu Verona.

Integer vitae scelerisque purus
Arduis nescit tremere in periclis,
Mente nec diri solida movetur
Fulminis ictu.

Rebus humanis animo benigno
Providet celso residens Olympo,
Quidque mortali generi cavendum,
Prospicit unus.

O Deus clemens, populos feroces
Flectis ut rivos; redeat bonorum
Caritas concors studiumque verum
Vera tuendi!

Queis ad Ilissum trepidumque Iberum
Cladibus fortes populi premuntur,
Terminum ponas; miseris memento
Tendere dextram!

Corde quae puro meditata reges,
Foederis sancti memores, jubebunt,
Regibusque ipsis populisque fausta
Esse precamur.

Principem salva peregre profectum;
Vivat extento Guilielmus aevo,
Gentis Hermannae pater atque custos,
Dignus amari.

Trinoctium Byzantinum.

Carmen elegiacum.

MDCCCXXIII.

Discite justitiam moniti nec temnere divos!

Cernitis ut trepidos summo discrimine Grajos
    Adjuvet ipse Deus suppetiasque ferat?
Condiderat nox atra polum caligine densa,
    Byzantinaque gens victa sopore jacet,
Cuncta silent, nisi quod ventis agitata superbis
    Aequoris unda procul murmura rauca ciet,
Flammas cum subito tectis erumpere cernunt,
    Ac noctis tenebras lucida flamma secat.
Horrendum inclamant vigiles, coelumque remugit,
    Lugubris illa simul buccina triste sonat!
Exsurgunt epulis, si quos convivia longa
    Somnum de media carpere nocte vetant;
Exsiliunt trepidi, quos dira insomnia terrent,
    Ac praesaga mali somnia vera vident;
Implentur clamore viae, vesanaque turba
    Cursu praecipiti littora tuta petit;
Volvitur at sequiturque furens Vulcanius ardor,
    Parcere nescius, at — jam peritura vident,
Quae maris ad ripam posuit sibi limina vasta
    Dux Mahometigenum gaudia tuta petens.
Cernitis eunuchos trepidare per alta palati
    Atria? quam misere coeca pericla timent!
Cernitis inclusas mulierclas scindere vestem,
    Comtam caesariem diripiente manu?
Cernitis indomitas jam vero ad saeva cohortes
    Arma metu celerem praecipitare gradum?

In caedes hominum surgit mox dira caterva,
Et pariter pueros enecat atque senes,
Effrangitque fores, praedam raptura per urbem,
Conflagraturas diripit illa domos.

Tum vero e populo sancti vox missa prophetae
Suspensas aures flebilis illa ferit:
Parcite militibusque simul flammisque reniti!
Coelitus haec cives aspera fata premunt.
Nam quoscunque insons Chios est perpessa labores,
Constantinopolin numina ferre jubent.
Sanguine foedastis Grajorum limina sacra,
Sanguine jam nostro sacra piare decet!

Solvitur interea somno trux ipse tyrannus
Gentis lunigerae tristia fata videns!
„Vae mihi! quae video! Num mentem somnia ludunt?
Votane sic praestas, false propheta, mihi?
Speranti Grajum flammas jam spargere tectis
Uritur en flammis urbs habitata mihi!
Speranti Grajum de sanguine tingere ferrum
Cernitur, ut nostro sanguine terra fluat!
Quique crucis signum speraram demere templis,
Dimidiata mihi luna revolsa cadit!
Quin tu vertere jam flammas in tecta memento
Christiadum, penitus perniciosa mihi?"
Dixerat ac tollit moestos ad sidera vultus,
Nulla tenebrosa nocte nitere videt!
At ventis vaga flamma recens nutritur obortis
Ac turres altas fanaque sancta petit,
Terque ad Christicolas metuendis volvitur iris,
Ter mutata citam flamina vim cohibent;
Verum mortifero bello quae forte parata
Condita tela jacent, flamma perurit edax.
Tum vero manifesta vident vestigia coeli,
Numine quod sancto ferrea fata regit.
„Viceris heu, crux saeva mihi, sic pectore ab imo
Suspirans fatur, viceris, alta ruunt.
At tu supplicium, servis tu vilibus olim
Crux infamis eras nec metuenda viris,

Te nunc vexillum Christi posuere timendum,
Te nunc egregium praecipuumque decus.
Verane sunt, quae Christicolae jactare feruntur,
Hoc signo fortes nulla timere mala?
Hoc signo, dubiis certam posuisse salutem,
Quem sibi praesidio semper adesse putant?
Credimus an qui vos sublimes condidit arces,
Nomine vosque suo nobilitare dedit,
Credimus hunc coelis summo discrimine rerum
Conspexisse crucis signa salutifera?"

Quae dum pectoribus secum stomachatur iniquis,
Campos aetherios fulmina dira secant,
Exoritur noctemque fugat, mirabile dictu!
Ignea crux, celsis nubibus illa micans,
Adstantemque videt nivea nunc veste decorum,
Dignus martyrio qui sua fata tulit,
Vatem Gregorium, festis qui triste! diebus
Nomine pro Christi victima caesus erat,
Adstantesque videt cunctos, quos ipse tyrannus
Mactandos vulgo militibusque dedit,
Quique, fidem sanctam factis non ore professi,
Sanguine firmarunt, quae docuisse juvat.
Dumque ille attonitis stupefactus sensibus haeret,
Gregorius leni talia voce refert:
„Cernis ut afflictos summo discrimine Grajos
Adjuvet ipse Deus suppetiasque ferat!
Quae nec dura preces potuerunt flectere corda,
Mite nec obsequium vixque ferenda ferens,
Rebus in adversis jam discent ponere fastum,
Et, quae fraude cient, illacrimare malis.
An tu nulla putas mundum quae numina curent?
Est Deus, ultrices porrigit ecce manus!
An quod destituunt, fidei quos vincula jungunt,
(Nempe datam decuit deseruisse fidem!)
Idcirco Tibi cuncta putas superata pericla,
Ulla nec afflictis surgere praesidia?
Unus adhuc superest, causam gesturus honestam,
Christus enim vindex aethere missus adest!

Quam tu fulgentem spectas nunc luce corusca,
Obtinet haec palmam crux venerata mihi.
Hanc, ubi summa dies instat, cum saecula judex
Invisurus adest ac tuba mira sonat,
Hanc iterum tu conspicies, nec judicis ora
Arte tibi nulla decipienda feres.
Haec tibi signa tamen miserunt numina, tu sis
Salvam fac animam, dum tua fata sinunt."

Haec ubi dicta dedit, coelo crux demitur alto
Visaque diffugiunt, attonitique stupent.
Per tres inde dies populatrix flamma vagatur
Fatalique neci millia multa dedit.

At Vos jam, quibus est sanctae custodia legis,
Discite, quae monitos discere tempus erat!
Nulla salus mundo nec foedera sancta manebunt,
Ni pietate simul justitiaque vigent.
Humanum sentire decet nec temnere reges
Inviolabile jus, quod Deus ipse dedit.
Vos si legitimum vultis rectumque tueri,
Lex miseris dextram tendere summa jubet;
Saxea sin rigido gestatis pectore corda,
Saxa vel ipsa, mihi credite! signa dabunt.

Meminerint Lectores, Gregorium, Patriarcham Byzantinum, et plures cum eo Graecorum episcopos duobus abhinc annis ipsoque Paschatis festo supplicio affectos esse. Horum nulla alia culpa fuisse credebatur, nisi quod Graeca de gente essent et fidem christianam profiterentur.

S.

Zum
24sten September 1825.

(E. G. Fischers Jubiläum.)

Psalm 103.

1. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.

2. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat,

3. Der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen,

4. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit,

5. Der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst, wie ein Adler.

11. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten.

12. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Uebertretung von uns sein.

13. Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.

14. Denn er kennet, was für ein Gemächt wir sind, er gedenket daran, daß wir Staub sind.

15. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde;

16. Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

17. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind.

A. d. VIII. Kal. Octobr.

MDCCCXXV.

Psalmus CIII.

Laudibus gratis, mea mens, memento
Numinis sancti celebrare dona!
Tu fac ILLIUS benefacta grato
Pectore condas,

Qui tuae cladi facilis medetur,
Qui tuam cunctis animam periclis
Expedit, fessam tibi qui senectam
Viribus auget.

Qua per immensum patet arx profundi
Aetheris, qua sol moderatur annum,
Conditam servat cumulatque largo
Munere terram.

Ut pater caram subolem tuetur,
Ipsemet nostri miserescit ultro,
Ipse mortales meminit caduco
Pulvere natos.

Flos uti prato viridante crescit,
Induit florem fragilis juventa;
Flos uti ventis cadit aestuosis,
Carpimur aevo.

Una mortali generi parata
Lucet in coelis requies laborum,
Otium sancta pietate partum
Usque manebit.

Zu

Göthe's Geburtstagsfeier

in der Deutschen Gesellschaft.

Uebertragung des Gedichts: **Beherzigung.**

D. XXVIII. Augusti MDCCCXXX.

Vota quid Divos hominum precentur?
Praestat ignavum dare se quieti?
Praestat incertos trepidantis aevi
Volvere casus?

Qua sibi condet misero penates?
Ponet in campis humilem tabernam?
Rupibus credat? — Tremit heu! labante
Vertice rupes.

Non color vitae decet unus omnes!
Ipse quid possis, quid agas, videbis.
Altius si quis steterit, caveto,
Ne cadat ipse!

Aus dem Programm:
Einladung zum Gedächtniß der Wohlthäter,
23. December 1823.

NB. Otto Schulz hielt an demselben Feste die Hauptrede: Ueber die sittliche Richtung des Schulunterrichts.

Integram puris manibus sementem
Fertili condit pietas in agro,
Servat Aeternus tribuitque largo
  Foenore messem.

Impiger mandat teneram colonus
Arborem terrae, gremioque laeta
Crescit occulto, memoresque carpunt
  Poma nepotes.

Alma sic flores docili juventae
Principum cura domus instituta,
Civium crescis meritis tuorum
  Amplificata.

Ni Deus nostras tueatur aedes,
Est labor cassus vigilumque cura;
Sancte Tu nostris, modo Tu precamur
  Adnue coeptis!

Evehis, quidquid generosa virtus
Posteris laetum duce Te conatur,
Dejicis fastum, sua qui laborat
  Condere templa.

Quas sibi sedes meditata coelum,
Vana contemnens, pietas poposcit,
Iam piis rursum studiis dicatas
  Usque tuere.

Quam Tibi sacram facimus sementem,
Da nec-ingratis cadat illa campis;
Rore divino ferat irrigatam
  Tempore messem.

Das Gebet der Kleinen.

An der dritten hundertjährigen Jubelfeier des Reformationsfestes
im
Berlinisch-Cöllnischen Gymnasium zum Grauen Kloster
am
6. November 1817 vorgetragen.

Als Kaiser Karl der Fünfte gar
Die reine Lehr zu dämpfen,
In stolzem Muth entschlossen war,
Mit Heeresmacht zu kämpfen;
Da sann der Fürst von Sachsenland
Auf Eintracht oder Widerstand.

Nach Torgau an der Elbe hart,
Von seines Fürsten wegen
Lutherus hinbeschieden ward,
Im Pfarrhaus Raths zu pflegen;
Melanchthon, Jonas, Spalatin
Und Doktor Pommer mit ihm ziehn.

Und als die drohende Gefahr
Im Geist sie num erwogen,
Ein Jeder hoch betrübet war
Und Jedes Stirn umzogen;
Doch überwältiget von Schmerz
Brach schier Melanchthons armes Herz.

Er schleicht zur nahen Kammer hin,
Im Stillen dort zu weinen,
Und findet hier die Pfarrerin
Mit all' den lieben Kleinen;
Und was die fromme Hausfrau that,
Ihm tröstend vor die Seele trat.

Den zarten Säugling an der Brust
Schafft sie, was sonst vonnöthen,
Und lehrt dabei mit frommer Lust
Die lieben Kindlein beten:
„Ach Gott vom Himmel sieh darein!
„Du wollest unser Helfer sein!“

Und hocherfreut Melanchthon spricht:
„Das sind drei edle Werke!
„Wo man so übt die kleine Pflicht,
„Giebt Gott zum Großen Stärke!“
Dann kehrt er heim, des Trostes voll,
Daß man auf Gott vertrauen soll.

„Die Feinde haben's ihren Spott,
„Was wir in Demuth schaffen;
„Eine veste Burg ist unser Gott,
„Ein gute Wehr und Waffen!
„Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
„Ein Anderer ist wohl auf dem Plan!“

Und fragend sehn ihn Alle an
Und wissen's nicht zu deuten.
„Sagt an, wer ist der rechte Mann,
„Der für uns könnte streiten?“
Und Fried' und Freud' im Angesicht
Der edle Herr Philippus spricht:

„Dort in dem stillen Kämmerlein,
„Daraus ich jetzt getreten,
„Sah ich die lieben Kindelein
„Zu Gott dem Herren beten;
„Der lieben Kindlein schlicht Gebet
„Hat nicht umsonst zu Gott gefleht.“

Und wie er's hoffte, wird's gewährt,
Denn ob sie grimmig kämpften,
Mit List und Trug, mit Feu'r und Schwerdt,
Das Wort sie doch nicht dämpften,
Und kräftig wirkte Gottes Wort
Und wuchs und wächst noch immer fort!

Gottes Wort, der einige Hort.

(Ebenfalls auf dem Reformationsfeste 1817 vorgetragen.)

Was Menschenwitz und Menschensinn
Ersonnen hat, das fährt dahin;
Doch Gottes Wort und Luthers Lehr
Vergehen nun und nimmermehr.

Hoch ehren wir den theuren Mann;
Kühn setzt' er Ehr' und Leben dran,
Daß Gottes unverfälschtes Wort
Verkündigt würd' an jedem Ort.

Und wer im Glauben rechter Art
Dies Wort im Herzen treu bewahrt,
Den führet er durch Freud' und Leid,
Durch Noth und Tod zur Seligkeit.

Drum wer nur Gottes Wort bekennt,
Mit Recht sich Christi Jünger nennt,
Denn Luther, Zwingli und Calvin,
Sie alle meinten doch nur Ihn!

Und all ihr Streit ist abgethan,
Seitdem sie Gott im Lichte sahn,
In einem Himmel reichen sich
Die Drei die Hände brüderlich.

Drum wie man betet oder spricht,
Das wehret uns der Himmel nicht;
Der Mensch erbaut sich, wie er kann;
Gott aber sieht das Herz nur an.

In allem Volk, das unterm Mond
Auf seiner weiten Erde wohnt,
Wer Gutes thut und ihn verehrt,
Ist einer ew'gen Krone werth!

Und diese Krone zu empfahn,
Zeigt Gottes Wort die rechte Bahn;
Drum bleibt das edle Gotteswort
In Noth und Tod der ein'ge Hort!

Druck von Carl Jahncke in Berlin, Klosterstraße Nr. 49.

De la Haye